Deutsches Lesebuch

Teil 6

4006

Prof. Rosina hat d. gern. Kultur erforscht.

2,–

LTSEHA bis 1. Std. nach d. Herrn S. 67–111.

Überschr. schr. od. so. merken!

Teubners Deutsches Unterrichtswerk
Abteilung: Erziehung durch das Schrifttum

Deutsches Lesebuch

für höhere Lehranstalten

Sechster Teil

für Klasse 6

Herausgegeben von
Prof. Dr. Walter Baetke

Zweite Auflage

1940
Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Best.-Nr. 4006

Quellenverzeichnis

Die Eddatexte wurden aus der im Verlag Diederichs, Jena, erschienenen Ausgabe in der Übertragung von Felix Genzmer übernommen mit Ausnahme des „Eirikliedes" (Nr. 14), das von Wilhelm Hertz übertragen wurde (übernommen aus Friedrich von der Leyen, „Die Götter und Göttersagen der Germanen", Verlag C. H. Beck, München) und „Der Seherin Gesicht" (Nr. 15), neue Übertragung von Felix Genzmer aus dem Bändchen „Götterdämmerung", erschienen in der „Deutschen Reihe" im Verlag Diederichs, Jena.

Nr. 24, „Gunnar und Njal" ist ein Auszug aus der Njalssaga, übersetzt von Andreas Heusler, übernommen aus der Sammlung „Thule", Bd. 4; der Schluß ab S. 80 unten „Wie es sich gegen die Njalssöhne wandte", stammt aus dem „Isländerbuch" Band 2 von Arthur Bonus, Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Nr. 25, „Kjartan und Gudrun" ist ein Auszug aus der Lachswassertalsaga, übersetzt von Arthur Bonus, übernommen aus dem „Isländerbuch" I, Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Nr. 26, „Gisli der Geächtete" ist ein Auszug aus der Gislisaga, übersetzt von Ludwig Meyn, Sammlung „Bauern und Helden", herausgegeben von Walter Baetke, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Nr. 33, „Hildebrand und Hadubrand", die Übertragung ins Neuhochdeutsche stammt von Gustav Ehrismann, „Geschichte der deutschen Literatur", I. Teil, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Nr. 35. Die Zwischentexte zum Nibelungenlied stammen aus Hans Friedrich Blunck's Buch „Das Nibelungenlied. Mit Bildern aus der Hundeshagenschen Handschrift", Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig.

Die Stücke 2, 4, 5, 23 und 34 sind Originalbeiträge.

Inhaltsübersicht

I. Germanische Frühzeit

Germanische Kulturhöhe

1. Der Lebensraum	Gustav Wenz	7
2. Germanisches Leben	Hans Kuhn	10
3. Die Fürstenhalle	Hermann Hofmeister	19
4. Runen und Sinnbilder	Wolfgang Krause	22

Glaube und Mythos

5. Gottesverehrung und Frömmigkeit	Walter Baetke	29
6. Das Weltall	Edda (Grimnirlied)	35
7. Anruf der Götter	Edda (Die Erweckung der Walküre)	36
8. Mutter Erde	Tacitus, Germania	36
9. Bauerngebet	Angelsächsischer Flursegen	37
10. Thor und Odin	Martin Nink	37
11. Altnordische Runenweisheit	Edda	44
12. Die Merseburger Sprüche		45
Gefangenenlösung		45
Der Gott als Helfer		45
13. Balders Tod		45
Weissagung	Edda (Balders Träume)	45
Erfüllung	Snorra-Edda	47
14. Eiriklied	Skaldenlied	48
15. Der Seherin Gesicht	Edda	49
16. Esche und Ulme	Johannes Linke	52
17. Weissagung der Wala	Börries, Frhr. v. Münchhausen	53
18. Der heilige Baum	Ernst Bertram	54

Lebensgefühl und sittliche Werte

19. Germanische Sittlichkeit	Andreas Heusler	55
20. Spruchweisheit der Edda	Edda („Das alte Sittengedicht") und („Lehren an Loddfafnir")	57
21. Königtum der Frühzeit	Wilhelm Grönbech	59
22. Die germanische Frau	Ida Naumann	60
23. Die isländische Saga	Walter Baetke	65
24. Gunnar und Njal	Aus der Njalssaga	67
25. Kjartan und Gudrun	Aus der Lachswassertalsaga	91
26. Gisli der Geächtete	Aus der Gislisaga	99
27. Der Eid	Stefan George	111
28. Auf seinem Schild sterben	Josef Weinheber	112

Heldische Bewährung

29. Der Geist der germanischen Heldendichtung	Fritz Martini	113
30. Das alte Sigurdlied	Edda	117
31. Das alte Atlilied	Edda	119

32. Das alte Hamdirlied ..... Edda 123
33. Hildebrand und Hadubrand 125
Althochdeutsche Fassung 125
Übertragung ..... Gustav Ehrismann 125
Hildebrands Sterbelied ..... Asmundarsaga 128

II. Deutsches Mittelalter

34. Der deutsche Mensch der Ritterzeit im Bilde des Nibelungenliedes ..... Hermann Stodte 131
35. Das Nibelungenlied 134
Mittelhochdeutsche Fassung 134
Zwischentexte ..... Hans Friedrich Blunck 135
36. Die Nibelungen ..... Agnes Miegel 169
37. Der Fiedler von Alzey ..... Ernst Bertram 170
38. Ein Lied Volkers ..... Börries, Frhr. v. Münchhausen 171
39. Tanzlied 173
40. Liebeslied 173
41. Sommer 173
42. Der Falke ..... Der von Kürenberg 173
43. Lob des Frühlings ..... Heinrich von Veldeke 173

Walther von der Vogelweide

44. Not des Reiches 174
45. Ruf zur Einheit 174
46. Des Reiches Krone 176
47. Die Lüge Roms 176
48. An Philipp von Schwaben 177
49. An Otto IV. 177
50. Der Pfaffen Doppelzüngigkeit 178
51. Der Opferstock 178
52. Der welsche Schrein 178
53. Wider den Ablaßhandel 179
54. An Friedrich II. 179
55. Das Lehen 179
56. Unbill des Winters 179
57. Mailied 180
58. Wahre Liebe 180
59. Sommertraum 181
60. Der Traum 182
61. Spruchweisheit 183
62. Selbstzucht 183
63. Lob der Deutschen 184
64. Walther ..... Ernst Bertram 185
65. Ritter ..... Rainer Maria Rilke 185
66. Der befreite Held ..... Josef Weinheber 185

I

Germanische Frühzeit

Germanische Kulturhöhe

I. Der Lebensraum

Gustav Wenz

In der germanischen Kultur verwirklicht sich die nordische Rasse; die Lebensäußerungen der Germanen sind Ausdruck ihres nordischen Wesens. Diese Verwirklichung der Rasse in der Geschichte tritt in den Wandlungen und Verwandlungen dreier Jahrtausende und in der räumlichen Breite des europäischen Erdteils in Erscheinung.

Damit zeichnen wir räumliche und zeitliche Grenzen: Vom Beginn der Bronzezeit im europäischen Norden um 2000 v. Chr. bis zum Vordringen mittelalterlichen Lebensgefühls nach dem skandinavischen und isländischen Gebiet zwischen 1100 und 1200 n. Chr. reicht die geschichtliche Zeitspanne, während der sich die germanische Kultur ausbildet, entfaltet und zur mittelalterlich-europäischen Kultur umformt.

Wir trennen germanisches Altertum und europäisches Mittelalter so, daß wir die germanischen Völkerwanderungsreiche in Süd- und Mitteleuropa dem Altertum zuweisen. An der Zeitenwende steht das Merowingerreich der Franken. Für England liegt diese Schnittlinie vor dem Leben König Alfreds, den man den Großen nennt. Für Schweden, Dänemark und Norwegen im 11. und 12. Jahrhundert, so wie in der Folge der Bekehrung zum Christentum die heidnisch-germanische Kultur alter Zeit sich in die mittelalterlich-christliche Gefühls- und Gedankenwelt verwandelt.

Diese zeitliche Schnittlinie ist als Grenze nur so zu verstehen, daß mit dieser Zeit von 700 bis 1200 die letzte endgültige Umgestaltung angedeutet wird. In einem breiten zeitlichen Streifen von zweihundert bis vierhundert Jahren — also von sechs bis zu zwölf Geschlechtern in ihrer Folge — vollzieht sich der Glaubenswandel, das Verbrennen des Angebeteten, das Anbeten des bisher Verbrannten.

Germanisch in unserem Sinne ist also vorchristlich; die Wandlung des Germanischen in das Volkstum der einzelnen Völker germanischer Rasse, wie sie sich zu Beginn des Mittelalters vollzog, gehört nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung.

Die seelische Grundhaltung der germanischen Rasse dem Leben gegenüber ist auch im Mittelalter und in der Neuzeit die Wurzel der Kulturleistungen der germanischen Völker, und besonders die deutsche Kultur ist in ihrem Wesen nicht zu begreifen, wenn wir sie nicht aus den Tiefen einer Wesensart deuten, die in der Eigenart der nordischen Rasse liegt.

Die räumliche Begrenzung des Germanentums alter Zeit sprengt fast den Rahmen Europas. Die Vandalen begründen 430 ihr nordafrikanisches Reich; die Norweger finden um 1000 einen ersten nördlichen Seeweg nach Nordamerika.

Aber dies ist für die räumliche Ansicht des Germanentums nicht entscheidend. Wesentlicher ist das andere, daß auch aus einem kleinen Landgebiet als einer spannungsgeladenen Kraftquelle im Ablauf der Jahrtausende immer wieder Scharen, Züge, Volkschaften herausgeschleudert werden, deren Bewegung das alte Europa zerstört und ein neues, das mittelalterliche Europa formt.

Eigentliche Germanenheimat ist der dänische Umkreis: die dänischen Inseln, Südnorwegen, Südschweden, Jütland, Schleswig-Holstein, Westmecklenburg. Nach Norden und Nordost über die skandinavische Halbinsel dehnt sich der Kreis im zweiten vorchristlichen Jahrtausend; nach Südosten, der Ostseeküste zwischen Oder und Weichsel, im Beginn des ersten; nach Süden und Südwesten zur gleichen Zeit, um noch in den vorrömischen Jahrhunderten der Eisenzeit im Vordringen gegen die Kelten bis zur Donau und zum Rhein zu gelangen. In diesen beiden Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung dehnt sich der Kreis, doch er bleibt geschlossen; er überlagert im Nordosten die Finnen und Lappen, im Südosten die nordillyrischen Stämme, im Süden und Südwesten keltische Volkschaften.

Diese gespannte und sich dehnende Naturkraft trifft auf die Gegenkraft der antik-römischen kriegerischen und staatlichen Kultur. Zunächst, einer Vorhut gleich, dringt der wandernde Zug der Kimbern und Teutonen über die Alpen und nach Gallien. Dann rückt am sich dehnenden Kreise Ariowist, der Suebenführer, über den Oberrhein vor; er trifft auf Cäsar, den Statthalter des noch unbefriedeten Galliens. Ariowist wird geschlagen; Rhein und Donau werden vorläufige unbestimmte Grenzlinien zwischen den Mächten, die um die staatliche Gestalt Europas ringen.

Nordische Naturkraft und mittelmeerländischer Staatswille ringen über vier Jahrhunderte um Europa, um das politische, wirtschaftliche, geistig-seelische Gesicht des Erdteils. Vom nordenglischen Vallum Antonini zum unteren und mittleren Rhein, den Limes entlang zur oberen Donau zieht sich jahrhundertelang Wall und Graben und befestigtes Lager gegen den nordischen Menschen, nachdem die Versuche zur Zeit des Kaisers Augustus, die Grenze bis zur Elbe vorzuschieben, gescheitert waren. So ist für die Römer England die westliche Flankendeckung, die Rhein-Limes-Donaulinie eine auf lange hinaus unerschütterliche militärische Verteidigungsfront. Sie hemmt die nordische Wanderbewegung, die ihre Naturgrenze im Norden und Nordosten gefunden hat, und staut die Kräfte, die sich nicht in den Dienst der Römer stellen und dort dazu beitragen, das Römerreich von innen zu zersetzen.

Der so entstandene Druck entlädt sich seit 180 n. Chr. in einer ersten geschichtlichen Völkerbewegung großen Stils, die von Germanen getragen wird. Sie ist südöstlich gerichtet und führt die germanischen Stämme der unteren Weichsel stromaufwärts und weiter zum Dnjestr, Bug und Dnjepr und der Küste des Schwarzen Meeres entlang ostwärts bis zum Don. So steht der Ostseegermane, dem Druck der römischen Nordgrenze ausweichend, im 3. Jahrhundert n. Chr. am Schwarzen Meer, der östlichen Nordfront des römischen Mittelmeer-Weltreiches gegenüber: die Ostgoten am Nordrande des Schwarzen Meeres, die Westgoten im römischen Vorfeld Dacien, nördlich der unteren Donau.

Schicksalhaft wie dies Ausweichen der Germanen vor dem Druck der Grenze nach Südosten ist der Stoß der Hunnen, der — fünf Geschlechter später, 375 — die Gotenreiche trifft. Er wirft die Ostgoten auf die Westgoten, treibt diese zum größeren Teile südlich über die Donau und leitet so die Westgotenzüge ein, die durch den

Balkan und Italien nach Westgallien und Spanien führen und das westliche Imperium Romanum erschüttern.

Dieser Stoß in die Nordostflanke Roms — Friedrichs Angriff in der Schlacht bei Leuthen vergleichbar — bringt die gesamte Nordfront der Römer ins Wanken und zertrümmert sie: England, der Rhein, der Limes, die Donau werden aufgegeben. Die zweite — westgermanische — Völkerbewegung setzt ein: Wanderbewegung bei den Langobarden, den Burgunden (Ostgermanen, die sich in den Südwestzug einreihen), den Angeln und Sachsen; Ausdehnungsbewegung bei den Franken.

Inzwischen greifen die Ostgoten, nach Attilas Tode von hunnischer Oberherrschaft frei, Byzanz an; sie ergreifen Besitz von Italien. Die Franken erobern Gallien. Nach dem Untergang der Ostgoten in Italien entsteht dort die Herrschaft der Langobarden: Westrom ist am Ende dieser wechselvollen Kriegszüge, die die zwei Jahrhunderte seit dem Hunneneinfall ausfüllen, in den Händen der Germanen. Ihre Rechte sind in Gallien, Italien, Spanien, Nordafrika auf die Macht des Schwertes, nicht auf bodengebundenes Volkstum gegründet.

Das Schwert hat keine Zeugekraft für die eigene Art; so verliert sich der Germane in diesen Reichen an die Fortentwicklung der Antike. Der fremde Eroberer wird in das verwandelte provinzialrömische Volkstum dieser Gebiete eingesogen, soweit er nicht in den jahrhundertelangen mörderischen Kämpfen, die in Spanien und Gallien schließlich auch gegen die Araber geführt werden müssen, sein Geschlecht durch sein Heldentum mit dem Tode auslöscht.

Deutschland ist um 870 bis an die Ostgrenze der Elbe und Saale, bis an die Nordgrenze der Eider hin christlich. Deutschland wehrt sich als einziges Land Europas mit dauerndem Erfolg gegen die Einfälle der heidnischen Nordmänner, der Wikinger. Denn noch lebt im Norden das alte Germanentum.

Seit 800 unternahmen die Wikinger Dänemarks und Norwegens ihre Seefahrerzüge planmäßig und immer kühner, unerhörter gegen Friesland, England, Flandern, Frankreich, Irland, Spanien, ja schließlich gegen die Provence, Sizilien, Italien. Ihre Absicht ist Krieg um der Herrschaft willen, und so treten wiederholt bei großen Heerzügen die Staatengründungen in den Vordergrund. Unter ihnen ist die bedeutendste der Normannenstaat in der Normandie. Von hier aus erobert der Normannenherzog Wilhelm 1066 England und trägt die eigene französisch-normannische Kultur und Lebensform nach England, das so einen neuen mächtigen Antrieb erhält, sich in seiner Kulturentfaltung an den westeuropäischen Kontinent anzuschließen.

Was den Franken bei der Unterwerfung des provinzial-römischen Galliens nicht gelingt, vollbringen die in Südostengland seit 350 n. Chr. einwandernden und siedelnden Angelsachsen: in ihrem Gebiet der sieben Königreiche, die erst später zusammengeschlossen werden, sind sie die Herren und zugleich Träger des neu sich bildenden Volkstums, indem sie die ansässigen Kelten in ihre Sprache und Sitte einbeziehen. Mit der Ausdehnung der angelsächsischen Macht hat das Keltentum seine Sprache allmählich bis an die Grenzen von Wales und Schottland aufgegeben.

Neben den Wikingerzügen der Dänen und Norweger stehen die Rußlandfahrten der Schweden, der Waräger, die das Flußsystem Rußlands gewandt und wagemutig zu ihren Handelsfahrten ausnutzen. Sie gründen Handelsorte und

Reiche, stoßen bis zum Schwarzen Meere vor und gelangen bis nach Byzanz, das sie mehrfach bedrohen, mit dem sie Handelsverträge abschließen und in dem sie bis ins 11. Jahrhundert die Leibwache des byzantinischen Kaisers stellen.

Siedlungsfahrten in nordwestlicher Richtung führen die Norweger nach den Orkaden, den Shetlandinseln und Faeröern, schließlich seit 870 nach Island, das in zwei Geschlechtern besiedelt ist und sich 930 eine freistaatliche Verfassung gibt. Durch Islandfahrer wird Grönland entdeckt und auch im Jahre 1000 der nördliche Seeweg nach Amerika.

Während die Völkerbewegungen in der ersten Hälfte des ersten christlichen Jahrtausends die alte Mittelmeerwelt Roms zerstören und eigene Staatengebilde aufbauen, sind die Handels-, Siedlungs- und Heerfahrten der Nordländer ohne eine solche umstürzende Wirkung geblieben. Die Staatenbildungen — mit der einen Ausnahme der Neusiedlung auf Island — hatten keinen Bestand, die ungeheure Kraft, die in diesen Fahrten wirksam wurde, verpuffte trotz allem Einsatz ins Leere, weil sich in ihnen der lediglich männliche Kräfteüberschuß in einem Drang abenteuernder Wildheit entlädt, ohne daß die zweifellos auch vorhandenen kulturformenden Kräfte zu dauernder Verwirklichung kommen.

Island allein hat für die germanische Kultur des Nordens unter diesen Neugründungen eine besondere Stellung; diese Insel am Rande des Polarkreises übertrifft in der Bedeutung dessen, was sie an Überresten germanischer Kultur überliefert, alles, was die andern germanischen Völker an Erinnerungen an ihre Vorzeit bewahrt haben. Islands Dichtung, Kunstprosa und Sachprosa sind von unersetzlichem Wert für jeden, der sich mit der Kultur germanischer Vorzeit auseinandersetzt. Freilich muß auch dies gesagt sein: Jeder unmittelbare Rückschluß von isländischer Überlieferung auf die germanischen Verhältnisse, die zu früherer Zeit in anderen Teilen Europas ganz anders gelagert waren, wäre eine grobe Selbsttäuschung. Nur durch kritische Auswertung der kärglichen unmittelbaren Überlieferung und der antiken Berichte läßt sich ein Bild der Kulturzustände des Germanentums umreißen. Darum ist der Schatz isländischer Überlieferung nicht geringer; er trägt den Wert einer einmaligen künstlerischen Vollendung in sich, und er gibt eine solche Fülle von Vergleichsstoffen, daß vieles, was andere Quellen an uns herantragen, erst durch jene Überlieferung ein Gesicht gewinnt.

„Germanische Kultur"

2. Germanisches Leben

Hans Kuhn

Die Germanen hatten in ihren ältesten Sitzen rings um das südliche Becken der Ostsee überall das Meer oder andere große Gewässer nahe. Sie waren nicht nur Bauern, sondern auch Seeleute. Je weiter sich dann die Siedlung nach Norden vorschob, desto mehr gewannen dort Fischfang und Seefahrt die Oberhand. Die meisten Stämme, die sich nach Süden ausbreiteten, über ganz Deutschland und weiter, verloren dagegen die alte Verbindung mit dem Meere und wurden reine binnenländische Bauernvölker, deren Lebensformen sehr verschieden waren von denen in der ältesten Heimat, noch viel mehr aber von denen im mittleren und nördlichen Skandinavien und in Island.

Wir wollen uns nun ein Bild machen, wie die kleinere Welt aussah, in der unsere germanischen Vorfahren auf deutschem Boden lebten, und wie sie darin ihren Tag

und ihr Jahr ausfüllten. Da lag der Bauernhof, irgendwo nahe am Walde, aber doch von offenem Feld umgeben. Ein paar einfache, aber stark gebaute Holzhäuser, rechteckig, in Blockbau oder Fachwerk, mit einem tiefhängenden Dach aus Schilf oder Stroh, die Haupttür in der einen Giebelwand, oft mit einer überdeckten Vorhalle. Hier und da gab es auch schon die Anlage, die alles, Wohnung, Scheunen und Ställe, in einem großen Hause vereinigt, wie heute in Friesland und Niedersachsen, im Schwarzwald und in den Alpen. Kommen wir an einem Sommertage, so ist wohl nur die Hausfrau zu Hause, wenn sie nicht mit den Mägden draußen in dem kleinen Garten oder auf dem Acker ist. Bei ihr sind wahrscheinlich ein paar kleine Kinder und vielleicht einige Alte, die nicht mehr arbeiten können und ihr Gnadenbrot essen. Kinder sind viele da, denn Kinderarmut hat es nicht gegeben; aber die größeren, und wenn sie nur sechs oder acht Jahre alt sind, helfen schon auf dem Felde und beim Vieh und bei anderer Arbeit, eins der Mädchen ist wohl auch im Hause. Zu tun ist für sie genug, und so wachsen sie früh in die Arbeit der Erwachsenen hinein. Sie kennen es gar nicht anders, als daß das Leben Arbeit ist. Die Männer sind bei der Feldarbeit oder weiter draußen beim Vieh; vielleicht sieht der Bauer auch mit einem oder zweien seiner Söhne die Reusen im Flusse und die Wildgruben am Rand des Waldes nach, oder er ist weit entfernt, auf Fehdezug oder Kriegsfahrt oder zur großen Mittsommerversammlung des Volkes oder auf einer anderen Reise.

Am Tore kläfft uns der Hofhund an. Sonst werden wir außer einigen Gänsen und Hühnern kein Vieh auf dem Hofe sehen. Die Kühe weiden in der Nähe, und wenn die Melkzeit kommt, stellen sie sich in der Hürde am Hoftor ein. Auch die Reitpferde und die Ochsen, die vor dem Pflug und dem Ackerwagen gebraucht werden, sind nahe beim Hofe, damit sie jederzeit zur Hand sind. Aber alle Vierfüßer, die nicht zur täglichen Arbeit nötig sind, Zuchtpferde und Zuchtrinder, Schafe und Schweine, weiden weit draußen. Stallfütterung gibt es im Sommer nicht, denn das Heu muß gespart werden. Die Wiesen tragen nicht viel, und die Ernte ist mühsam. Solange es geht, muß sich alles Vieh sein Futter selber suchen.

Draußen vorm Hofraum liegt hinter einer Hecke oder einem Zaun der Garten. Er ist klein und ärmlich. Obst ist nicht darin, nur einige wenige Gemüsearten, wie Bohnen, Erbsen und Rüben, vielleicht auch etwas Hirse und Flachs. Im Gartenbau hat sich bei uns seit dem Altertum viel gewandelt, besonders unter den fortwirkenden Einflüssen der römischen Stadtkultur. Im Ackerbau aber hat sich, ebenso wie in der Viehzucht, nur wenig geändert. Auf den Äckern, die nicht weit vom Hofe liegen, wächst dasselbe Korn wie auf unseren Äckern, Weizen und Roggen, Gerste und Hafer. Nur die Hackfrucht fehlt. Aber das Korn steht nicht so hoch und trägt weniger Frucht, denn der Boden wird nicht genug gedüngt und der Pflug schneidet nicht tief genug. Trotzdem brauchten die Germanen schon den Räderpflug, der viel mehr leistet als der uralte Hakenpflug, den damals die meisten anderen Völker hatten, und den sie zum Teil jetzt noch haben. Noch etwas anderes fällt uns an dem Acker des germanischen Bauern auf: er nimmt nur einen kleinen Teil des vorhandenen Landes ein und ist eingezäunt. Beides hängt zusammen. Wir zäunen heute die kleinen Stücke ein, die wir als Viehweiden brauchen, aber vor 1000 Jahren zäunte man die Landstücke ein, auf die das Vieh *nicht* kommen sollte: Hofraum, Gärten und Äcker. Alles andere war ihm offen. Auch zum Schutz

vor dem Wild, das aus den Wäldern kam, waren diese Einhegungen nötig. Aber die Ackerzäune waren beweglich, denn das bestellte Land wurde gewechselt. Ein Teil lag immer brach, damit es sich erholte, und war dann Weideland wie das meiste Land ringsum. Land war genug da.

Das offene Weideland ging meist in Moor, Heide oder Wald über. Der Wald war ein großer Freund und Helfer der Germanen, und in waldarmen Ländern, wie Island, haben sie sich nur selten festgesetzt. Der Wald gab ihnen Holz zum Bau und zum Brand und für vielerlei Gerät des täglichen Bedarfs. In ihm fanden sie Schutz mit ihrem Vieh, wenn ein Feind ins Land brach. Er war zumeist kein undurchdringlicher Urwald, sondern eher parkartig mit vielen offenen Stellen und mit Weidemöglichkeit für Wild und Vieh, so wie viele alte Kiefern- und Eichenbestände Norddeutschlands noch heute. In den Eichenwäldern mußten sich sogar die Schweine im Spätherbst selber mästen. Die Wälder waren jedoch auch die Schlupfwinkel vieler Geächteter und Räuber und gefährlicher Raubtiere, Bären, Wölfe und anderer. Aber sie waren auch reich an wertvollem Jagdwild, vierfüßigem und geflügeltem. Die Germanen haben viel und gern gejagt, nicht nur das Raub- und Großwild, sondern auch das harmlose Getier, das wir auch heute jagen, und nicht nur mit Hetzhund, Speer, Pfeil und Messer, sondern auch mit Gruben und Fallen. Hier haben viele germanische Jungen den Gebrauch der Waffen gelernt. Die Fürsten und Großen trieben die Jagd mit ihren Gefolgschaften schon damals als Sport und pflegten auch die vornehme Beizjagd auf Flugwild mit abgerichteten Falken, Habichten und Sperbern. Aber die Bauern jagten, um ihr Vieh und ihre Felder zu schützen und um Fleisch und Felle heimzubringen. Auch gefischt wurde viel, mit Angeln, Netzen und Reusen. Fischreiche Gewässer gab es fast überall. Wo auf den Flüssen und Binnenseen Boote nötig waren, behalf man sich meist mit Einbäumen. Aber oben an den Meeren haben die Germanen schon vor dem Beginn unseres Zeitraums starke Boote gebaut, auf denen sie sich zu Fischfang, Handel und Kriegsfahrt weit auf die See hinauswagen konnten. Die Grundform dieser germanischen Boote, der kräftige Kiel mit den Steven und Spanten als Gerüst und mit den übereinandergreifenden Bordplanken, ist bis heute die beste Form der hochseetüchtigen kleinen Boote geblieben.

Im Winter sieht es auf dem germanischen Hofe anders aus und geht es anders zu. Das Vieh kauert gedrängt in dürftigen Ställen und magert ab. Es ist viel weniger geworden als im Sommer. Alles, was nicht im nächsten Jahr zu Arbeit und Zucht gebraucht wird, ist im Winteranfang geschlachtet, und das Fleisch hängt im Rauch hoch über dem Herdfeuer des Hauses. Die Männer sind auch im Winter oft im Walde und folgen den Spuren des Wildes im Schnee oder schlagen Holz und bringen es auf Schlitten heim. Oder sie sind bei Schmiede- und Stellmacherarbeit vor dem Hause oder in einem Vorraum, wo der steinerne Amboß steht, oder sie dreschen Korn. Aber die Tage sind kurz. Am Abend sitzen sie drinnen auf den Bänken an der Wand und arbeiten zusammen mit den Frauen bei dem flackernden Licht des offenen Feuers. Alles, was Haus und Wirtschaft für Kleidung, Hausrat, Arbeitszeug und Geschirr im Jahr brauchen, muß im Winter gebessert und ergänzt werden. Und es muß immer noch ein reicher Vorrat da sein, denn jeder ist auf sich selbst angewiesen. Da wird gesponnen, geflochten und gewoben, geschnitzt und geformt. Die Kleidung der Germanen war gut. Die heutige Kleidung des

Europäers, Hose und eng anliegendes Oberkleid, ist germanischer Herkunft. Der wichtigste Stoff war die Wolle. Dazu zog man die Schafe. In Fellen sind unsere Vorfahren nicht gegangen, aber sie haben den Pelz des Raubwilds als Schutz des Körpers im Kampfe und auch gegen Winterkälte zu schätzen gewußt.

Die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen war im Altertum etwas anders als heute. Die Frauen mußten viel auf dem Felde mitarbeiten, aber die Männer taten auch mancherlei Arbeit, die heute als Frauenarbeit zu gelten pflegt. So das Weben. Daß die Frauen die Arbeit taten, die geringer geachtet war, davon kann nicht die Rede sein, dazu waren Knechte und Sklaven da. Sie haben auch nicht mehr gearbeitet als die Männer. Für beide war das ganze Jahr genug Arbeit da. Wenn die Männer unter den Waffen standen, dann mußten die Frauen allerdings die ganze schwere Arbeit allein tun, und dies war in jenen unruhigen Zeiten viel öfter nötig als seither. In ihrem Reich, zwischen ihren vier Pfählen, war die Frau kaum weniger selbständig und geachtet als der Mann in seinem Reiche draußen, und wenn er fort war, wie es so oft geschah, dann übernahm sie meist die Rechte und Pflichten des Hausherrn dazu, die Leitung der gesamten Wirtschaft und die Verantwortung für sie.

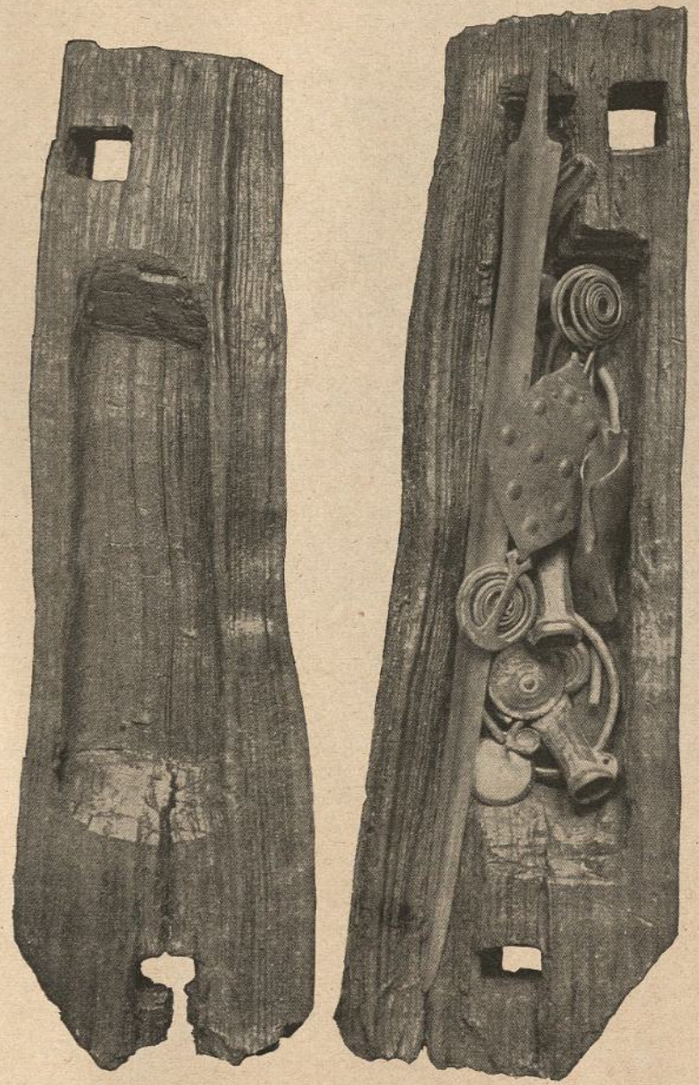
Der germanische Bauer tat viele Arbeit, die heute der gelernte Handwerker oder die Maschine tut. Er war sein eigener Zimmermann und Tischler, Sattler und Schuster, Bäcker und Brauer und meist auch Schmied und Töpfer, wenigstens in den einfacheren Sachen. Das hochstehende Kunstgewerbe der Frühzeit, besonders die unübertroffene Goldschmiedekunst, war jedoch in den Händen von Berufsschmieden, deren Kunst so hoch geachtet war, daß mancher von ihnen in Sage und Mythus einging. Aber auch sie saßen, wenn sie nicht ein König in seinen Dienst gestellt hatte, auf ihren Höfen und blieben im Grunde Bauern. Auch die Kaufleute waren noch kein Berufsstand, sondern meist nur Bauern, die einige Monate des Jahres oder einige Jahre ihres Lebens dem einträglicheren Handel nachgingen. Und da schließlich auch die meisten Fürstenhöfe nur eine Art großer Herrensitze mit Gutswirtschaften waren, so waren keine rechten Voraussetzungen für die Gründung von Städten da, und menschenreiche Ortschaften waren selten. Die eroberten Römerstädte blieben jedoch fast alle erhalten, fristeten aber lange ein elendes Dasein. Die germanische Kultur war ausgeprägt ländlich und steht damit in einem tiefgreifenden Gegensatz zu den alten Kulturen der Mittelmeerländer, aber auch zu unserer heutigen Kultur. Den Germanen fehlten die dichten Massensiedlungen, die die Menschen zu Knechten und Massenwesen machen. Ihre Dörfer waren weit gebaut und bestanden aus zehn oder zwanzig großen Bauernhöfen. Aber in großen Teilen des alten Germaniens saßen sie nicht einmal in Dörfern zusammen, sondern jeder Bauer saß abgeschlossen auf seinem Hof, mitten in seinen Äckern, Wiesen und Weiden, so wie noch heute im größten Teil der nordischen Länder und in vielen Landschaften unserer deutschen Heimat. In dieser Einzelsiedlung wuchs ein anderer Menschenschlag als in den Dörfern oder gar in den eng gebauten Städten. Da war jeder Bauer ein kleiner König, da hat sich der starre germanische Freiheitssinn am reinsten entfaltet. In der Dorfsiedlung war es ganz anders. Hier sahen die Nachbarn einem täglich über den Zaun. Hier hatte man, wenn es not tat, immer Hilfe nahe. Außerdem bestand hier eine weitgehende genossenschaftliche Zusammenarbeit, in die sich jeder einfügen mußte. Hier zäunte nicht jeder die

Ackerstücke ein, die er gerade bestellen wollte, und säte, was und wann es ihm gefiel, sondern die Gesamtheit verfügte über die ganze Ackerflur, bestimmte die Teile, die zu bestellen waren und an denen jeder seinen Anteil hatte, setzte fest, was da zu bauen und wann zu säen und zu ernten war, und sorgte für eine gemeinsame Einhegung des ganzen Ackers. Sie setzte einen Rinderhirten, einen Schafhirten und einen Schweinehirten für das ganze Dorf ein, regelte die Jagd auf schädliches Wild und tat noch manches andere, was dem einzelnen die Arbeit erleichterte. Aber er bezahlte es mit einer fühlbaren Beschränkung seiner Freiheit. Diese Siedlungs- und Wirtschaftsform ist neben der Sippe und der Gefolgschaft der fruchtbarste Nährboden der germanischen Gemeinschaftsgedanken gewesen.

In den Dörfern kamen die Männer und die Jugend oft zusammen. In ihnen hat sich ein reiches geselliges Leben entwickeln können, mit Spielen und Wettkämpfen und anderer Unterhaltung. In der Streusiedlung aber blieben die Bewohner jedes Hofes viel mehr auf sich selbst angewiesen. Da war die Geselligkeit geringer und stiller. Es wohnten jedoch meist viel mehr Menschen auf einem Hofe als heute. Schon die Familie des Bauern pflegte sehr groß zu sein. Außer Eltern und Kindern konnten noch die alten Großeltern und andere Verwandte da sein, die es nicht zu eigenem Haus und Hof gebracht hatten, oder ein verheirateter Sohn mit seiner Familie. Dazu kam das Gesinde, Freie und Sklaven, manchmal in großer Zahl, von denen einige auch wieder Frau und Kinder hatten. Diese saßen dann oft auf einer Häuslerstelle etwas abseits auf dem Grund und Boden des Hofes. Alles, was unter demselben Dache wohnte und in derselben Wirtschaft arbeitete, gehörte nach germanischen Begriffen zu der Familie. Wir würden sie besser Hausgenossenschaft oder Hausgemeinschaft nennen. Sie konnte zwanzig, dreißig, sechzig und noch mehr Menschen umfassen. Viele Großbauern hatten ein oder zwei Dutzend Waffenfähige und Bewaffnete zu ihrer Verfügung, stellenweise sogar noch mehr. Es gab keine Grenze zwischen dem bäuerlichen Gesinde und der fürstlichen Gefolgschaft. Diese konnte bei uns bis ins Mittelalter ebenfalls Gesinde genannt werden.

Zuweilen füllten sich die Höfe der germanischen Bauern mit einer vielfachen Zahl von Menschen. Das war an den großen Festtagen der Familie oder der Sippe, wenn die Heirat einer Tochter zu feiern war oder wenn nach dem Tod des Bauern seine Erben den Besitz übernahmen. Zu diesen großen Feiern wurden mindestens alle Verwandten und die gesamte Nachbarschaft eingeladen. Sie dauerten meist mehrere Tage. Da ging es hoch her. Da wurde nur das Beste vorgesetzt und alles reichlich. Hier mußten die Höfe ihre Leistungsfähigkeit und Hausherr und Hausfrau ihre Gesinnung zeigen. Nur bei Anlässen dieser Art und zu einigen kultischen Festen, wie dem Julfest, wurde Bier gebraut, dann aber auch in Mengen, und es wurde gehörig getrunken. Aber es gab auch höhere Formen der Unterhaltung. Da wurden alte Sagen von Göttern, Riesen und Helden erzählt und neue dazu, und alte und neue Lieder wurden vorgetragen. Eine besondere Freude war es, wenn sich zu einem solchen Fest ein fahrender Sänger einstellte.

Wenn Friede war, lebten die einzelnen Bauernwirtschaften und Dörfer in den germanischen Ländern den größten Teil der Zeit ruhig und selbstgenügsam. Sie brauchten nicht viel, was sie nicht selbst erzeugen und herstellen konnten, und sie



„Musterkoffer" eines Händlers aus der Bronzezeit
(Pommern)

Aus Behn, Altgermanische Kunst,
Verlag J. F. Lehmann, München

Goldenes Schmuckstück von Hiddensee
(Wikingerzeit)

waren bedacht, immer so große Vorräte im Hause zu haben, daß sie nicht von anderen abhängig zu werden brauchten. Diese selbstverständliche Vorratswirtschaft auf lange Sicht ist auch etwas, was den Haushalt der alten Zeit grundlegend von dem heutigen großstädtischen Haushalt unterscheidet. Der germanische Bauer hatte auch nicht viel auf den Markt zu bringen. Er konnte mit den damaligen Hilfsmitteln die Erzeugung nur wenig steigern, und da es fast nur Bauern gab, hätte ihm kaum jemand seine Erzeugnisse abgenommen. Deshalb gab es im Innern der germanischen Länder nur wenig Handel. Was gekauft werden mußte, war besonders das Salz und in vielen Landschaften das Eisen. Beides wurde auf germanischem Boden gewonnen, das Eisen aus Rasenerzen, die an ungezählten Orten vorkommen, deren Abbau sich aber schon längst nicht mehr lohnt. Die Bedingungen für Handel und Verkehr waren auch sonst sehr schlecht. Viele Ansiedlungen lagen von Bergen oder von Wald- oder Moorgürteln umschlossen, so daß schon die Wege zu den Nachbardörfern mühsam sein konnten. Hier Besserung zu schaffen, daran lag den Landsleuten gar nicht so sehr, denn unwegsame Moore und Wälder waren ihnen der beste Schutz gegen Überfälle, mit denen sie in dem kriegs- und beutelustigen Altertum oft rechnen mußten. Ausgebaute und gepflegte Straßen gab es nirgends, sondern fast nur Fußpfade und Reitwege, so daß Wagen im weiteren Verkehr nur selten gebraucht werden konnten. Das Pferd konnte die Lasten nicht ziehen, sondern es mußte sie tragen. Die Flüsse waren ohne Brücken, man mußte hindurchreiten oder sich an vereinzelten Fährstellen übersetzen lassen.

Wo es ging, nahm man Wasserstraßen und Schiffe zu Hilfe. Da brauchte man seine Straßen nicht erst zu roden und zu bahnen. Der Seeverkehr war im germanischen Altertum schon sehr hoch entwickelt, ja er war und blieb in der ältesten Heimat der germanischen Völker viel wichtiger als der Verkehr zu Lande.

Was der Handel von Gau zu Gau und von Land zu Land brachte, waren zum weitaus größten Teil Luxuswaren, Sachen, die die Könige und die großen Herren für ihre Hofhaltung und für die Ausstattung ihrer Gefolgschaften brauchten und die der Reiche kaufte, um sich das Leben schöner zu machen. Aus fremden Ländern eingeführt wurden dazu vor allen Dingen kostbare Gefäße aus Glas und Edelmetall, wertvolle Waffen und Wein. Ausgeführt wurde besonders Bernstein von der Ostsee und Pelzwerk. Sehr viele fremde Sachen kamen ohne Bezahlung zu den Germanen, als Kriegsbeute oder Schatzungen. Auch sehr viel Gold- und Silbergeld ist auf diese Weise zu ihnen gekommen. Sie verwandten es gern als Schmuck, wo sie es aber als Zahlungsmittel gebrauchten, da berechneten sie es meist nicht nach seinem Münzwert, sondern nach seinem Metallwert. Sie zählten es nicht, sondern wogen es ab, und schlechte Münze nahmen sie nicht an. Im inneren Verkehr wog noch lange der alte geldlose Tauschhandel vor.

Die Händler, die mit ihren kostbaren Waren von Stamm zu Stamm zogen, waren von keinem Recht geschützt, aber sie haben sich auf die Gastfreundschaft der Germanen verlassen können. Der friedliche Fremde wurde von der herrschenden Sitte im allgemeinen ausreichend geschützt. Kein Mann, der etwas auf sich hielt, vergriff sich an ihm oder an seinem Gute. Er war außerdem meist auch für den Bauern, der nichts von ihm kaufte, ein willkommener Gast. Er kannte fremde Länder und Sitten und brachte Nachrichten aus der großen Welt in entlegene Dörfer und Höfe.

Wir sprachen schon von den schwer überschreitbaren Ödlandgürteln, die weithin zwischen den Dörfern und anderen Siedlungsgruppen lagen und den Bewohnern als Landesschutz wertvoll waren. Besonders breit pflegten diese Gürtel zwischen den Gauen und den Stammesgebieten zu sein. Die Bedingungen für staatliche Zusammenschlüsse waren da nicht gerade günstig, und es war außerordentlich schwierig, größere Staaten zusammenzuhalten. Die Stammesgebiete, die zugleich die Staatsgebiete zu sein pflegten, sind im Anfang sehr klein gewesen und sind meist erst durch die großen Wanderungen und Eroberungen größer geworden. Da ist es dann auch zur Gründung einiger riesiger Reiche gekommen, so besonders des gotischen Reichs des 3. und 4. Jahrhunderts, das von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichte und dessen Ruhm in der Heldendichtung noch viele Jahrhunderte fortlebte.

In den kleineren Stämmen war das staatliche Leben meist wenig entwickelt. Viel von den Aufgaben, die heute der Staat erfüllt, lag noch in der Hand der einzelnen Sippen. Die Sippen sind größere Kreise von Blutsverwandten, nicht nur diejenigen, die auf einem Hofe unter einem Hausherrn zusammenwohnten. Sie waren ein Staat im Staate, für ihre Mitglieder viel wichtiger als Stamm und Staat. Sie regelten ihre meisten Rechtssachen selber und führten Fehden auf eigene Faust, so wie die Ritter im Mittelalter. Sie hatten das Recht auf diese Selbsthilfe, ebenso jedoch auch jeder einzelne, ja sie mußten sich selber helfen, weil ihnen sonst nicht leicht jemand half. Die Sippengenossen waren einander auf Leben und Tod verpflichtet. Sie mußten den bedrohten Verwandten schützen, mußten ihm zur Durchsetzung seines Rechtes jede Hilfe leisten, mußten für seine Verfehlungen mit einstehen und mußten den Erschlagenen rächen, ganz gleich, welche Opfer an Gut und Blut es kostete. Von diesem unbedingten Einstehen aller für einen haben uns Geschichte, Sage und Lied viel Großes überliefert.

Neben diesen Pflichten in der Sippe waren die Pflichten des freien Stammesgenossen gegenüber dem größeren Gemeinwesen geringfügig. Es waren fast nur die Heeresfolge, wenn das allgemeine Aufgebot erging, und die Teilnahme an den allgemeinen Versammlungen im Gau und im Stamm, die politische, Rechts- und Heeresversammlungen und oft auch Kultfeste und dazu noch Märkte zugleich waren. Sonst haben die Germanen nur selten einen Staat über sich gefühlt. Aber diese Pflichten haben wenigstens dazu genügt, den germanischen Bauern einen weiteren Gesichtskreis zu geben, als ihn ihre Nachkommen hatten, die von diesen beiden Pflichten und von der Mitverantwortung für das Ganze befreit und nur noch Untertanen waren.

Die Staatenbildung hat in den germanischen Völkern überall mit dem Eigenwillen der freien Bauern zu kämpfen gehabt, die nicht nur das Volk, sondern in der ältesten Zeit zugleich auch der Staat waren. Ihre Gegenspieler waren die großen Adelsgeschlechter, obwohl diese im Grunde nur mächtig gewordene Großbauernsippen waren, und dann vor allen Dingen die Königshäuser, die sich wiederum aus den Adelsgeschlechtern emporgehoben hatten. Ständische und rechtliche Grenzen gab es zwischen diesen Stufen nicht. Die einzige Grenze dieser Art lag zwischen Freien und Sklaven. Aber die großen Geschlechter hatten die Macht hinter sich, das hob sie aus dem Volke heraus und brachte sie in den Gegensatz zu ihm. Das Königtum wurde bei den Germanen zum Träger der höheren staatlichen Entwicklung. Es holte sich die Macht dazu zum guten Teil aus den Bauerngeschlechtern selbst. Die Könige und auch andere Große bildeten sich eine Gefolgschaft aus der abenteuerlustigen und ehrgeizigen Jugend des Volkes, griffen dabei jedoch gern über die Grenzen des Stammes hinüber. Ihnen war jeder recht, der Treue wahren konnte und ein starker und tapferer Kämpfer war. Sie ketteten diese Mannschaft fest an sich durch vorbildliches Führertum und königliche Geschenke und schufen sich mit ihr eine vorzüglich bewaffnete und geübte und immer schlagbereite Truppe, die nach außen dem Volke, nach innen aber der Königsmacht zugute kam. Aber die Entwicklung war nicht überall gleich. In einigen Stämmen ist es nie einem Geschlecht geglückt, sich die Königsstellung zu erringen, so bei den Sachsen und später in Island. In anderen blieb das Königtum schwach und brach wieder zusammen, so bei den Friesen. Wo kein König war, blieb das Gemeinwesen ohne eine ständige und starke Führung, ein Staat war da im Grunde nur an den wenigen Tagen vorhanden, an denen das Volk versammelt war.

Der König war der Heerführer seines Volkes. Das war sein wichtigstes Amt, in ihm hatte er sich zu bewähren, als ein Mann, der Gefolgschaft und Volk zum Siege führte, der sie im Kampfe mit sich riß und ihnen an Tapferkeit und in der Waffenführung ein Vorbild war. Er mußte sowohl Feldherr wie Vorkämpfer sein. Das forderte ganze Männer und wahre Führer. Aus diesem Holze waren die großen Könige der Völkerwanderungszeit, die in die Heldendichtung eingegangen sind.

Der germanische Staat hat für die kriegerische Ausbildung des Volkes nichts getan. Ja er konnte nicht einmal etwas für seine Bewaffnung tun, da er nur geringfügige Einnahmen hatte. Jeder Waffenpflichtige, und das war jeder freie Mann, mußte für seine Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung selber sorgen. Aber er hat es gern getan, um seiner eigenen Ehre und Sicherheit willen. Es war eine Selbstverständlichkeit für ihn. Wer nicht imstande und jederzeit bereit war, für seine und seiner Verwandten Ehre und Recht mit der blanken Waffe einzustehen, dem war ein trauriges Ende sicher. In dieser kampferfüllten Welt galt nur der Starke und Harte etwas, der den Willen hatte, sich durchzusetzen, und der dafür zu jedem Opfer entschlossen war. Die Gefolgschaften und Heere, zu denen sich diese gestählten Männer der jungen germanischen Völker unter großen Führern zusammenschlossen, waren zu dem Größten befähigt. Sie haben das römische Weltreich zerschlagen und Europa zu ihren Füßen gelegt.

3. Die Fürstenhalle

Hermann Hofmeister

Die Kultur der Griechen und Römer im klassischen Altertum hat leider früher durch ihre hinterlassenen Kunstschätze viele Deutsche so stark geblendet und ihr Urteil so sehr getrübt, daß sie die gleichwertigen Leistungen ihrer germanischen Altvordern nicht zu erkennen, geschweige denn zu würdigen vermochten. Man suchte die prächtigen Bildwerke, Tempel und Paläste vergeblich auf germanischem Boden und nahm kurzweg an, derartiges hätte es bei uns nie gegeben. Man vergaß aber dabei, daß in den Ländern des Mittelmeergebietes all die Herrlichkeit sich deshalb bis auf den heutigen Tag erhalten konnte, weil sie aus fast unzerstörbarem Material, nämlich aus Stein gefertigt worden war. Für den Ger-

manen aber war das so überreichlich vorhandene Holz seiner Wälder der erste und beste Werkstoff. Dieser Stoff hat nun einmal nicht die Eigenschaft, den Gewalten des Feuers oder dem zermürbenden Einfluß der Witterung standhalten zu können. Deshalb ist, von wenigen günstigen Ausnahmen abgesehen, kein Holz aus früh- und vorgeschichtlicher Zeit uns hinterlassen worden. Deshalb wissen wir auch so wenig von der ursprünglich auf Holzstäben oder Holztafeln eingeritzten Runenschrift, nichts von einer sicher vorhanden gewesenen Holzbildnerei, nicht viel von der alten Holzbaukunst der Germanen.

Leider ist uns auch keine jener prächtigen germanischen Fürstenhallen erhalten, die einst überall dort gestanden haben, wo germanische Stämme seßhaft waren oder auf ihren weiten Wanderzügen längeren Halt machten: in Deutschland, Skandinavien und England, in Rußland, im Balkan, in Italien, Gallien und Nordafrika.

Glücklicherweise können wir uns aber trotzdem ein Bild vom Aussehen und der Einrichtung solcher Bauten und dem Leben und Treiben in ihnen machen, weil sich Schilderungen davon hier und da in alten Helden- und Götterliedern, in den isländischen Sagas und in zeitgenössischen Reiseberichten finden. In manchen Einzelheiten des Baugerüstes und der Inneneinrichtung skandinavischer Bauernstuben haben sich Reste des altgermanischen Baustils zusammen mit den dazugehörigen uralten Bezeichnungen sogar bis ins 19. Jahrhundert erhalten.

Ursprünglich bestand kein wesentlicher Unterschied zwischen der altgermanischen Bauernstube und der Festhalle des Königs oder anderer Vornehmer. Grundriß und Aufriß entstammten bei beiden derselben Urform, und nur in der Inneneinrichtung gewann die fürstliche Halle entsprechend ihrer besonderen Bestimmung ein eigenes Gesicht. So kommt es, daß sich die Formen des alten Hallenbaues zum Teil im bäuerlichen Holzbaustil viel länger erhalten haben als in höfischen Prachtbauten. Hier schufen veränderte Bedürfnisse und Hofsitten im frühen Mittelalter neue Raumformen, während das viele Jahrhunderte lang unveränderte bäuerliche Leben wenig Anlaß zur Umgestaltung der Bauernstube bot.

Die Fürstenhalle hatte große Ähnlichkeit mit dem niedersächsischen Bauernhause: ein langgestreckter, rechteckiger, eingeschossiger Holzbau, mit einem steilen, hohen Giebeldach gedeckt, das außer von den Auflagern oder Ständern der Außenwände noch von zwei gleichlaufenden Pfostenreihen im Innern getragen wurde. Diese beiden Pfostenreihen teilten den ganzen Raum der Länge nach in ein „Mittelschiff" und zwei „Seitenschiffe", genau wie die Säulen- und Pfeilerreihen bei der romanischen Basilika, jener germanischen Ausprägung des frühmittelalterlichen Kirchenbaues. Beim niedersächsischen Bauernhause dient das Mittelschiff als Arbeits-, Koch- und Wohnraum, die Seitenschiffe als Viehbuchten.

In der Fürstenhalle waren die Seitenfluchten gegen den Mittelraum stufenförmig erhöht. Sie dienten tagsüber als Sitzflächen. Hier oben saßen die Gäste bei den gemeinsamen Mahlzeiten und Gelagen. Auf dem tieferen Mittelraume loderten Langfeuer. Dieses offene Feuer diente nicht zum Kochen — dafür gab es ein gesondertes Kochhaus —, sondern als Wärme- und Lichtquelle und galt als heiliger Mittelpunkt des Raumes. Über die Flamme wurden die Getränke feierlich gereicht und damit geweiht. Der Rauch dieses Feuers stieg frei zum Dache

empor und entwich dort durch eine Dachöffnung, die zugleich das Tageslicht von oben einfallen ließ. Fenster kannte man noch nicht. Der Eingang befand sich an einer oder an beiden Schmalseiten, also im Westen und Osten, denn ursprünglich waren die Hallen so gerichtet, daß die Langwände nach Norden und Süden schauten. Die Nordseite war die vornehmere, weil sie von der vollen, warmen Mittagssonne durch die Öffnung im gegenüberliegenden Dache getroffen wurde. Hier auf der Mitte des nördlichen Seitenschiffes befand sich deshalb der Platz des Hausherrn, also des Fürsten in der Halle, des Familienoberhauptes in der schlichten Bauernstube. Diesem Ehrenplatz gegenüber auf der Südseite war der zweitvornehmste Platz für die Verwandten des Hausherrn und seine fremden Gäste. Links und rechts von den Ehrenplätzen saßen beiderseits der Langseiten die übrigen Hausgenossen, in der Halle des Fürsten also seine Gefolgsleute. Der Fürst thronte nicht getrennt von seinen Mannen als ein Despot über Vasallen, sondern ganz im Sinne des germanischen Gemeinschaftsgedankens erschien auch er in der Hausordnung nur als der Erste unter Gleichen, als Kamerad unter Kameraden.

Die an den Innenwänden und Pfeilern wohl mit reichen Holzschnitzereien oder kostbaren Bildteppichen geschmückte Halle war der Empfangs- und Festsaal des Fürsten. Seine und seiner Familie Wohn- und Schlafräume und die notwendigen Wirtschaftsgebäude lagen davon getrennt. Ausgrabungen altnordischer Gehöftgrundrisse haben dieses Nebeneinander von Wohnhaus, Küche, Schlafhaus und Speicher in einzelnen einräumigen Gebäuden erkennen lassen und zugleich einen Begriff gegeben von der mächtigen Ausdehnung solcher der Fürstenhalle entsprechenden Wohnstuben, deren eine zum Beispiel bei einer Breite von 13 m eine Länge von 40 m aufwies.

Daß Säle von solcher Größe für Aufnahme größerer Menschenmengen bestimmt sein mußten, liegt auf der Hand. Wir wissen auch, daß die Gefolgsmannen des Fürsten nicht nur ihre Mahlzeiten und Feste dort gemeinsam abhielten, sondern auch im Saale selbst schliefen. Für diesen Zweck waren die erhöhten Seitenschiffe so breit angelegt, daß man ausgestreckt der Quere nach darauf liegen konnte. Zur Nacht wurden dann die Seitenschiffe mit Polstern und Decken für die Schläfer belegt.

An den Veranstaltungen in der Halle nahmen nur die Männer teil. Es war jedoch Sitte, daß bei den festlichen Gelagen die Gattin des Fürsten erschien, um alle Teilnehmer in der Reihenfolge ihres Ranges freundlich zu begrüßen und ihnen den ersten Becher zu reichen. Waren fremde Gäste anwesend, so verfehlte sie nicht, sie mit freigebiger Hand durch Geschenke zu erfreuen, denn Gastfreundschaft war eine schon von den Römern neidvoll bewunderte Haupttugend unserer Ahnen.

Die frohen Zechgelage, bei denen kostbare Trinkhörner herumgingen, verschönte die Kunst des geliebten und hochverehrten Sängers. Er trug zum Klange seiner Leier die heiligen Göttergeschichten vor, schilderte merkwürdige Kampferlebnisse der Vorfahren und pries die kühnen Taten lebender und vielleicht anwesender Helden. Immer waren die Stoffe seiner Gesänge einer gleichen Weltanschauung entnommen: Er verherrlichte nicht eine Welt behaglichen Lebensgenusses und friedlicher Idylle, sondern eine Welt, in der das Tatmenschentum sich mit den Gefahren eines harten Kampfdaseins auseinandersetzte, gleichviel

ob der Held in diesen Nöten Sieger blieb oder tragisch zugrunde ging. Gerade der tragische Ausgang lag dem Gefühl dieser wirklichkeitsnahen Germanen der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit besonders nahe, weil sie das Leben in seiner Härte kannten und nicht im Erfolg, sondern in der Idee des Lebenskampfes an sich den Sinn ihres Daseins sahen. Sich anständig durchschlagen und, wenn es sein muß, mit Ehren zugrunde gehen — so nur konnte und wollte der adelige Sinn des nordischen Menschen Schicksal erleben und bejahen!

Durch die von Halle zu Halle fahrenden Sänger erbte sich das alte Lieder- und Geschichtengut in mündlicher Überlieferung durch die Jahrhunderte fort, ehe es eine schriftliche Aufzeichnung gab. Nur verschwindend wenig ist uns davon erhalten geblieben durch nachträgliche Umdichtung und Niederschrift im frühen und hohen Mittelalter, wie das Hildebrandslied, das Nibelungenlied oder die Gesänge der Edda. Das meiste wurde nach dem Eindringen des Christentums durch die aller altgermanischen Kultur feindliche Kirche planmäßig vernichtet als verhaßte Äußerung der heidnisch-heldischen Weltanschauung — ein unersetzlicher Verlust für die Erforschung der Wurzeln unseres Volkstums!

Die Fürstenhalle war endlich die Pflegestätte des Gefolgschaftswesens, jener stolzen Ausprägung germanischen Gemeinschafts- und Treuegeistes, die schon Tacitus folgendermaßen geschildert hat: „Die Gefolgsherren sind darauf bedacht, möglichst viele und schneidige Gefolgsleute zu haben; das nennt man Ehre, das Stärke, immer umgeben zu sein von einer zahlreichen Schar auserlesener junger Leute. — Die Verpflegung mit einem zwar einfachen, aber doch reichlichen Aufwand gilt als Sold."

Die Gefolgschaft war über ein bloßes, für Kampf und Kriegszüge abgeschlossenes, freiwilliges Dienstverhältnis hinaus eine Lebenskameradschaft zwischen Führer und Mannen. Gegen den unbedingten Einsatz von Blut und Leben bot dieser seinen Getreuen Verpflegung, Herberge, Geschenke und die Freuden geselliger Feste. Dieser Geist des „alle für einen, einer für alle" ist gottlob nicht verlorengegangen wie die alten Lieder, und heute lebt er in herrlicher Verjüngung wieder auf in den Ideen der Volksgemeinschaft und des unbedingten, überragenden Führertums.

„Germanenkunde"

4. Runen und Sinnbilder

Wolfgang Krause

Der Mythos vom Wesen der Runen ist uns in zwei Strophen der eddischen Spruchsammlung Hávamál „des Hohen Reden" überliefert. Der Hohe, der Gott Odin, spricht hier von sich selbst:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
neun Nächte lang,
vom Ger verwundet, geweiht dem Odin,
ich selbst mir selbst.
Nieder neigt ich mich:
Nahm auf die Runen, ächzend nahm ich sie,
dann stürzt ich hinab.

Und nun beginnt der Gott zu wachsen und zu gedeihen. Er erlangt alle Weisheit der Welt und trinkt den Dichtermet. Der Dichter ist ja in einem Volk mit jugendfrischer Kultur gleichzeitig der Weise und der Seher. So wird Odin zum Gott aller Geistigkeit. Die Runen aber sind der Inbegriff aller Geistigkeit.

Der Mythos zeigt, daß für den Germanen die Runen keine toten Buchstaben waren, die man nur mechanisch zu Wörtern und Sätzen für Mitteilungszwecke zusammenfügte. Diese Runen waren vielmehr kraftgeladene Wesenheiten, die dem, der sie recht zu benutzen wußte, eine geheimnisvolle Macht verliehen. Bedeutet doch schon das Wort „Rune" so viel wie „Geheimnis, geheimnisvolle Kunde."

Diese Belebung der Runen geht auch aus anderen Stellen der eddischen Geschichte deutlich hervor. Unter den Runenlehren, die die Walküre ihrem Erwecker Sigurd erteilt, enthält eine die Worte: „Siegrunen sollst du können, wenn du Sieg willst haben, und ritzen auf Schwertes Knauf . . . und zweimal anrufen den Tyr." Die letzten Worte sind gewiß so zu verstehen, daß man die t-Rune ᛏ, die im Altnordischen den Namen Týr führte und eben die Siegrune war, zweimal unter Anrufung des Gottes ritzen sollte.

Jede einzelne Rune trug einen Namen, der in seinem Anlaut — in einem Fall in seinem Auslaut — den Lautwert, in der Bedeutung aber den Begriffswert der betreffenden Rune angab. So erhielt z. B. die o-Rune (ᛟ) den Namen Odal „ererbter Besitz"; dabei wies der Anlaut dieses Namens auf den Lautwert der Rune hin, während die Bedeutung des Namens den Begriffswert der gleichen Rune angab. In der Runenschrift konnte man nun z. B. das Wort othala „ererbter Besitz" entweder in Lautrunen ausschreiben, also ᛟᚦᚫᛚᚫ, oder, da eben dies Wort ein Runenname war, durch die o-Rune allein, also mit Begriffsgeltung dieser Rune, ausdrücken.

Im folgenden werden die älteren, von allen altgermanischen Stämmen benutzten Runen samt ihren altüberlieferten Namen zusammengestellt. Die ebenfalls altüberlieferte Reihenfolge der einzelnen Runen weicht von der des Alphabets erheblich ab, und man bezeichnet daher die Runenreihe nicht als Alphabet (nach den beiden ersten Buchstaben des griechischen Alphabets), sondern als Futhark nach ihren ersten sechs Runen. Einige Runenzeichen wandelten im Lauf der Zeit mehr oder weniger stark ihre Gestalt, und auch örtliche Abarten kommen vor.

ᚠ = f Vieh, Reichtum. ᚢ = ur, Auerochse. ᚦ = th Thurse, Riese. ᚨ = a Ase, Gott. ᚱ = r Ritt, Fortbewegung. ᚲ = k Krankheit. ᚷ = g Gabe. ᚹ = w Wonne, Weideplatz. ᚺ = h Hagel, jähes Verderben. ᚾ = n Not. ᛁ = i Eis, tückisches Verderben. ᛈ = p. ᛉ = z Elch, Abwehr. ᛋ = s Sonne. ᛏ = t Tiu, Siegesgott, daher ᛏ = die älteste Siegrune. ᛒ = b Birkenzweig, neues Leben. ᛖ = e Pferd (urnordisch ehwaz). ᛗ = m Mann. ᛚ = l Lauch, Gedeihen. ᛜ = ng. ᛟ = o Odal. ᛞ = d Tag.

Tacitus berichtet im 10. Kapitel der gegen 98 n. Chr. verfaßten Germania vom Orakelwesen der Germanen: „Vorzeichen und Lose beobachten sie aufs eifrigste. Das herkömmliche Verfahren bei der Losung (sortium) ist einfach: Den von einem Fruchtbaum abgeschnittenen Zweig zerlegen sie in Stäbchen (surculos), unterscheiden sie durch gewisse Zeichen (notis) und verstreuen sie blindlings und zufällig auf ein weißes Tuch. Dann hebt (tollit) bei öffentlicher Befragung der Priester der Völkerschaft, bei privater einfach der Familienvater, unter Gebet zu den Göttern und zum Himmel aufblickend, dreimal je eins auf und deutet die aufgehobenen entsprechend dem vorher eingedrückten Zeichen." Es ist sehr wahrscheinlich, daß es sich hierbei um wirkliche Runen, und zwar um Begriffs-, nicht um Lautrunen

handelt. Zu dem „tollit" vergleiche man den Ausdruck: nam ek upp runar „ich nahm auf die Runen" in dem eingangs angeführten Mythos von Odin.

Tacitus nennt hier also die Runen als Begriffssymbole, während er von den Runen als Lautzeichen nicht berichtet. Aus diesem Schweigen der Germania geht jedoch nicht mit Sicherheit hervor, daß es damals noch keine Runen als Lautzeichen gab. Da die Runen auch als Lautzeichen zunächst nicht in dem üblichen Sinn einer allgemeinen Schrift verwendet wurden, so können geheime Lautrunen den Gewährsmännern des Tacitus leicht entgangen sein, während das Loswerfen ein auch dem Fremden auffallender Brauch war.

Seit der jüngeren Steinzeit, besonders aber zur Bronzezeit (ungefähr 1800 bis 800 v. Chr.) finden sich in Norwegen und Schweden zahlreiche Ritzungen von Bildern und symbolischen Zeichen auf festem Stein. Am berühmtesten sind die zahllosen Felsritzungen in der an Norwegen grenzenden Landschaft Bohuslän. Sicher scheint, daß die bronzezeitlichen Felszeichnungen von Germanen angefertigt worden sind und daß es sich dabei um kultische Darstellungen handelt. Bemerkenswert ist, daß dieselben Bildmotive immer wieder auftreten: Menschen in verschiedenen Haltungen, Schiffe, Tiere, Pflanzen, Waffen, Geräte und verschiedene symbolische Zeichen, besonders Sonnenräder oder Jahresringe.

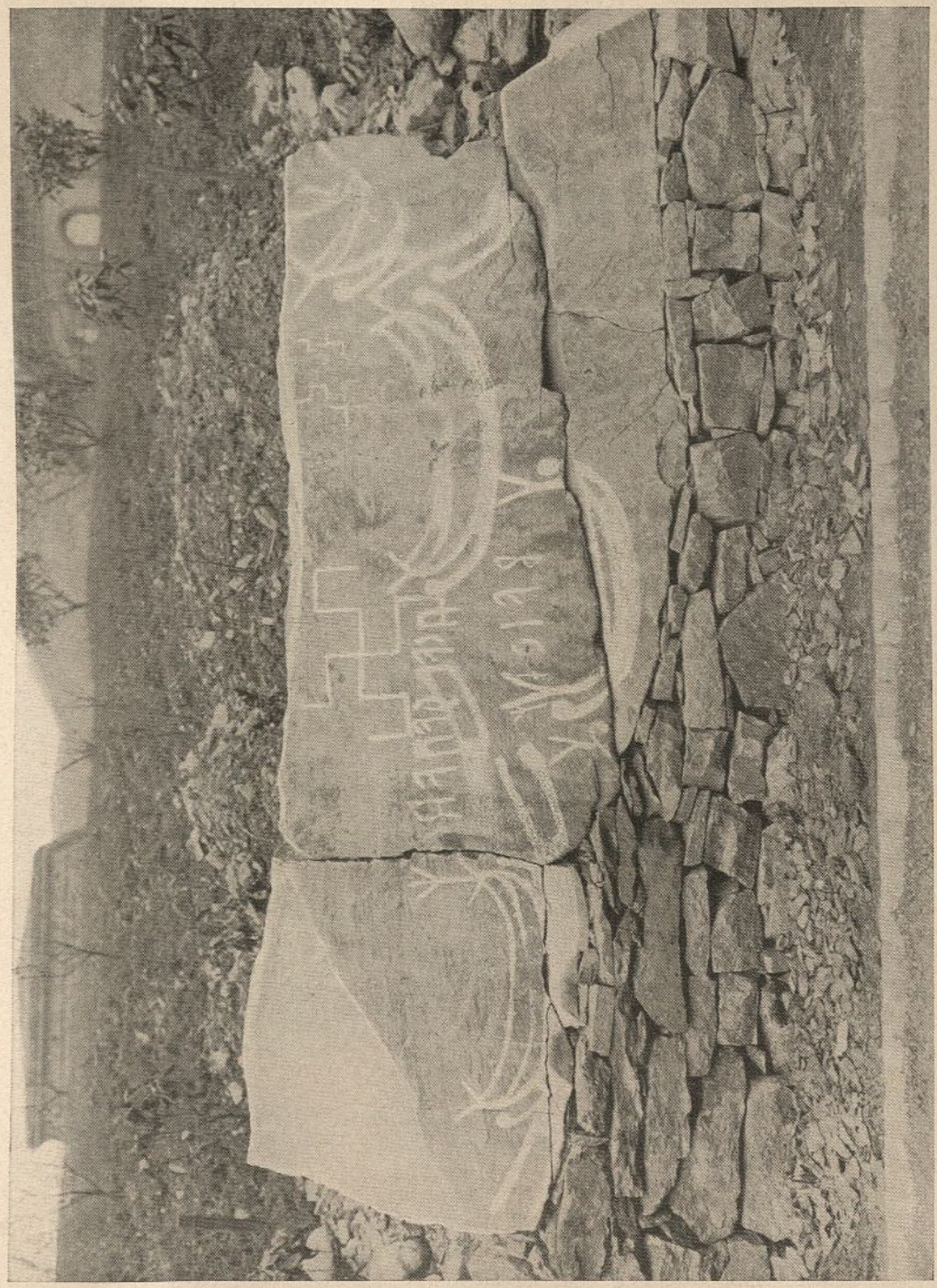
Man kann heute oft hören, daß auch das Hakenkreuz einfach als „Rune" bezeichnet wird. In der Tat stehen Hakenkreuz und Rune oftmals unmittelbar nebeneinander und dienen dem gleichen Zwecke, können einander auch ersetzen. Aber diese Gleichsetzung gilt nur so lange, als wir die Runen als Begriffssymbole fassen. Da aber die Runen daneben auch als Lautzeichen verwendet wurden, so besteht doch ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Hakenkreuz und Runen. Das trifft auch zu für die anderen Sinnbilder wie Lebensbaum, Rad, Schiff, Streitaxt u. ä.

In der Nähe des Hofes Kårstad im Gebiet des norwegischen Nordfjordes entdeckte man 1927 in der Stützmauer der in das steil abfallende Fjordufer eingesprengten Straße Blöcke mit Bildern und Runen.

Der erhaltene Teil der Darstellung wird beherrscht von einem großen Hakenkreuz mit mehrfach geknickten Armen. Darunter befinden sich sechs ganz oder teilweise erhaltene Schiffsfiguren von eigenartigen Formen. Unter dem einen Schiff ist auch ein Schlitten erkennbar. Zwischen dem Hakenkreuz und den Schiffen steht eine Runeninschrift in zwei linksläufigen Zeilen.

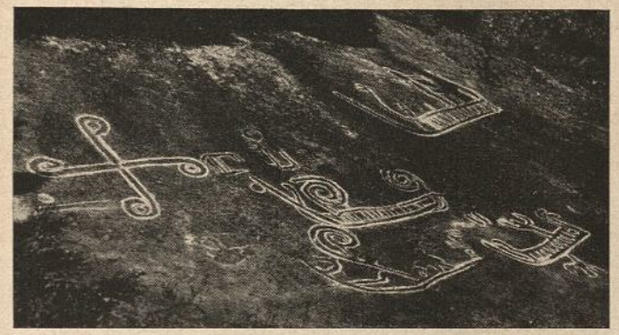
Das Hakenkreuz, das doch wohl am ehesten aus einem in Bewegung gedachten Sonnenrad entstanden ist, symbolisiert die lichte Welt, nordisch ausgedrückt die Welt der Asen. In der Wikingerzeit, in der Thor der Lieblingsgott war, wird es „Thors Hammer" genannt, in älterer Zeit dürfte es aber eher auf Wodan und noch früher auf die lichte Götterwelt und das lichte Jenseits überhaupt bezogen sein.

Wie das Hakenkreuz zu den Asen, so gehört das Schiff zu den Wanen. Der Wane Njörd hatte der Sage nach sein Heim in Noatun „Schiffsbag", und sein Sohn Frey besaß das Wunderschiff Skidbladnir. Wie nun Frey der besondere Gott der Fruchtbarkeit war, der den Nordgermanen das Jahr segnete, so kann auch das Schiff, das in seinem weiten Schoß Schätze und Reichtum aller Art birgt, Symbol der Fruchtbarkeit sein. Das Schiff führt aber auch von einem Strand über den Abgrund zum jenseitigen Strand hinüber, und in dieser Beziehung ist es eng mit dem Jenseitsglauben und dem Totenkult verbunden.



Felsritzung von Kårstad

Speerspitze von Müncheberg
(Um 300 n. Chr. Ostgermanisch)

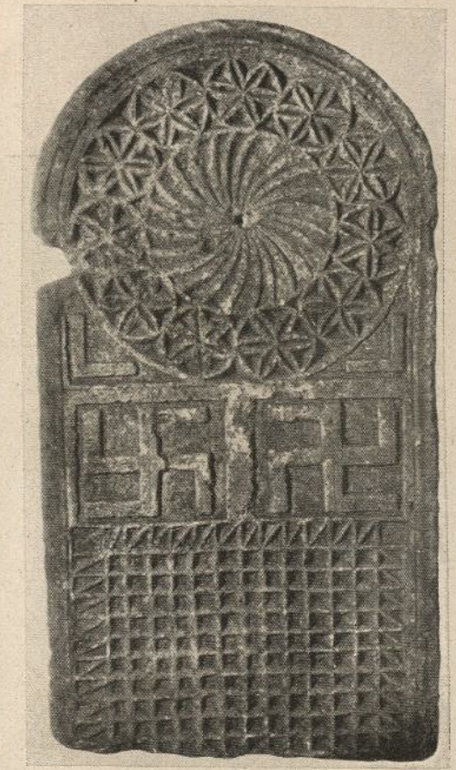


Aufn. Museum Göteborg

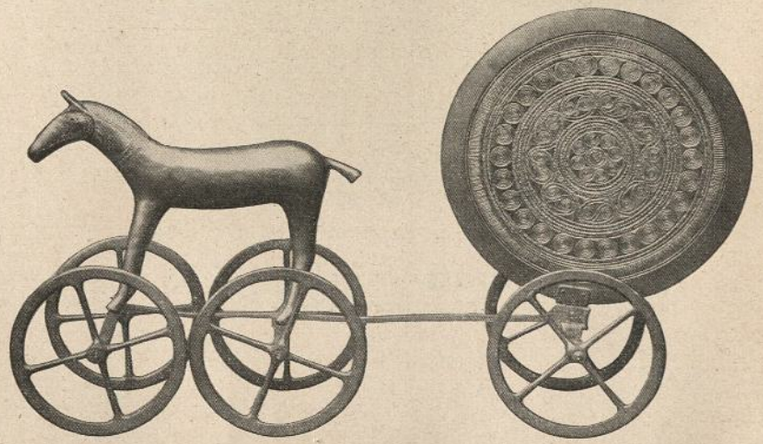
Hakenkreuz und Schiffe mit Sonnenbild von Bohuslän in Schweden
(Bronzezeit)

Aufn. Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle/S.

Westgermanische Urne
(1. Jahrhundert n. Chr.)



Grabstein mit Sonnenrad und Hakenkreuzen
(Völkerwanderungszeit, in Spanien gefunden)



Sonnenwagen von Trundholm
(Bronzezeit)

Glaube und Mythos

5. Gottesverehrung und Frömmigkeit

Walter Baetke

„Hainen und Wäldern", sagt Tacitus, „legten die Germanen Heiligkeit bei." In Hainen und Wäldern, auf Hügeln und Bergen, auf einsamen Inseln, an Quellen und unter uralten Bäumen lagen ihre Altäre und Heiligtümer; erst spät ist unter fremdem Einfluß bei ihnen die Sitte, Tempel mit Götterbildern zu errichten, aufgekommen. Mit Recht sehen wir in diesem Zuge ein Zeichen für die Naturverbundenheit der Germanen. Sie sind als ein Volk kriegerischer Ackerbauern immer Freiluftmenschen gewesen und haben auch auf römischem Boden die Städte gemieden. Wie lange hat es, auch nach dem Einzug der römisch-christlichen Bildung, gedauert, bis sich eine eigentliche Stadtkultur im Innern der germanischen Länder entwickelte! Und so ist auch ihre Religion von jeher die Religion eines bäuerlichen Volkes gewesen. Davon legen schon die ältesten religiösen Denkmäler Zeugnis ab, die uns der germanische Norden bewahrt hat. Es sind dies die Felszeichnungen Mittelschwedens, jene merkwürdigen Bilder, die die Menschen der Bronzezeit, ein Jahrtausend v. Chr. und früher, dort in das Gestein geritzt haben. Wie es scheint, liegt diesen Zeichnungen, die wie die Bilderschriften der asiatischen Völker der Deutung bedürfen, ein kultischer Geheimsinn zugrunde.

Sie sollen offenbar gottesdienstliche Gebräuche, Umzüge, kultische Spiele und Feiern (vielleicht zu dem Zwecke magischer Wirkung) darstellen, und wenn man die einzelnen Bilder richtig deutet, so weisen die darin wiedergegebenen Kulthandlungen besonders auf die Verehrung jener Mächte hin, die in Feld, Hof und Haus das Gedeihen der Früchte, der Tiere und der Menschen geben. Unzweifelhaft kam in einer solchen Religion den himmlischen Kräften: Gewitter, Sturmwind, Mond und Sonne, besonders der letzteren, eine große Bedeutung zu. Für einen auf die Sonnenkraft bezogenen Kult zeugt außer gewissen symbolischen Zeichen, den sogenannten „Sonnenrädern" und „Jahresringen", vor allem der — ebenfalls aus der Bronzezeit stammende — kleine „Sonnenwagen" aus Trundholm (Seeland), in dem wir wohl die Nachbildung eines großen Kultwagens sehen dürfen, wie er bei feierlichen Umzügen im Lande herumgefahren wurde (siehe Abbildung). Er ist zugleich die schöne Veranschaulichung eines uralten, auch bei den Indern und Griechen bekannten Mythus, nach dem die Sonnenscheibe auf einem von einem Pferde gezogenen Wagen über den Himmel fahrend vorgestellt wurde.

Aber ein solcher Kult bedeutet nicht, daß die Germanen der Bronzezeit „Sonnenanbeter" waren; ihre Religion, wie sie in den Felsbildern ihren Niederschlag gefunden hat, war keine bloße „Natur- oder Fruchtbarkeitsreligion". Eine solche wäre unvereinbar mit der Kulturhöhe, von der die Waffen- und Gerätefunde der Bronzezeit Zeugnis ablegen. Es liegt kein Anlaß vor, sich die religiösen Zustände der letzten vorchristlichen Jahrtausende von denen der späteren Zeit, über die wir

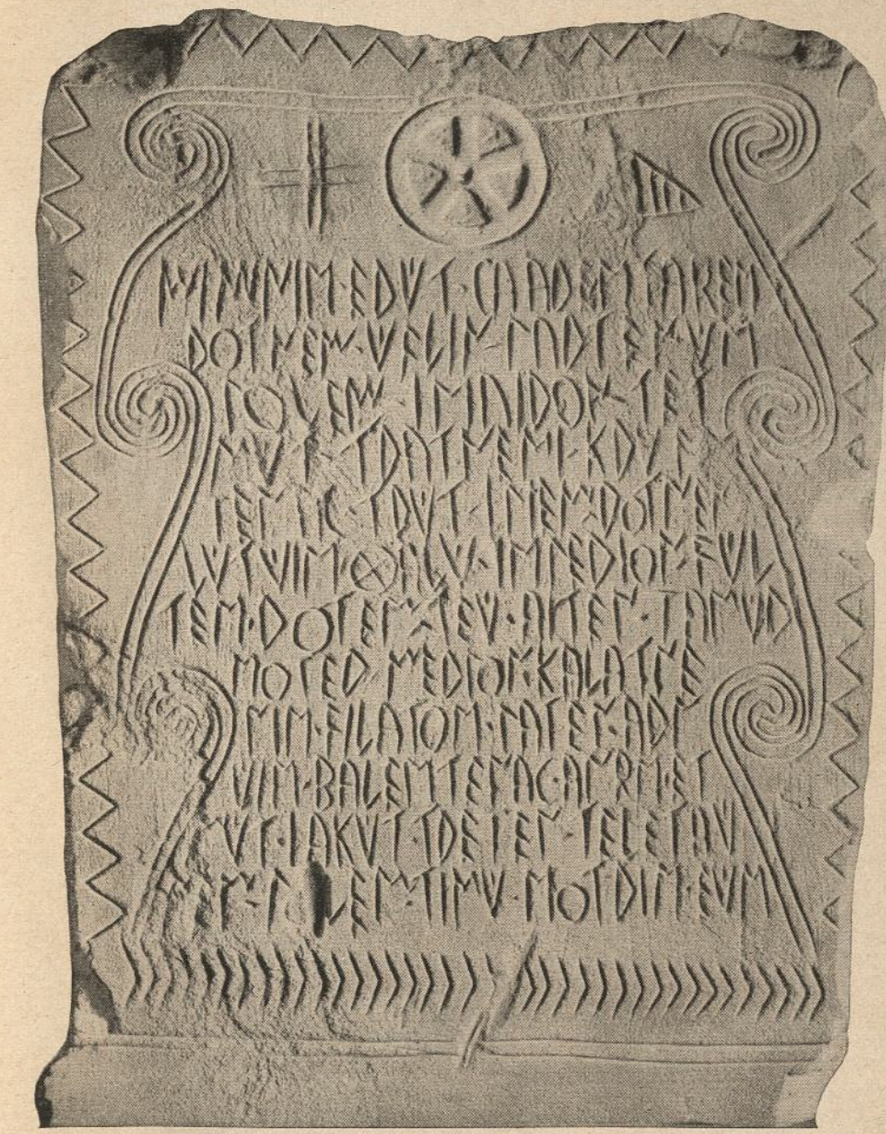
geschichtliche Nachrichten haben, wesentlich verschieden vorzustellen. Wie sich noch in den Liedern der Edda urtümliche Bestattungssitten und Lebensformen spiegeln, so finden wir hier auch den Mythus von den Sonnenrossen wieder.*) Und von der Umfahrt eines Kultwagens, auf dem eine Göttin thronte, berichtet anschaulich Tacitus in seiner „Germania".**) Auch der Anruf der Mutter Erde, der uns in einem angelsächsischen Weihespruch erhalten ist***), geht gewiß auf alte Zeit zurück. Zwar läßt sich aus den gottesdienstlichen Altertümern der „vorgeschichtlichen" Zeit nicht mit Sicherheit entnehmen, wie die Germanen sich die Mächte, denen ihr Glaube und Kult zugewandt war, vorgestellt haben; aber es spricht doch vieles dafür, daß auch sie an — mehr oder weniger persönlich gedachte — Götter glaubten, nicht anders als die alten Inder, Perser und Griechen. Der Gottesglaube dieser frühen Kulturvölker läßt sich mit dem der Welt der Primitiven entnommenen Ausdruck „Naturverehrung" nicht erschöpfen, sondern greift tiefer und weiter.

Sie haben in ihrer Religion übernatürliche Mächte verehrt, deren Wirken und Walten sie zu spüren glaubten — gewiß auch in Feld und Wald, am Himmel und in der Erde, aber vor allem in ihrem eigenen Leben. Und dies ist immer das erste und Wichtigste gewesen. Wohl ist auch der Mensch ein Kind der Natur, aber er ist als ein mit Sprache und Geist begabtes Wesen in ganz anderer Weise an die Gemeinschaft gebunden als das Tier. Die urtümlichen Beziehungen zu Familie, Sippe und Volk, in die er hineingeboren wird, bestimmen sein Leben in viel höherem Maße als seine Beziehungen zur „Natur", die das Feld seiner Tätigkeit ist. Von der Volksgemeinschaft empfängt er auch seine Religion — wie seine Sprache! Sie vermittelt im Kultus und Mythus, die er von ihr erlernt, sein Verhältnis zur Gottheit. Aber mehr als das: in dem Wirken und Streben dieser Gemeinschaft, in den Gesetzen, die sie beherrschen, in den Ordnungen, die sie binden, in den sittlichen Werten, die in ihr gelten, tritt ihm der Wille der Gottheit selbst entgegen. Hier in der Gemeinschaft begegnet sie ihm zuerst; denn jene Ordnungen und Bindungen haben ihre heilige und verpflichtende Kraft daher, daß sie nach altem Glauben von den Göttern selbst gesetzt sind, unter ihrer Aufsicht und ihrem Schutze stehen. Diese Lehre bildet bei allen Völkern einen wichtigen Teil der religiösen Überlieferung. Wir dürfen bei den Germanen von vornherein nichts anderes erwarten. Daß uns die vorgeschichtlichen Funde über die sittlich-soziale Seite des religiösen Lebens weniger als über ihre naturhafte Auskunft geben, darf uns nicht verwundern. Wir sind darauf angewiesen, aber auch berechtigt, aus den Nachrichten der geschichtlichen Zeit Rückschlüsse auf sie zu ziehen.

Unter diesen Nachrichten machen einen besonders altertümlichen Eindruck die Angaben über die Kultfeiern und Opferfeste, wie denn überhaupt die gottesdienstlichen Formen dem Wandel der Zeiten am zähesten Widerstand zu leisten pflegen, auch wenn die religiösen Vorstellungen sich ändern. Zugleich gewährt uns aber der Kult den tiefsten Einblick in eine Religion, vorausgesetzt, daß es uns gelingt, durch die äußeren Formen zu ihrem religiösen Sinn hindurchzudringen.

Besonders aufschlußreich sind in dieser Beziehung die Mitteilungen der isländischen Sagas über die Opferfeste der Norweger. Auf den großen Jahresfesten,

*) Vgl. S. 44 und Bild S. 28 unten **) Vgl. S. 36 ***) Vgl. S. 37



Aufn. Alinari

Grabstein mit Runeninschriften
(Völkerwanderungszeit, in Italien gefunden)

so erfahren wir dort, opferte man einerseits „für Ernte“ (oder ein „gutes Jahr“) und „Frieden“, andererseits für den „Sieg“ und die Herrschaft des Königs. Daraus geht hervor, daß das von der durch die Kultgemeinde vertretenen Volksgemeinschaft veranstaltete Opfer auch auf das Leben und das Schicksal dieser Gemeinschaft bezogen war. Gute Ernte und Frieden auf der einen Seite — Sieg und Herrschaft auf der andern Seite — damit sind die beiden Pole bezeichnet, um die sich das Leben eines Volkes bewegt: der biologisch-naturhafte und der politisch-geschichtliche. Hier der Friede, der die Arbeit des Bauern umfaßt und in der Ernte gipfelt, dort der Krieg, der, vom Siege gekrönt, Ehre und Macht einträgt. Geht man auf den Opferfesten die Götter um diese Dinge an, so zeigt das, daß man in ihnen die Geber und Bewahrer dieser Güter sah, d. h. alles dessen, was die Grundlage, den Inhalt und Zweck der Volksgemeinschaft bildet. Der Germane glaubte, daß sowohl das Gedeihen seiner Friedensarbeit — des Ackerbaues — als auch das Erringen des Sieges im Kriege, von dem unter Umständen Sein und Nichtsein des Volkes abhing, in der Hand der Götter stand.

In der Formel: „til árs ok friðar“ liegt aber noch mehr, als die Übersetzung: „für (gutes) Jahr und Frieden“ uns sagt; denn das Wort „Friede“ bezeichnete nicht nur den Friedenszustand im Gegensatz zum Kriege, sondern auch die sittliche und rechtliche Ordnung, auf der das friedliche Zusammenleben der menschlichen Gemeinschaft beruht. Man kann den religiösen Sinn jener alten Formel kaum besser ausdrücken als mit den Worten Schillers: „Heilge Ordnung, segensreiche Himmelstochter, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet.“ Wie die Götter die Spender des Guten, der Lebensgüter, wie sie Lenker des Krieges, Walter des Sieges und damit Herren der Völkerschicksale sind, so sind sie auch Hüter des heiligen Friedens, der in Recht und Gesetz verankert ist.

Die enge Verbindung von Religion und Recht tritt uns im Leben der germanischen Stämme überall in eindrucksvoller Weise entgegen. Das Thing, die Landgemeinde, die über die Ackerverteilung, über Krieg und Frieden, über Vergehen und Verbrechen entschied, wurde durch Weihung unter den Schutz der Götter gestellt. Die von den „heiligen Schranken“ umhegte Thingstätte war zugleich Opferstätte; die Hegung und Haselung (so genannt, weil man zu ihr Haselstangen verwandte) war das äußere Zeichen der Heiligung des Feldes, der Übergabe in den Schutz des Rechtsgottes. Zugrunde lag die uralte Vorstellung, daß man zur „Findung“ des Rechts und zur richtigen Entscheidung in den die Volksgemeinschaft bewegenden Fragen des Rates und Schutzes der Götter bedurfte. Sie wurden beim Eide, diesem wichtigen und unentbehrlichen Rechtsmittel, angerufen. Ihr Wille wurde im Orakel erforscht; wiederholt wird uns berichtet, daß man über Frevler oder Gefangene das Los warf, um die Götter selbst entscheiden zu lassen, ob sie am Leben bleiben sollten. Auch wurde kein Krieg ohne eine solche Befragung der Himmlischen unternommen; er galt ebenfalls als eine heilige Handlung, und man glaubte, daß die Götter selbst den Kriegführenden zur Seite stünden. Vor dem Kampf, in den man die Feldzeichen aus den heiligen Hainen mitnahm, weihte man die Schlachtreihe der Feinde dem Kriegsgott und sah in Sieg oder Niederlage ein Gottesurteil. Auch den Heerführer ließen einige Stämme, indem sie das Los befragten, durch die Götter ernennen. So waren diese in allen wichtigen Fragen die Ratenden und Richtenden. Die Germanen verehrten sie als die ihr

Leben und das Schicksal des Volkes — und der Völker — lenkenden Mächte, deren Wille sich sowohl in den sittlichen und rechtlichen Ordnungen wie in den geschichtlichen Entscheidungen bekundete.

Schwerer als von den gottesdienstlichen Formen und der Auswirkung der Religion auf das öffentliche Leben läßt sich ein Bild von der inneren religiösen Haltung des Germanen, seiner arteigenen Frömmigkeit, gewinnen. Doch fehlt es uns auch hierfür nicht an Zeugnissen; auch besteht ja immer eine innere Entsprechung zwischen dem Kult, dem Inhalt des Glaubens und der Frömmigkeit des einzelnen Menschen. Der Glaube an die Heiligkeit der Gottheit bestimmte auch das persönliche Verhältnis des Germanen zu ihr; er trat ihr in ihrem Weihtum mit scheuer Ehrfurcht gegenüber. Die den Göttern geweihten Plätze und Gebäude waren unverletzlich. Kein Frevler, kein Geächteter durfte sich dort aufhalten; ein Feigling, der in der Schlacht seinen Schild im Stich ließ, durfte, wie Tacitus sagt, weder mit opfern noch mit raten, d. h. er war sowohl vom Thing wie von der Kultstätte ausgeschlossen. Kein Mann durfte einen Tempel mit Waffen betreten, sonst lud er den Zorn der Götter auf sich. Wer ein Heiligtum erbrach und einen geweihten Gegenstand raubte, wurde hingerichtet und so dem Gotte, den er beleidigt hatte, geopfert. Der isländische Gode Thorolf Mosterbart schützte das Stück Land, das er dem Gotte Thor geheiligt hatte, durch strenge Gebote vor jeder Entweihung.*)

Und wie die Götter die Heiligen waren (ginnheilog goð „hochheilige Götter“ nennt sie die Edda), so waren sie auch die Mächtigen, und man darf vielleicht behaupten, daß das innere Verhältnis des Germanen zu seinem Gott vor allem durch den Glauben an seine „Macht“ bestimmt war. In den Zeiten des Übergangs zum Christentum zeigte sich, wieviel darauf ankam, ob es den Missionaren gelang, diesen Glauben zu erschüttern und (durch Wunder oder Gewalttaten) Christus als den Mächtigeren zu erweisen. Darum fällte Bonifatius die Donarseiche zu Geismar, und manches germanische Heiligtum ist aus demselben Grunde zerstört worden. Und umgekehrt: als einem christlichen Sendboten auf Island bei einem Sturm sein in einer Flußmündung vor Anker liegendes Schiff zerschmettert wurde, sahen die Isländer darin einen Sieg Thors über Christus, und eine Frau soll dem Missionar mit der Frage entgegengetreten sein: „Weißt du nicht, daß Thor den weißen Krist zum Zweikampf forderte, und dieser getraute sich nicht, mit ihm zu kämpfen?“ In der Wikingerzeit hat mancher Nordmann, der bereits getauft war, wenn er in eine schwierige und gefährliche Lage geriet, doch zu Thor gerufen, weil ihm dieser als der zuverlässigere und kräftigere Schutzpatron erschien.

Die Heiligkeit und Mächtigkeit der Gottheit rufen bei den Gläubigen das Gefühl der Abhängigkeit hervor. Wie sehr dieses Gefühl auch die Germanen beseelte, kommt zur Genüge in den Orakeln zum Ausdruck; die Entscheidungen der Götter, die man auf diese Weise einholte, wurden so getreulich befolgt, daß es uns zuweilen in Erstaunen setzt. Was will es doch besagen, wenn isländische Ansiedler im Anblick des neuen Landes ihre Hochsitzpfeiler über Bord warfen mit dem Gelübde, sich dort ansiedeln zu wollen, wo ihr Gott die Säulen an Land treiben ließe!**) Aber dieses Beispiel lehrt zugleich, daß das Verhältnis des Germanen zu

*) Vgl. S. 39 **) Vgl. S. 38

seinem Gotte frei von sklavischer Unterwürfigkeit war. Es war im Gegenteil von einem starken, mutigen Vertrauen getragen. Im Norden ist trúa „vertrauen" der Ausdruck für den religiösen Glauben, und den Gott, auf den der Isländer sich vor allen andern in den Nöten und Schwierigkeiten des Lebens verließ, nannte er seinen „Fulltrui", d. h. den, der volles Zutrauen verdiente. Wie der Norweger Thorolf Mosterbart*) haben viele germanische Männer vor schweren Entscheidungen ihr Heil bei ihrem Gotte gesucht und seinen Rat eingeholt. Wußte man sich im Schutz des mächtigen Gottes geborgen, war es nur natürlich, daß man in ihm den zuverlässigen „Freund" sah. Und wir haben viele Zeugnisse dafür, daß besonders Thor sich dieser Schätzung erfreute. Ástvinr „holder Freund" wird er in einer Saga genannt. Ein solch schönes und würdiges Verhältnis verringerte nicht den Abstand zwischen Mensch und Gott, auf dem aller fromme Glaube ruht; aber es floß aus ihm eine Frömmigkeit, die dem Manne Sicherheit und Kraft verlieh; es ist der adeligste Zug in dem Bilde der germanischen Religion.

In den Mythen, die uns der Norden überliefert hat, während aus Deutschland außer dem Merseburger Spruch**) leider keine bewahrt sind, hat der Glaube der Germanen seinen dichterischen Niederschlag gefunden. Die Eddalieder sind nicht eigentlich religiöse Dichtungen, es sind weder Hymnen noch Kultlieder, nur in einem von ihnen scheint sich ein alter feierlicher Anruf an die himmlischen Mächte erhalten zu haben.***) In diesen Gedichten spielt, wie in den Gesängen Homers, die Phantasie mit der Götterwelt; das Bild, das sie von ihr entwirft, ist mit irdischen Farben gemalt. In der Überwelt spiegelt sich die Menschenwelt; die verstreut liegenden Heime der Götter, die Weltesche mit den in ihr hausenden Eichhörnchen und Vögeln, der Nornenbrunnen, die Gerichtsstätte der Götter ergeben zusammen die Vorstellung einer himmlischen Siedlung, die ganz wie ein germanisches Dorf geschaut ist.†) Und dennoch: durch diese mythischen Dichtungen schimmert, bald stärker, bald schwächer, wie durch ein Transparent die Religion der Nordleute hindurch. Wenn Thor als der furchtlose Bezwinger der Riesen und Ungeheuer gepriesen wird, so spiegelt sich darin der Glaube an seine Macht und das Vertrauen, das der von den feindlichen Gewalten des Lebens bedrohte Mensch auf die Hilfe des Gottes setzte. Ein Lied nennt ihn den „Freund der Menschenscharen". Auch Odin ist der mächtige Helfer; denen, die seine Huld genießen, gibt er, wie es in einem Liede heißt, alle wünschenswerten Güter des Lebens: „Sieg dem einen, Besitz dem andern, Rat und Rede vielen Recken, Mannhaftigkeit manchen Helden." Vor allem aber erscheint Odin in der nordischen Dichtung als Schicksalsgott, der auf der Walstatt Helden fällt und zu sich nach Walhall, seinem himmlischen Herrschersitz, holt. Seine Gestalt ist von einem Schauer des Geheimnisvollen und Furchtbaren umwittert. Er ist der Meister der Runenweisheit und der Zauberkunst, an geheimem Wissen und Können allen Wesen überlegen.††)

Er allein sieht auch das drohende Ende voraus: Ragnarök, das „Schicksal der Götter", das ihnen die feindlichen Mächte dereinst bereiten werden. In einer großartigen Vision lassen die Strophen der Völuspa†††), dieses einzigartig da-

*) Vgl. S. 38 **) Vgl. S. 45 ***) Vgl. S. 36 †) Vgl. S. 35
††) Vgl. S. 44 †††) Vgl. S. 49

stehenden Meisterwerkes nordischer Dichtkunst, den Weltuntergang vor uns abrollen. Die tragische Stimmung, von der das Lied beherrscht ist, liegt auch über dem Mythus von Balders Tod, dessen schönste Fassung wir dem großen Isländer Snorri Sturluson verdanken, während die Lieder nur in prophetischen Andeutungen auf ihn hinweisen.*)

Diese Gedichte sind in dem Jahrhundert entstanden, in dem der Norden, langsam und widerstrebend, den Übergang zum Christentum vollzog. Man glaubt hier und da bereits den Einfluß der christlichen Gedankenwelt zu spüren. Im ganzen sind sie Ausdruck eines Lebensgefühls, das in den geistig führenden Kreisen durch den Untergang der alten Sitten und das unaufhaltsame Hereinbrechen eines neuen Zeitgeistes erweckt war. In der Völuspa dürfen wir den großartigen Versuch eines von dem Wandel der Dinge tief ergriffenen, innerlich dem alten Glauben zugewandten Dichters sehen, „das gesamte Weltgeschehen als Götterschicksal zu deuten".

Es ist die letzte große Dichtung aus altgermanischem Geist.

Mit diesem Lied trat die germanische Religion vom Schauplatz ab; sie hat sich in ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt, das den tragischen Liedern der Heldendichtung ebenbürtig zur Seite steht.

6. Das Weltall

Heilig ist die Stätte, die steht
nahe bei Asen und Alben . . .
den Saal deckten mit Silber
gütige Götter einst.
Walaskjalf heißt er, ihn wirkte sich der Ase in Urtagen.

Kund ist er allen, die zu Odin kommen,
den Saalbau zu sehn:
Schilde sind die Schindeln, Schäfte sind die Sparren,
es decken Brünnen die Bank.

Kund ist er allen, die zu Odin kommen,
den Saalbau zu sehn:
ein Wolf hängt westlich vom Tor,
ein Aar hängt über ihm.

Fünfhundert und vierzig Tore
kenn ich in Walhall wohl;
achthundert Einherjer gehn auf einmal aus jedem,
wenn's mit Fenrir zu fechten gilt.

Geri und Freki atzt der vielberühmte,
der kampfstolze Kriegergott;
doch vom Wein nur lebt der waffenstrahlende
Odin immerdar.

*) Vgl. S. 45 ff.

Hugin und Munin fliegen manchen Tag
den Erdengrund ab;
für Hugin fürcht ich, daß er heim nicht kehre,
doch sorg ich um Munin noch mehr.

Drei Wurzeln gehn nach drei Seiten
von der Esche Yggdrasil;
Hel wohnt unter einer, unter der andern die Reifthursen,
unter der dritten der Degen Volk.

Die Esche Yggdrasil
muß Unbill leiden mehr als man meint:
der Hirsch äst den Wipfel, die Wurzeln nagt Nidhögg,
an den Flanken Fäulnis frißt.

Nagezahn heißt das Eichhorn,
das immer rennt auf der Esche Yggdrasil:
von oben her soll es des Adlers Worte
zu Nidhögg niedertragen.

Edda

7. Anruf der Götter

Heil dir, Tag! Heil euch, Tagsöhne!
Mit holden Augen schaut her auf uns
und gebt uns Sitzenden Sieg!

Heil euch, Asen! Heil euch, Asinnen!
Heil dir, fruchtschwere Flur!
Rat und Rede gebt uns Ruhmreichen beiden
und heilkräftige Hände!

Edda

8. Mutter Erde

Sie verehren Nerthus, die Mutter Erde, und glauben, sie befasse sich mit den Angelegenheiten der Menschen und komme zu den Völkern gefahren. Auf einer Insel des Meeres ist ein heiliger Hain, in ihm soll ein geweihter Wagen stehen, der mit einem Tuch überdeckt ist. Nur dem Priester ist es erlaubt, ihn zu berühren. Er merkt es, wenn die Göttin im Heiligtum anwesend ist, und geleitet die auf einem mit Kühen bespannten Wagen Umherfahrende mit großer Ehrfurcht. Froh sind jetzt die Tage, voll Festesfreude die Orte, welche die Göttin ihrer Ankunft und ihres Besuches würdigt. Man zieht nicht in den Krieg, greift nicht zu den Waffen; weggeschlossen ist alles Eisen. Nur Ruhe und Frieden ist jetzt bekannt, jetzt geliebt, bis derselbe Priester die Göttin, die des Verkehrs mit den Menschen müde ist, in das Heiligtum zurückbringt. Dann werden Fahrzeug und Hülle und, wenn man es glauben will, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen. Dabei bedienen Sklaven, die sofort derselbe See verschlingt. Daher herrscht ein geheimes Grauen, ein heiliges Dunkel, was das sei, das nur Todgeweihte schauen.

Tacitus, Germania

9. Bauerngebet

Die Erde bitt ich und den Oberhimmel; —
Erke, Erke, Erke, der Erde Mutter! —
Es gönne dir der Allwaltende
Äcker wachsend und aufsprießend,
voll schwellend und kräftig treibend ...
und der breiten Gerste Früchte
und des weißen Weizens Früchte
und alle Erdenfrüchte! —
Heil sei dir, Erdflur, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
mit Nahrung gefüllt den Menschen zum Nutzen!

Angelsächsischer Flursegen

10. Thor und Odin

Martin Ninck

Das Wort Hammer, ursprünglich Steinhammer, hat sich im Norden sehr lange in der Bedeutung „Fels" erhalten. Hämmer und Äxte als Ersatz für die Keile sind also leicht verständlich, und ihre steigende Beliebtheit im Kult seit der Bronzezeit erklärt sich aus ihrem Anschauungsgehalt, da denn im Bereich der menschlichen Tätigkeit die tiefspaltende Art besonders deutlich die Spaltkraft des Blitzes vor Augen stellt, im Erdröhnen aber des aufprallenden Hammers das Krachen des Donners sinnfällig wird. Dachte man sich dann den göttlichen Bewirker in menschlicher Bildung, wie sie den germanischen Göttern durchwegs zu eigen ist, so lag es nahe, ihn in Gestalt eines gewaltigen Schmieds oder Hammerschwingers sich vorzustellen.

Nach der Edda besitzt Thor die beste aller Götterwaffen, den Hammer Mjöllnir, der nie sein Ziel verfehlt und die wunderbare Eigenschaft hat, nach dem Wurf stets von selbst wieder in die Hand des Gottes zurückzukehren. Das sichtbare Zeichen seiner Kraft und seiner Gewitterbedeutung, wie die Donnerkeile in der Hand des Zeus, hat der Hammer auch allgemein segnende und befruchtende Macht. Wie Mjöllnir geholt wird, die Braut eines Riesen damit zu weihen, schildert ein eddisches Lied.

Nachdrücklich zeugen die Orts- und zumal die Personennamen von der Beliebtheit des Gottes. Landschaftlich tritt der Thorskult in Norwegen den Ortsnamen nach an der Westküste (Hardanger) besonders hervor. Da von hier (seit 874) die meisten Siedler nach Island abwanderten, ist es begreiflich, daß er nun auch auf der Insel besondere Bedeutung gewann, wo zudem die bäuerlich-demokratischen Verhältnisse seiner Volkstümlichkeit günstig waren. Er heißt dort der „allmächtige Ase" schlechthin und soll unter diesem Namen nach den Gesetzen des Ulfliot beim Eid vor Gericht zusammen mit Frey und Njörd angerufen werden. Isländische Sagas sind es auch, die neben Frey ganz besonders Thor fulltrüi „den Treufreund" nennen, und Dichter der Insel, die ihn den „Landasen" oder den „Freund und Helfer der Menschen" heißen. Mit Thor hatte das Christentum auf der Insel den schwersten Kampf auszufechten, und mancher hielt lange noch an ihm fest, auch wenn er äußerlich mit dem Kreuze bezeichnet war, wie denn das Besiedlungsbuch von

Helgi dem Mageren sagt: „Er glaubte an Christus, aber bei Seefahrten und schwierigen Unternehmungen rief er Thor an."

Sehen wir uns nun einzelne Sagazeugnisse genauer an, so muß uns an erster Stelle die Geschichte von Thorolf Mostrbart beschäftigen, die ebenso zuverlässig belegt ist wie sie reiche Aufschlüsse bietet. Dieser Thorolf gehörte zu den stolzen Freibauern Norwegens, die, als Harald Schönhaar im Jahr 872 die Alleinherrschaft im Lande erzwang, lieber nach dem neuerschlossenen Island abwanderten, als sich die Besteuerung ihrer altererbten Güter gefallen zu lassen. Er wird uns groß und stark geschildert, trug einen stattlichen Bart und lebte als angesehener Häuptling auf Mostr (heute Bömmelö), einer Insel am Ausgang des Hardangerfjords im südlichen Teile Norwegens; darum hieß man ihn Mostrarskegg, d. i. Mostrbart, und weil er ein besonderer Thorfreund war, ward er statt Krolf meist Thorolf genannt. Auf der Insel stand ein Thorstempel, den verwaltete Thorolf, und er galt als großer Opferer.

Der Streit mit Harald brach aus, als Thorolf einem Geächteten des Königs Aufnahme gewährte und ihn auf seinem Schiffe nach Island entkommen ließ. Harald verlangte von ihm, er solle ebenfalls außer Landes gehen oder aber sich vollständig seiner Gewalt unterwerfen. „Da veranstaltete Thorolf", erzählt die Saga, „ein großes Opferfest und fragte seinen geliebten Freund Thor um Rat, ob er sich mit dem Könige verständigen oder aus dem Lande ziehen und wo anders sein Heil versuchen solle. Des Gottes Bescheid aber wies Thorolf nach Island . . . Da ließ er den Tempel abbrechen und führte den größten Teil des Holzes, aus dem er bestand, mit fort und außerdem etwas von der Erde unter der Erhöhung, auf der Thor gesessen hatte."

Als Thorolf nach Island kam (884) und im Westen einen weiten Fjord vor sich liegen sah, warf er seine Hochsitzpfeiler ins Meer. Auf einem der beiden war Thor eingeschnitzt. Dabei gelobte er, „daß er dort in Island sich ansiedeln wolle, wo Thor die Säulen ans Land kommen lassen werde." Er gelobte, Thor seine ganze Landnahme zu weihen und nach ihm zu benennen.
Dann segelte Thorolf in den Fjord hinein und gab ihm den Namen Breitfjord (die nördlichere der beiden großen Meerbuchten, welche die Westküste der Insel in Gestalt einer weitausgeschwungenen 3 gliedern. Auf der vorspringenden Landzunge in der Mitte sind die folgenden Örtlichkeiten zu denken). Thorolf ging an Land im Süden der Bucht ungefähr in der Mitte der Landzunge, welche Snaefellsnes heißt. Dort fanden sie, daß am vordern Rand eines Vorgebirges Thor mit den Hochsitzpfeilern ans Land gekommen war. Da nahm Thorolf Land von der Mündung der Stabach bis zu dem kleinen Fluß, den er Thorach nannte, und hieß das ganze Gebiet Thorsnes, d. i. Thorspitz. Sein Schiffsvolk siedelte er an der Stabach an. Das eigene Gehöft errichtete er an der kleinen Bucht, die er Hofswag, d. i. Tempelbucht, nannte, und baute dort einen großen Tempel(hof). Den weihte er dem Thor. Der Ort heißt jetzt Hofstadir, d. i. Tempelstätten. Dann umging er sein Gebiet mit Feuer. Das war zehn Jahre nach der ersten Besetzung Islands, und Leute gab es damals noch wenig auf der Insel. Den Tempel ließ Thorolf gewaltig aufführen.

„Es war eine Türe an der Seitenwand nahe der einen Giebelseite: innerhalb standen die Hochsitzpfeiler. In diesen befanden sich Nägel, die man ‚Götternägel' nannte. Da im Innern war eine große Friedensstätte. Nach dem anderen Giebel zu lag ein

Raum ähnlich der Sakristei in den jetzigen Kirchen, und dort war eine Erhöhung in der Mitte des Tempelflurs wie ein Altar. Auf dem Altar lag ein nicht völlig zusammengeschlossener Ring, zwanzig Unzen im Gewicht (etwas mehr als ein Pfund). Darauf mußten alle Eide abgelegt werden. Diesen Ring sollte der Priester bei allen Zusammenkünften am Arme tragen. Auf der Erhöhung stand auch gewöhnlich die Opferschale. Darin befand sich der Sprengwedel nach Art eines Weihwedels. Mit ihm sollte das Blut aus der Schale gesprengt werden, das man Opferblut nannte. Es war das Blut, das floß, wenn die den Göttern geweihten Tiere geschlachtet wurden. Um die Erhöhung in dem abgetrennten Raume war den Göttern der Platz angewiesen. Jedermann hatte an den Tempel Zoll zu entrichten und war dem Priester für alle Thingfahrten zur Folge verpflichtet wie noch jetzt die Thingleute ihren Häuptlingen. Der Gode aber hatte den Tempel auf eigene Kosten zu erhalten, so daß er nicht verfiel, und er hatte die Opferfeste zu leiten." Zu dem Berg, der sich auf Thorsnes, dem Vorgebirge, erhob, hatte Thorolf einen solchen Glauben, daß er ihn Helgafell, d. i. Heiligenberg, nannte und bestimmte, niemand dürfe ungewaschen auf ihn blicken, auch solle er eine Friedensstätte sein und niemandem dürfe auf ihm etwas angetan werden, weder dem Vieh noch Menschen, wenn sie ihn nicht selbst verließen. „Thorolf und alle seine Freunde auf dem Vorgebirge glaubten, daß sie in den Berg verstürben. Dort auf dem Vorgebirge, wo Thor an Land angekommen war, fällte Thorolf alle Urteile, und dort wurde mit Zustimmung aller Männer der Nachbarschaft ein Bezirksthing errichtet."

Von Unn, seinem Weibe, hatte Thorolf einen Sohn, namens Stein. Den weihte er seinem Freunde Thor und nannte ihn nach dem Gotte Thorstein. Als der Vater tot, Thorstein aber noch jung war, geschah es, daß die Männer sich über die Bestimmungen Thorolfs entzweiten, dem Berge die gebührende Ehrfurcht nicht erweisen wollten und ihn verunreinigten. In dem Streite fielen einige Männer, und der Grund war durch das Blutvergießen unheilig geworden. „Da wurde beschlossen, das Thing von dort zu verlegen, und zwar (mehr landeinwärts) auf die Halbinsel hinauf, da wo es jetzt ist.

Als Thorstein 25 Jahre war, gebar ihm Thora einen Knaben, den man Grim nannte, als man ihn mit Wasser besprengte. Diesen Knaben weihte Thorstein dem Thor und bestimmte ihn zum Tempelgoden. Er nannte ihn nach dem Gotte Thorgrim. Noch im gleichen Herbste fuhr Thorstein aus nach einem Eiland zum Fischfang. In dieser Zeit wollte sein Schafhirt an einem Abend das Vieh nördlich von Heiligenberg nach Hause treiben. „Da sah er den Hügel an der Nordseite offen. Er erblickte im Hügel große Feuer und hörte aus ihm fröhlichen Lärm und Hörnerklang. Und als er genau horchte, ob er einige Worte unterscheiden könne, hörte er, wie man dort dem Thorstein Dorschbeißer und seinen Gefährten Gruß entbot und sagte, er werde bald auf dem Hochsitz gegenüber seinem Vater sitzen. Diese Botschaft brachte der Schafhirt Thorsteins Frau Thora am Abend. Sie machte nicht viel Wesens daraus, meinte aber, es könne vielleicht das Vorzeichen wichtigerer Ereignisse sein. Den Morgen darauf kamen Männer von der See von Hösskuldeiland her und meldeten, daß Thorstein beim Fischfang auf See ertrunken wäre."

Die Schilderung gewährt uns zunächst einen Blick in den Tempelbau. Es sind deren viele auf Island ausgegraben worden, welche die Angaben der Saga bestätigen. Der Hauptraum ist in Gestalt der germanischen Halle zu denken, als Langhaus also

mit Giebeldach, das außer von Firstbalken und Seitenwänden von zwei Pfostenreihen im Innern getragen wurde. Die dadurch gebildeten Seitenschiffe waren höher gelegt als der mittlere Flur. Bänke mit Tischen davor zogen sich den Wänden entlang. Der Sitz in der Mitte der Längswand war durch die besonders starken und meist kunstvoll geschnitzten Hochsitzpfeiler ausgezeichnet. Die Wände wurden bei festlichen Gelegenheiten wahrscheinlich mit Teppichen behängt, die Pfosten mit Laub ausgeschmückt. Das Haus war umfriedet von einer Mauer — daher die nordische Bezeichnung Hof für den Tempel —, und selten fehlte eine heilige Quelle im geweihten Bezirk.

Wie schon die Anlage zeigt, war der Tempelraum nicht für eine Bet-, sondern für eine Opfergemeinschaft bestimmt, deren Zusammenkünfte Festfeiern waren und in der Opfermahlzeit ihren Mittelpunkt hatten. Die Angehörigen des Sippen- oder bei größeren Tempeln des Gauverbandes nahmen daran teil. Der Gode, am schweren goldenen Armring kenntlich, nahm Platz auf dem Hochsitz, ihm gegenüber auf der anderen Flurseite der geehrteste Gast. Den Wänden entlang saßen die Bauern. Die Götter, denen die Mahlzeit galt, standen im Nebenraum allen sichtbar auf Postamenten um den Altar oder oft wohl auch auf der Erderhöhung, welche die beiden Räume voneinander trennte. Ihre Bilder wurden mit dem Fett der Tiere bestrichen und die Festteilnehmer, Tempelwände, Bilder, Altar und Ring mit dem Opferblut aus der Schale besprengt. Die Frauen waren nicht ausgeschlossen, und das von ihnen gebraute Bier pflegten sie auch selber zu schenken. Die Trinksitten wurden genau innegehalten. Der Festleiter segnet die gefüllten Becher und die Opferspeisen, dann trinkt er den einzelnen Göttern zu und macht das Hammerzeichen, wenn der Becher dem Thor gilt; die Gäste folgen ihm darin nach. Mit besonderem Becher wird der Toten gedacht. Kunstvoll geschmückte Hörner kreisen und werden über die Kessel hinübergereicht, die über den Feuern im Flure hängen. Vorträge von Strophen und ganzen Gedichten unterbrechen den Trunk.

Der Eidring, der gewöhnlich auf der Altarerhöhung ruht, bei allen Zusammenkünften aber vom Goden getragen wird, zeigt deutlich das Ineinandergreifen von Kult und Recht, wie sie das Godenamt vereinigt.

Wichtig ist noch das Nebeneinander von Tempel, Thingstätte und Totenberg, die alle als „heilig" gelten und die alte Bedeutung dieses Wortes beleuchten. Als Friedensstätte dürfen sie weder durch Blut noch sonstwie verunreinigt werden. Die ganze Bannstätte umgeht Thorolf mit Feuer, um schädigende Einflüsse abzuwehren. Thorolf ist das Musterbeispiel eines Goden, der kraft seiner kernhaften Männlichkeit die alte, in Norwegen behauptete Stellung auch im neuen Lande durchsetzt und die Anerkennung seiner Genossen gewinnt. Klar tritt uns sein Verhältnis zu Thor entgegen. Da er sich gut beraten fühlt, nimmt er es mit den Verpflichtungen ernst. Er befragt Thor über die Auswanderung und läßt ihn darüber entscheiden, wo er sich ansiedeln solle. Bedenken wir, wie gerade Island der Hort besten Germanentums werden sollte und der im Volkstum verwurzelte Glaube hier länger als irgendwo weitnachhallende Taten und Blüten der Dichtung hervortrieb, so muß es ein Zug von sprechender Bedeutung heißen, daß der Gode die geweihte Erde unter dem Altarplatz Thors sowie die Hochsitzsäulen der Halle mit sich aufs Schiff nahm, um sie zum Mittelpunkt seiner neuen Heimat fern über dem Meere zu machen. Die gleiche Gesinnung beweist er, wenn er die ganze Landnahme dem Thor weiht, nach ihm Bach und Berg, nach dem Tempel Hof und Bucht benennt und endlich den Thornamen weiterpflanzt in seinem Geschlecht. Das Beispiel wirft Licht auf das Anschwellen der Thornamen in Norwegen und zeigt, daß eine nicht allzu alte Gewohnheit noch immer in Übung war, lehrt aber auch, daß sich die Menschen bei solcher Namengabe wirklich etwas gedacht haben.

Die Sitte, die Hochsitzpfeiler auszuwerfen, war bei den Siedlern stark verbreitet, andere warfen die Bettpfosten oder den Sarg des Sippenältesten aus, wenn er, wie es von Kweldulf überliefert ist, unterwegs auf dem Schiffe den Tod fand. Wie die Beispiele zeigen, ist es das heimisch Verbundene, Angestammte, dem der Siedler im schicksalsschweren Augenblick der neuen Heimatwahl sich als Führer anvertraut, und an Thor ist nicht immer ausdrücklich gedacht. Aber wo er der besonders verehrte Gott einer Sippe war, da stand das Vertrauen ganz auf ihm, und mit Bedacht wurden die Pfeiler mit seinem Schnitzbild gewählt, sie im Wasser, dem menschlicher Willkür entzogenen Schicksalselement, zu versenken und den Fingerzeig Gottes darin zu erkennen.

Wichtig endlich ist der für Thorolf und seine Freunde bezeugte Glaube, daß sie in den heiligen Berg verstürben. Der Berg gilt dabei deutlich als die Totenstätte der Sippe, und der erste Siedler ist der verehrte Ahn und Vater, zu dem die Nachkommen sich versammeln. Das ist derselbe Glaube, wie er seit ältester Zeit zur Sitte der Hügelgräber geführt hat. Sie sind bei den Germanen überaus häufig und weisen oft ganze Kammern von einer Größe auf, die zeigt, daß sie nicht für den einzelnen, sondern für die Sippe bestimmt waren. Wenn der Heiligenberg Thorolfs dem Thor geweiht ist, so ist Thor hier eine Art Sippengott, der selbst die Toten noch mitumspannt und zusammenhält genau in der Form, wie sie die Festfreude der Lebenden in der heiligen Halle des Gottes war. Im Hochsitz sitzt der Ahn des Geschlechts und empfängt unter Hörnerklang den Sohn und die Freunde; die Feuer brennen und freudiger Lärm erschallt. So sagt es das Gesicht des Schäfers, und die Frau des Verstorbenen schließt daraus auf große Ereignisse. Das Erzählte ist also nicht Sage und bloßer Glaube, sondern Erlebnis und wirft helles Licht auf die Wirklichkeitshintergründe sippenverbundener Frömmigkeit.

Rätselschwer steht die Gestalt Odins im germanischen Götterkreis, und doch entscheidet sie über die letzten Gründe des germanischen Glaubens und damit, wenn echter Glaube stets in Tiefen des Volkstums wurzelt, über Wesen und Bedeutung des Germanentums selber. Denn nicht nur die Edda stellt ihn dar als den alles überragenden Führergott und preist ihn als Ordner und Lenker der Welt, auch die andern Germanenstämme kannten ihn als obersten Herrn, und von keinem Gott sonst haben wir so einmütige Zeugnisse einer gleichmäßig im Süden und Norden verbreiteten Verehrung. Bei keinem aber auch bieten sich so wenige wirklich überzeugende Vergleichsmerkmale dar mit dem Wesen anderer indogermanischer Götter und waren so gründlich infolgedessen die Versuche einer fremden Herleitung des Gottes zum Scheitern verurteilt.

In fast verwirrender Vielfältigkeit spiegeln die Überlieferungen sein Wesen. Er ist ein Sturmgott, der mit wehendem Mantel oder auf Sleipnir, seinem „rasch dahingleitenden" achtfüßigen Grauhengst, wie im Sturm durch die Luft fährt und im Norden den Beinamen „Wetterer, Stürmer" trägt. Er war Gott der Krieger, waltete über der Schlacht, verlieh Sieg seinen Lieblingen und rief die Toten zu sich in seine himmlische Halle.

Wodan war auch ein Totengott, ein Führer und Gefolgsherr der Toten, er galt als Erfinder der Runen, ist auch ein besonderer Freund der Dichter, schenkt den Begeisterungstrunk und ist selber besonderer Weisheit voll. Er führt die Asen und lenkt die Welt, deren Ordnung er selber begründen half.

Wodan ist auch ein Herr des Schweifens. In der Edda sowohl wie in den Sagen erscheint er fast ununterbrochen auf der Fahrt, und Saxo, der Zeitgenosse Snorris, nennt ihn bezeichnend einen „unermüdlichen Wanderer". Bald spricht er bei den Riesen vor, bald kehrt er bei den Menschen ein, bald stürmt er auf Sleipnir, dem raschen Hengst, zur Hel (wie im Liede von Baldurs Träumen)*) oder zur Schlacht mit hocherhobenem Speer. Sein Äußeres, sein Mantel, Hut und sein wallender Bart, stimmt ganz zum Bilde des mythischen Wanderers.

Unter den zahlreichen Namen, die für Odin in skaldischer und eddischer Dichtung gebraucht werden, sind besonders häufig Bezeichnungen wie Heervater, Führer des Kriegervolks, Siegvater, Siegwalter oder Siegverleiher und endlich Walvater, Gott der Kampftoten, der Waltote Kürende (Walkiósandi). Odin ist also Gott der Krieger, ein Herr der Schlacht und ein Siegverleiher wie der Mars der Römer, der Ares der Griechen. Er ist aber anders als diese Götter zugleich der Herr, der die Toten wählt, zu sich ruft und gastlich in seiner Halle empfängt.

Warum aber kürt Odin die Helden, wählt er die Besten aus, kann er nur Tapfre bei sich brauchen? Das Eiriklied **) gibt darauf Antwort: Ein endgültiger, in ewiger Freude erstarrender Zustand ist auch das Dasein der Einherjer nicht; der Asenherrlichkeit selber droht Unheil von der Lokibrut, vor allem vom Wolf.

Die Größe des Kampfs vorausahnend, sammelt Odin die Besten, um beim ersten Zeichen nahenden Unheils an ihrer Spitze gegen die entfesselten Mächte zu reiten.

Mit dem Speer ließ sich im Tode zeichnen, wer nach Walhall kommen wollte, nach dem Vorbild Odins, der sterbend selbst mit dem Speer sich ritzen ließ oder vom Speer durchbohrt an der Weltesche hing.***) Ein alter, durch die Sagas mehrfach bezeugter Kriegerbrauch war es, bei Kampfbeginn einen Speer über die feindlichen Scharen zu schleudern unter dem Rufe: „Odin hat euch alle!", deutlich also zur Opferweihe, wie wir von den Goten durch Jordanes, von den Hermunduren und Chatten durch Tacitus wissen, daß sie vor dem Kampf die Feinde ihrem Gott zu weihen und nachher die Gefangenen ihm zu opfern pflegten. Einen Rohrsproß — ein Herrschaftszeichen bei den Germanen — leiht Odin zu solcher Feindesweihe Eirik dem Schwedenkönig im Kampf mit Styrbjörn; das Rohr aber wandelt sich zum Speer.

Scharf bezeichnen diese Stellen den Sinn des Symbols: es bringt den Sieg, aber nur durch den Tod, es macht den Helden unwiderstehlich, weiht ihn aber dem Odin, der Sieges- und Todesgott zugleich ist; es eröffnet durch den Vorgang des Gottes das Jenseits. Tückisch wandelt der Rohrsproß, das Herrschaftszeichen, sich dem Wodankrieger zum tödlichen Speer, der sich gegen ihn selber richtet. Tod und Sieg, beide unlösbar miteinander verflochten, liegen in der Speerspitze, schwarze Nacht und strahlender Tag, die Bitternis und das endlose Leid, das aus der Wunde Siegfrids fließt, die Untergangsschauer in der Not der Nibelungen, der die Züge der Recken durchfurchende Todesgrimm, aber auch der Glanz im Auge des siegreichen Helden, der Widerglast Frohheims, des Saales der Wonnen, „wo die funkelnd goldne Walhall sich dehnt", der Schimmer von Brynhilds wabernder Lohe, der flammend „bis zum Himmel emporleuchtet". Erlebte Glanzfülle war es, was die Germanen die Schrecken der Walstatt vergessen ließ, was das herbe Weh, den hadernden Trotz auf den Lippen der Sterbenden besiegte, was sie antrieb, dem Kampfgott in immer neuen Scharen sich hinzugeben, auf gehaselten und also geweihten Walfeldern sich zu opfern und das Schicksal auf sich zu nehmen, mochte es durch Nächte des Grauens führen, durch Täler rauchend von Blut und vom Geheul der Wölfe schauerlich widerhallend. Todesbedeutung tragen zunächst alle Tiere Wodans und die seinem Kreis angehörenden Symbole und Waffen: sein Grauhengst, die beiden Raben, die stets ihn begleitenden Wölfe Geri und Freki, der Adler, die Schlange, in die er sich wandelt, sein Speer und die Fahne. Der finstere Aufzug aber wird in der Schlacht oder bei feierlich-festlichem Aufzug zur Glanzgestalt des Reiters im Goldhelm, Swalin, den Sonnenschild an der Seite, und lichtstrahlende Walkyren im Gefolge. Im fleckigen Mantel und grauen Bart, tief den Hut in die Stirne gedrückt, wandert er und taucht plötzlich, erschreckend mit seinem einzigen Auge, vor Menschen auf, „wenn er aber unter Freunden saß, dann war er so schön und edel von Ansehn, daß jedermanns Herz im Leibe lachte (Snorri)".

Die beiden Hauptwurzeln des Walhallglaubens — so lassen sich die Ergebnisse zusammenfassen — sind Ahnenverehrung und Schicksalsglaube, jene ruhend auf der festen Erfahrung des Weiterlebens der Seele nach dem Tode, auf dem Glauben an die gemeinsame Jenseitsstätte der Sippen- und der Heerfahrtsgenossen und auf dem Wunsch, selbst einmal in diesen Kreis aufgenommen zu werden; dieser aber gründend im Drang der heldenmäßigen Selbsthingabe nach dem Muster und Beispiel des göttlichen Führers, der im Sturm um die Weltesche fuhr, um die Mächte der Tiefe aufzuregen, der das Schicksal zwang, die Waltoten ans Licht ihm herauszugeben. Die Nachricht des Jordanes, daß die Goten ihre besten Helden, die gleichsam durchs Schicksal siegten, als halbgöttliche Anses verehrt und Gaut als deren Führer gefeiert hätten, bestätigt bei aller Kürze doch deutlich diese doppelte Wurzel.

In allen Erscheinungsformen fanden wir eine Grundkraft mächtig, die Wurzel seines eigenen Namens, ō þr, den wallenden inneren Lebensbeweger, den die drei Götter mit Atem und Wärme den ersten beiden Menschen einhauchen,*) der in mächtiger Steigerung und die Fesseln der Leiblichkeit sprengend als Wut aus rasenden Berserkerkriegern bricht und als Odrörir „Mutaufreger" den Dichter — den Schaffenden nach altdeutschem Wort (scof) — befeuert. Zweifellos die eigentümlichste Göttergestalt hat sich das Germanentum in Wodan-Odin geschaffen, ein Sinnbild der eigenen schweifenden Art, der Schicksalsbejahung und heldischen Hingabe früherer Zeiten, die bedeutungsvolle Dreieinheit zugleich eines Kriegerkönigs, Richters und Dichters, jener Männerberufe, die am höchsten bei den Germanen in Wertung standen. In ihm war einmal wirklich, was die Romantik erst wieder neu für die Zeit entdecken mußte: der schaffende Dichter hat das Herz der Welt.

„Götter und Jenseitsglauben der Germanen"

*) Vgl. S. 46 **) Vgl. S. 48 ***) Vgl. S. 22

*) Vgl. S. 49

11. Altnordische Runenweisheit

Runen sollst du lernen, Stäbe gar stark,
wie sie wirkten Weihgötter,
wie sie ritzte der Raterfürst.

Denkrunen sollst du lernen, wenn du allen Degen
überlegen sein willst an List,
Die erriet, die ritzte ein
Odin, der sie ersann.

Siegrunen lerne, willst du Sieg haben!
Auf den Schwertknauf schneide sie,
auf die Blutrinne und des Rückens Breite
und ruf zweimal zu Tyr!

Den Becher soll man segnen und vor Bösem sich schirmen,
werfen Lauch in den Labetrank;
dann bin ich gewiß, daß Böses dir nicht
gemischt wird in den Met.

Brandungsrunen brauche, wenn du bergen willst
auf der Fahrt das Flutenroß!
Man brennt sie auf den Steven und auf des Steuers Blatt
und ritzt auf die Ruder sie.
Nicht ist so schwer die Brandung noch so schwarz die Woge:
zum Hafen kommst du heil.

Astrunen lerne, wenn ein Arzt du sein
und Krankheit erkennen willst!
Man ritzt sie auf die Borke und des Baumes Gezweig,
der ostwärts die Äste streckt.

Rederunen lerne, soll kein Recke ein Leid
grimmig vergelten dir!
Denkrunen lerne, soll der Degen keiner
deinen Verstand bestehn!

Auf den Schild sind sie geritzt, der steht vorm schimmernden Gott,
auf Arwakers Ohr und auf Alswinns Huf,
auf das Rad, das sich dreht unter des Donnerers Wagen,
auf Sleipnirs Zähne und die Zunge Bragis,
auf des Schlittens Kufen und den Schnabel des Adlers,
auf des Bären Pranke und die Pfoten des Wolfs,
auf blutige Schwinge und der Brücke Stoß,
auf der Heilbringerin Hand und der Helferin Spur,
auf Glas und auf Gold und auf gutes Kleinod,
in den Wein und ins Bier und auf gewohnten Sitz,

auf Gungnirs Spitze und auf Granis Brust,
auf der Norne Nagel und der Nachteule Schnabel.

Sie schuf er, sie schnitt er,
sie ersann Siegvater. Edda

12. Die Merseburger Sprüche

Gefangenenlösung

Eiris sâzun idisi, sâzun hera duoder.
suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clûbôdun umbi cuoniouuidi:
insprinc haptbandun, invar vîgandun!

Einst saßen Idise, saßen hierhin und dorthin.
Einige hefteten einen Haft, einige hemmten die Heere,
einige klaubten rings um die Fesseln:
entspring den Haftbanden, entfahr den Feinden.

Der Gott als Helfer

Phol ende Uuodan vuorun zi holza.
dû uuart demo Balderes volon sin vuoz birenkit.
thû biguolen Sinthgunt, Sunna era suister;
thû biguolen Friia, Volla era suister;
thû biguolen Uuodan, sô hê uuola conda:
sôse bênrenki, sôse bluotrenki,
sôse lidirenki:
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelîmida sin!

Vol und Wodan ritten in den Wald,
da ward dem Rosse Balders sein Bein verrenkt.
Da besprach ihn Sinthgunt und Sunna, ihre Schwester,
da besprach ihn Frija und Volla, ihre Schwester,
da besprach ihn Wodan, der es am besten verstand:
Sei es Knochenverletzung, sei es Aderverletzung,
sei es Gliederverletzung:
Knochen zu Knochen, Ader zu Ader,
Glied zu Glied, als seien sie geleimt!

13. Balders Tod

Weissagung

Die Asen eilten alle zum Ding
und die Asinnen alle zum Rat:
Und es berieten die reichen Götter,
warum Balder Böses träumte.

Es erhob sich Odin, der alte Held,
und legte Sleipnir den Sattel auf.
Nieder ritt er nach Nifelheim;
einen Hund traf er, der aus der Höhle kam.

Blutig war er an der Brust vorne,
des Zaubers Herrn umheult er lange.
Der ritt weiter, der Weg dröhnte;
zum hohen Haus der Hel kam er.

Da ritt Odin ostwärts vors Tor,
dort wo er wußte der Wölwa Hügel.
Ein Wecklied sang er der Weisen da,
bis auf sie tauchte, Totenwort sprach:

„Wer ist der Mann, mir unbekannt,
der mir vermehrt mühvollen Weg?
Regen schlug mich, bereift war ich
und taubeträuft: tot war ich lange."

„Wegtam heiß ich, bin Waltams Sohn.
Sprich von der Tiefe, vom Tag will ich's!
Wem sind die Sitze besät mit Ringen
und strahlend die Bank, bestreut mit Gold?"

„Für Balder steht hier gebraut der Met,
schimmernder Trank, der Schild liegt drauf:
Unheil ahnen Asensippen.
Genötigt sprach ich; nun will ich schweigen."

„Schweig nicht, Wölwa! Ich will dich fragen,
bis alles ich weiß, weiter sag mir:
wer wird Balders Blut vergießen,
das Alter enden Odins Sohne?"

„Hödur bringt her den hohen Ruhmsproß,
er wird Balders Blut vergießen,
das Alter enden Odins Sohne.
Genötigt sprach ich; nun will ich schweigen."

„Schweig nicht, Wölwa! Ich will dich fragen,
bis alles ich weiß, weiter sag mir:
wer heischt Rache für Hödurs Tat,
bringt zum Brandstoß Balders Mörder?"

„Rinda im Westsaal Wali gebiert;
nicht wäscht er die Hand, nicht kämmt er das Haar,
bis Balders Feind auf dem Brandstoß liegt.
Genötigt sprach ich; nun will ich schweigen."

„Schweig nicht, Wölwa! Ich will dich fragen,
bis alles ich weiß, weiter sag mir:
Welche Mädchen weinen gerne,
werfen gen Himmel die Halslinnen?"

„Nicht Wegtam bist du, wie ich meinte;
Odin bist du, der alte Held!"
„Keine Wölwa bist du, keine weise Frau;
Der Thursen drei trugst du im Schoß!"

„Reit nun heimwärts! Des Ruhms sei froh!
So komme künftig keiner mir nah,
bis Loki den Leib löst aus Banden
und der Rater Schicksal zerschmetternd naht!"

Erfüllung

Die Geschichte fängt so an, daß Baldr der Gute schwere Gefahr für sein Leben bedeutende Träume hatte. Als er den Asen die Träume erzählte, da beratschlagten sie zusammen, und es ward beschlossen, dem Baldr Sicherheit vor jeder Art Gefahr zu erwirken: Frigg ließ sich Eide schwören, daß Baldr verschonen sollten Feuer und Wasser, Eisen und jederlei Metall, Steine, die Erde, Bäume, die Krankheiten, die Tiere, die Vögel, das Gift, die Schlangen. Als dies beschlossen und besorgt war, da war es der Zeitvertreib Baldrs und der Asen, daß er sich bei ihren Versammlungen hinstellte und alle andern teils nach ihm schossen, teils nach ihm hieben oder mit Steinen warfen; was man aber auch tat, es schadete ihm nicht, und das deuchte alle ein großer Gewinn.

Als dies aber Loki, der Sohn der Laufey, sah, da gefiel es ihm übel, daß dem Baldr nichts etwas anhaben konnte. Er begab sich nach Fensal zu Frigg und nahm die Gestalt einer Frau an. Da fragte Frigg, ob die Frau wisse, was die Asen auf dem Thing vornähmen. Sie sagte, alle schössen auf Baldr, und fügte auch hinzu, daß es ihm nichts täte. Da sprach Frigg: „Weder Eisen noch Esche wird Baldr schaden: ich habe ihnen allen Eide abgenommen." Da fragte die Frau: „Haben alle Dinge Eide geleistet?" — „Westlich von Walhall", erwiderte Frigg, „wächst ein Baumschößling, der heißt Mistelzweig: der schien mir zu jung einen Eid ihm abzufordern."

Darauf machte sich die Frau davon. Loki ergriff den Mistelzweig, riß ihn heraus und ging zum Thing. Außen in dem Baldr umgebenden Kreis stand Höd; dieser war blind. Da sprach Loki zu ihm: „Warum schießt du nicht auf Baldr?" Er antwortete: „Weil ich nicht sehe, wo Baldr ist, und dann auch, weil ich waffenlos bin." Da sagte Loki: „Tu doch ebenso wie die andern und erweise Baldr Ehre wie sie! Ich werde dir zeigen, wo er steht, schieß auf ihn mit dieser Gerte!" Höd nahm den Mistelzweig und schoß damit nach Baldr auf Lokis Anweisung. Das Geschoß durchdrang Baldr, und er fiel tot zur Erde.

Dies war die unheilvollste Tat, die je getan ward bei Göttern und Menschen. — Als Baldr gefallen war, da versagte allen Asen die Sprache, und auch die Hände

ihn anzufassen, jeder sah den andern an, und alle waren gleichen Sinnes gegen den, der die Tat getan hatte, aber keiner durfte es rächen, denn dort war eine heilige Friedensstätte. Am schwersten trug Odin an dem Unglück, weil er am besten wußte, welch großer Verlust und Schaden für die Asen in Baldrs Heimgang lag.

Snorra-Edda

14. Eiriklied

„Welche Träume!" sprach Odin, „mich trieb es vor Tag,
gefallenem Volk den Empfang zu rüsten.
Walhalls Helden weckt ich und rief:
Überspreitet die Bänke und spület die Becher!
Ihr Schildesjungfrauen, schaffet uns Wein,
wie es Brauch in der Halle, wenn ein Herrscher kommt.
Gewärtig bin ich gewaltiger Gäste
aus der Lebenden Land; drum lacht mir das Herz."

„Es dröhnt", sprach Bragi, „als drängten sich tausend,
eine mächtige Menge, heran.
Alle Bankdielen bersten, als ob Balder käme
wieder vor Walhalls Tor." —
„Nicht weise fürwahr, und weißt du auch vieles,
redest du, ratkluger Bragi!

Vor Eirik donnert's, der eintritt hier,
der Held in die Halle der Helden.
Sigmund und Sinfiötli, sitzet nicht länger!
Auf, gehet entgegen dem Gaste!
Weist ihn ein bei mir, wenn es Eirik ist!
Sein harr ich und hoff ihn zu schauen."

„Was harrst du", sprach Sigmund, „des Helden nur
vor den anderen Königen allen?" —
„Weil er rings in den Reichen gerötet den Stahl
und ein triefendes Schwert getragen."

„Und du nahmst ihm den Sieg, wo sein Sinn so kühn?" —
„Weil ungewiß ist, was wir ahnen.
Der würgende Wolf schaut mit wildem Blick
nach den goldenen Sitzen der Götter."

„Heil, Eirik!" sprach Sigmund, „geh zur Halle ein!
Willkommen, du Kühner, hier!
Eins will ich dich fragen: wer folgt dir nach
der Tapfern vom Schwertergetös?"

„Fünf Könige sind's. Ich künde die Namen.
Und sieh, ich selbst bin der sechste."

Skaldenlied

15. Der Seherin Gesicht

Gehör heisch ich heilger Sippen,
hoher und niedrer Heimdallssöhne!
Du willst, Walvater, daß wohl ich künde,
was alter Mären der Menschen ich weiß.

Schöpfung

Urzeit war es, da Ymir hauste:
nicht war Sand noch See noch Salzwogen,
nicht Erde unten noch oben Himmel,
Gähnung grundlos, doch Gras nirgend.

Bis Burs Söhne den Boden hoben,
sie, die Midgard, den mächtgen, schufen:
von Süden schien Sonne aufs Saalgestein;
grüne Gräser im Grund wuchsen.

Zum Richtstuhl gingen die Rater alle,
heilge Götter, und hielten Rat:
für Nacht und Neumond wählten sie Namen,
benannten Morgen und Mittag auch,
Zwielicht und Abend, die Zeit zu messen.

Die Asen eilten zum Idafeld,
die Heiligtümer hoch sie erbauten;
sie setzten Herde, hämmerten Erz;
sie schlugen Zangen, schufen Gerät.
Sie pflogen heiter im Hof des Brettspiels —
nichts aus Golde den Göttern fehlte —.

Drei Asen aus dieser Schar
stark und gnädig kamen zum Strand:
sie fanden am Land ledig der Kraft
Ask und Embla, ohne Schicksal.

Nicht hatten sie Seele, nicht hatten sie Sinn,
nicht Lebenswärme noch lichte Farbe;
Seele gab Odin, Sinn gab Hönir,
Leben gab Lodur und lichte Farbe.

Weltesche und Nornen

Eine Esche weiß ich, sie heißt Yggdrasil,
die hohe, umhüllt von hellem Nebel;
von dort kommt der Tau, der in Täler fällt,
immergrün steht sie am Urdbrunnen.

Von dort kommen Frauen, vielkundige,
drei, aus dem Born, der beim Baume liegt:
Urd hieß man eine, die andre Werdandi —
sie schnitten ins Scheit —, Skuld die dritte;
Lose lenkten sie, Leben koren sie
Menschenkindern, Männergeschick.

Balder und Loki

Ich sah Balder, dem blutenden Gott,
Odins Sohne, Unheil bestimmt:
ob der Ebne stand aufgewachsen
der Zweig der Mistel, zart und schön.

Ihm ward der Zweig, der zart erschien,
zum herben Harmpfeil: Hödur schoß ihn;
und Frigg weinte in den Fensälen
um Walhalls Weh — wißt ihr noch mehr?

Geknebelt sah ich im Quellenwald
den Leib Lokis, des listenreichen.
Da sitzt Sigyn, ihr Gesell bringt ihr
wenig Wonne — wißt ihr noch mehr?

Götterdämmerung

Eine Alte östlich im Erzwald saß;
die Brut Fenrirs gebar sie dort.
Von ihnen allen wird einer dann
des Taglichts Töter, trollgestaltet.

Er füllt sich mit Fleisch gefallner Männer,
rötet mit Blut der Rater Sitz.
Schwarz wird die Sonne die Sommer drauf;
Wetter wüten — wißt ihr noch mehr?

Gellend heult Garm vor Gnipahellir:
es reißt die Fessel, es rennt der Wolf.
Vieles weiß ich, Fernes schau ich:
der Rater Schicksal, der Schlachtgötter Sturz.

Brüder kämpfen und bringen sich Tod,
Brudersöhne brechen die Sippe;
arg ist die Welt, Ehbruch furchtbar,
Schwertzeit, Beilzeit, Schilde bersten,
Windzeit, Wolfzeit, bis die Welt vergeht —
nicht einer will des andern schonen.

Es gärt bei den Riesen; des Gjallarhorns,
des alten, Klang kündet das Ende.
Hell bläst Heimdall, das Horn ragt auf;
Odin murmelt mit Mimirs Haupt.

Yggdrasils Stamm steht erzitternd,
es rauscht der Baumgreis, der Riese kommt los,
alles erbebt in der Unterwelt,
Riesenheim rast; beim Rat sind die Götter.

Hrym fährt von Osten, er hebt den Schild;
im Riesenzorn rast die Schlange.
Sie schlägt die Wellen; es schreit der Aar,
Leichen reißt er; los kommt Nagelfar.

Ein Kiel fährt von Osten: es kommen Muspells
Leute zum Land; Loki steuert.
Mit dem Wolfe zieht die wilde Schar;
Byleipts Bruder bringen sie mit.

Surt zieht von Süden mit sengender Glut;
von der Götter Schwert gleißt die Sonne.
Riesinnen fallen, Felsen brechen;
zur Hel ziehn Männer, der Himmel birst.

Dann naht neue Not der Göttin,
wenn wider den Wolf Walvater zieht
und gegen Surt der sonnige Freyr:
fallen muß da Friggs Geliebter.

Der starke Sohn Siegvaters kommt,
Widar, zum Kampf mit dem Waltiere:
es stößt seine Hand den Stahl ins Herz
dem Riesensohn; so rächt er Odin.

Der hehre Sproß der Hlodyn naht.
Der Lande Gürtel gähnt zum Himmel,
Gluten sprüht er, und Gift speit er;
entgegen geht der Gott dem Wurm.

Der Erde Schirmer schlägt ihn voll Zorn —
die Menschen müssen Midgard räumen —;
weg geht wankend vom Wurm neun Schritt,
der Gefecht nicht floh, der Fjörgyn Sohn.

Die Sonne verlischt, das Land sinkt ins Meer;
vom Himmel stürzen die hellen Sterne.
Rauch und Feuer rasen umher,
hohe Glut steigt himmelan.

Die neue Welt

Seh aufsteigen zum andern Male
Land aus Fluten, frisch ergrünend:
Fälle schäumen; es schwebt der Aar,
der auf dem Felsen Fische weidet.

Auf dem Idafeld die Asen sich finden
und reden dort vom riesigen Wurm
und denken da der großen Dinge
und alter Runen des Raterfürsten.

Wieder werden die wundersamen
goldnen Tafeln im Gras sich finden,
die vor Urtagen ihr eigen waren.

Unbesät werden Äcker tragen;
Böses wird besser: Balder kehrt heim;
Hödur und Balder hausen im Sieghof,
froh, die Walgötter — wißt ihr noch mehr?

Einen Saal seh ich, sonnenglänzend,
mit Gold gedeckt, zu Gimle stehn:
wohnen werden dort wackre Scharen,
der Freuden walten in fernste Zeit.

Der düstre Drache tief drunten fliegt,
die schillernde Schlange, aus Schluchtendunkel.
Er fliegt übers Feld; im Fittich trägt
Nidhögg die Toten: nun versinkt er.

Edda

16. Esche und Ulme

Johannes Linke

Ewig geheim bleibt der Ursprung.
Träumer nur sehen ihn,
und die Märchen erzählenden Mütter
sagen uns aus,
wie elternlos die Ahnen des Menschengeschlechts
ins Leben erwachten,
von Gott gezeugt
und aus der Erde geboren.

Wir aber Nordgebürtige
sind aus dem Stamm der Bäume,
denn, wie die Sagen wissen, ging einst ein Göttlicher
wandernd am Meeresstrand,
wo er in Dünensand und Geröll
zwei Bäume antraf,
den steilen Eschenstamm
und die blätterneigende Ulme.

Himmlische schauen, was uns verborgen
und zu erkennen versagt.
Also erblickte der Gott traumwach
die Wurzelfüße im Erdreich,
den schlanken Stammleib und den breithüftigen,
rindenhäutig, Astarme biegsam und stark
und darüber das atmende Laubhaupt
im Sternenlicht des Himmels.

Eigenhändig schnitzte der Schöpfer
Schenkel und Brust aus dem Holz,
Hals und Haupt nach seinem Urbild,
küßte die Knospen der Augen
dem Sonnenstrahl offen,
hauchte den Gotteswind in den verschlossenen Mund
und erhitzte das Saftblut
im Wellenschlage des Meeres.

Keiner weiß um die Herkunft.
Wenn aber wahr ist, was alte Seher verkünden,
daß wir aus Bauerngeschlecht stammen,
von hartem Holze,
dann ist's begreiflich, warum wir so zäh
bei allem Wanderdrang am Heimatgrund haften,
windgewohnt und den Sternen vertraut,
die Bäume als liebste Geschwister verehren.

17. Weissagung der Wala

Börries, Freiherr von Münchhausen

„Wer kam, der Unbekannte, und klopft mit dem Knauf?
Wer schickt den beschwerlichen Pfad mich schreckend hinauf?
Der Regen schlug den Rasen mit Rauschegesange
tausendmal tausend Tage, — tot war ich lange!"

„„Von droben komm' ich, aus Korn und Klee zu dir!
Wem blüht auf deinen Tischen gebraut das Bier,
wem ist der Platz bereitet und Ringe gespreitet,
wer ist es, rede, der bald zum Bühel reitet?""

„Die bleiche Blume des Schaumes auf Helas Bier,
sie blüht dem Baldur und dauert lange schier,
und Runenringe leuchten in Blütenzweigen
auf Baldurs Platze, — nun laß mich schlafen und schweigen!"

„„Schweige nicht, Wala, ich will dich fragen noch dies:
Wer schleudert wissend dem Wodansohne den Spieß?
Und wann wird von den Toten zum Tau der Ähren,
wann wird zum Saal der Sonne Baldur kehren?""

„Es bringt der Bruder dem Bruder Tränentod,
und Hödur heißt der Name der Unheil droht,
zum Saal der Sonne wird Baldur wieder steigen,
wenn alle Wesen weinen, — nun laß mich schwiegen!"

„„Schweige nicht, Wala, ich will dich fragen noch eins:
Darf gehen der Mörder im Glanze des Mittagscheins?
Satzung setzte Forseti des blutigen Lohnes,
nun rede, wer rüstet die Rache des Wodansohnes?!““

„Es sprießt ein Sproß deiner Schenkel im fernen Land,
der wird das Haar nicht strählen, noch waschen die Hand,
bis daß aus Hödurs Herzen die Quellen steigen, —
ich lehrte dich lange, nun laß mich schlafen und schweigen!“

„„Siegvater stand ich im Pfeilgewölk der Schlacht
und hab des Donners und des Todes gelacht,
vom Breithut tropft der nasse Nebel im Wind,
ich reite heim und weiß, was Tränen sind.““

18. Der heilige Baum

Ernst Bertram

„Ist es ein heiliger Baum, den du verehrst?“
Der heiligste: an seinem Aste hing
um schwersten Wissens Heil vor Zeit der Gott.

„Ist es ein alter Baum, dem du dich neigst?“
Der älteste: an seiner Wurzel nagt
seit Anbeginn die Schlange, die du ahnst.

„Ist es ein zarter Baum, den du so pflegst?“
Der zärteste: aus seinem jüngsten Reis
erblüht in einer längsten Nacht das Licht.

Lebensgefühl und sittliche Werte

19. Germanische Sittlichkeit

Andreas Heusler

Tapferkeit ist die erste der germanischen Tugenden. Was macht den Tapferen aus?

Die nordischen Quellen antworten: nicht so sehr Leibeskraft und Fechtkunst als die drei seelischen Züge: Mut, Selbstbeherrschung, Todesverachtung.

In dieser Kriegerethik schätzt man bis zur Einseitigkeit die harten Eigenschaften am Menschen. Härte gegen sich selbst wie gegen Freund und Feind. Also auch keine Kreuzträgerei, kein Mitleiden und kein böses Gewissen!

Altdeutsche Männernamen wie Steinhart enthalten ein Wunschbild; wir wissen, ein nicht immer verwirklichtes! Bei Süd- und Nordgermanen finden wir das Wort „Einhart“: zunächst „eigenwillig, unbeugsam“, dann auch soviel wie „zuverlässig, ehrenhaft“.

Willen und Tat, das verlangt man vom Manne. Das Wehrhafte und Trotzige gilt mehr als das Nachgiebige und Versöhnliche. Denn in dieser Welt der Selbsthilfe und der Unsicherheit ist das erste, daß einer sich und die Seinen schützen kann; und wer handfest zu schützen weiß, hat auch leicht Herz und Faust zum Angriff.

„Man sah bald, daß er ehrgeizig war, hart und ein Hasser“: lesen wir dies von einem Knaben, so wissen wir schon: das ist als Lob gemeint, das verspricht einen Helden.

Die Beiworte „gütig, umgänglich, verträglich“ haben guten Klang — wenn zur rechten Zeit die Härte da ist und außer Zweifel steht! Friedensliebe ziert den Tapferen; sie ist verächtlich, wo sie den Kampfmut ersetzt; wo man sie als Schwäche deuten kann. Über die Staatsbürgertugenden der Ordnungsliebe und Gerechtigkeit ragt hoch hinaus das Ehrgefühl; es ist die wahre Triebkraft in Fehde und Frieden. Es ist von erstaunlicher Reizbarkeit; man sagt sich: diese Männer müssen Tag und Nacht über dem zerbrechlichen Gut ihrer Ehre wachen! Ihr Ehrgebot ist der Zwingherr!

Im tiefsten unchristlich ist ferner: daß man sich offen und freudig bekennt zum Stolz und zum Machttrieb. Wer das Zeug dazu hat, soll der Erste in seiner Landschaft sein wollen. Das „Wer sich selbst erniedrigt ...“ fände in diesen Herzen keinen Widerhall.

Dem Willen zur Macht gehört die Zuneigung des Erzählers und seiner Hörer. Sie verstehen und billigen es, daß ein Herrenhafter nie und nirgend gewillt ist, seine Sache (sein Recht) fahren zu lassen.

Die altnordische Sprache kennt das kaum übersetzbare Wort „Mikilmenni“. Sein Sprachsinn ist „Großmann, Mann von großer Art“. Das Wort kann auf

das gesellschaftliche Ansehen gehen, auf Einfluß und Bedeutung im allgemeinen. Zuweilen verstärkt sich sein ethischer Beiklang, und wir können ungefähr mit „Herrenmensch“ übersetzen, der Großzügige im Machtwillen wie im Schenken und Helfen. Ihm steht das „Lîtilmenni“ gegenüber: der „Lügelmann“, der Mann kleinen Zuschnitts; dem vor jedwedem bangt und den die Gabe reut, der „Spießbürger“ in dieser waffentragenden Landwirtsgesellschaft.

In der Art, wie man das „Mikilmenni“ und das „Lîtilmenni“ einschätzt, zeigt sich so recht die Umwertung unterm neuen Glauben. Um die neue Tugend der Demut germanisch zu benennen, mußte man zu Wortstämmen greifen, die den Niedrigen oder den Knecht meinten; Demut war in der Tat, nach der älteren Anschauung, Knechtsgesinnung. Das offene Bekenntnis zum Herrenmenschen fließt aus einem Lebensstil, der nicht nur Krieger-, sondern auch Herrenmoral heißen darf!

Es ist ewig schade, daß Nietzsche, der Verkünder dieser Wertung, die Isländersagas nicht kannte! Diese erdfesten Urkunden hätten seinem mehr aus Sehnsucht als aus Anschauung geborenen Bilde Blut einflößen können.

Das „Liebe deinen Nächsten“ oder in kühlerer Fassung „Schade keinem, vielmehr hilf jedem, so gut du kannst“ lag nicht im Bereich des heidnischen Fühlens. Statt der allgemeinen Menschenpflichten herrschte die große Zweiteilung in Freunde und Unfreunde. Dem Mitteninneliegenden kann man mit Gutmütigkeit begegnen und nach den Umständen sogar hochherzig; ein paar Sagastellen bezeichnen es als Glücksstern eines Mannes, daß er Fremde aus Seenot retten konnte.

Freunde waren die geborenen und geschworenen Zugehörigen, die, denen man vertraute, auf deren „Frieden“ man zählte, auf deren Hilfe man hoffte. Hingabe verlangt man nur im Lager der Freunde. Hier aber übt man sie mit einer Selbstverständlichkeit und Großzügigkeit, die in Staunen setzt. Es ist vor allem an die Fehde zu denken. Das Zusammenhalten der Partei, in Angriff und Abwehr, bedeutet jedem einzelnen selten weniger als den Einsatz der Habe und Heimat, der Gesundheit und des Lebens; oft zugunsten eines Menschen oder einer Sache, die den Helfer kühl ließen. Die Opfer, die man bringt, sind so groß, wie kein Gesetz allgemeiner Nächstenliebe sie abverlangt. Wieder handelt man da mehr unter dem Antrieb des Ehrgefühls als dem der Herzensneigung; wer nicht hilft, wo man's ihm auf die Seele bindet, kann einbüßen an seinem Häuptlingsansehen oder seinem Waffenruhm oder gar den Namen des Neidings zu hören bekommen. Begriffe wie Selbstlosigkeit und Aufopferung handhabt man da nicht; in der Partei waltet etwas wie der Gemeingeist der Truppe an der Front.

Das Lehrbild ist die Stellung zu den „Unfreunden“. Ohne solche kommt wohl keiner durchs Leben, der Herrenmensch schon gar nicht. „Gut gegen seine Freunde, haßvoll gegen seine Feinde“, diese Formel wendet man nicht etwa auf jeden Ehrenmann an, sie bezeichnet gewisse härtere Machthaber; doch steckt Bewunderung in ihr.

Man darf hassen und sich zum Hasse bekennen. Rache ist etwas Heiliges und Verzeihen unter Umständen todeswürdig. Dennoch, daß man hassen müsse, träfe neben das Ziel; das ungeschriebene Gesetz lautet vielmehr: Vergib dir nichts gegen deinen Feind!

Aus „Germanische Wiedererstehung“ hg. von Nollau

20. Nordische Spruchweisheit

Gemeinschaft und Freundschaft

Jung war ich einst, einsam zog ich,
da ward wirr mein Weg;
glücklich war ich, als den Begleiter ich fand:
Den Menschen freut der Mensch.

Die Föhre dorrt, steht sie frei auf dem Berg,
nicht schützt sie Borke noch Blatt;
so ist's mit dem Mann, den alle meiden,
was lebt er länger noch?

Seinem Freunde soll ein Freund man sein
und Gaben vergelten auch:
Lachen für Lachen sollen die Leute nehmen
und Täuschung für Trug.

Seinem Freunde soll ein Freund man sein
und des Freundes Freunde auch;
doch nehmen soll man sich nie zum Freund
seines Feindes Freund.

Zum falschen Freund geht ein Fehlweg hin,
wenn er am Weg auch wohnt;
doch zum guten Freund führt ein grader Steig,
zog er auch fernhin fort.

Mit Waffen soll man Freunde und mit Gewanden erfreun,
das sieht man an sich selbst:
Geber und Vergelter bleiben gute Freunde,
ist ihnen günstig das Glück.

Hast du einen Freund, dem du fest vertraust,
geh oft ihn aufzusuchen!
Denn Gesträuch wächst und starkes Gras
auf dem Weg, den kein Wandrer geht.

Das ist echte Freundschaft, kann man dem andern sagen
all sein Inneres;
kein wahrer Freund ist, wer nur Erwünschtes sagt,
am gefährlichsten Falschheit ist.

Gastlichkeit

Feuer braucht, wer fernher kam,
an den Knien kalt;
Gewand und Speise der Wanderer braucht,
der übers Hochland hinzog.

Wasser braucht, wer zur Bewirtung kommt,
Tischgruß und Trockentuch,
gute Meinung, wenn's vergönnt ihm wird,
Antwort und Aufhorchen.

Hohn und Spott habe niemals
mit dem Fremdling und Fahrenden!
Nicht schilt den Fremdling, treib ihn nicht fort ans Tor,
sei hilfreich dem Hungernden!

Hof und Sippe

Gut ist ein Hof, ist er groß auch nicht:
daheim ist man Herr;
hat man zwei Ziegen und aus Zweigen ein Dach,
das ist besser als betteln gehn.

Gut ist ein Hof, ist er groß auch nicht:
daheim ist man Herr;
dem blutet das Herz, der erbitten die Kost
zu jeder Mahlzeit sich muß.

Ein Sohn ist besser, ob geboren auch spät
nach des Hausherrn Hingang:
nicht steht ein Denkstein an der Straße Rand,
wenn ihn ein Gesippe nicht setzt.

Mut und Männlichkeit

Mut ist mehr wert als die Macht des Schwertes,
treffen Tapfre sich:
kühnen Mann sah den Kampf ich gewinnen
mit stumpfer Stahlklinge.

Froh lebt, wer freigebig und kühn,
selten quält Sorge ihn;
Furcht hegt immer der feige Mann,
es wurmt die Gabe den Geizhals.

Früh soll aufstehn, wer vom andern begehrt
Leben oder Land:
Raub gewinnt selten der ruhende Wolf
noch der Schläfer die Schlacht.

Lobe abends den Tag, nach dem Tode die Frau,
nach dem Hiebe das Schwert, nach der Hochzeit die Maid,
bist du drüben, das Eis, das Öl nach dem Trunk!

Mit Maß bedacht sei der Männer jeder,
aber nicht überbedacht;
denn heiter wird selten das Herz des Grüblers,
der überängstlich ist.

Der ängstliche Mann meint ewig zu leben,
meidet er Männerkampf;
einmal aber bricht das Alter den Frieden,
den der Ger ihm gab.

Besitz stirbt, Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie;
eins weiß ich, das ewig lebt:
des Toten Tatenruhm.

Edda

21. Königtum der Frühzeit

Wilhelm Grönbech

Wohin wir in der Welt blicken, begegnen wir der Macht des Glückes, des Heils. Das Heil bewirkt jeden Fortschritt. Wo es fehlt, siecht das Leben dahin. Es scheint die stärkste Macht der Welt zu sein, die Lebenskraft selbst.

Wenn die Äcker eines Mannes gute Ernte trugen, wenn seine Äcker nur selten von Frost oder Dürre heimgesucht wurden, sagte man, er sei „*ársœll*“, das heißt: er besaß Ernteheil. Wenn sein Vieh gedieh und sich vermehrte und immer wohlbehalten und vollzählig von den Sommerweiden heimkehrte, war er „*fésœll*“, das heißt: er hatte Viehheil.

Bei anderen war wieder das Kampfheil die hervorragende Eigenschaft. Wenn berufsmäßige Krieger ihren Glauben in wenigen Worten ausdrücken wollen, wissen sie nur zu sagen, daß sie sich auf ihre Stärke und ihr „*sigrsœll*“, ihr Siegesheil, verlassen. Bei Häuptlingen tritt das Siegesheil in vollem Glanze hervor. Unter ihnen gibt es geborene Kampfgenies, die überall, wo sie hinkommen, den Sieg nach sich ziehen.

Das Heil wirkt vor unsern Augen mit der ganzen Macht, die es besaß, die Gemüter zu stärken oder zu lähmen. In seinem höchsten Vertreter, dem Könige, offenbart es recht sein eigentümliches Wesen. Sein Siegesheil gilt mehr als ein ganzes Heer. Aber um vollauf zu verstehen, was Königsheil war, müssen wir fragen: Was gehörte in alter Zeit dazu, ein rechter König zu sein?

Das Siegesheil, die Kraft zu siegen, war nur eins der Kennzeichen, die den mächtigen Mann von den alltäglichen Personen unterschied. Durch und durch ist sein Wesen von höherer Kraft und größerer Widerstandsfähigkeit.

„Schwer ist es, gegen das Heil des Königs zu kämpfen“ und „Vieles vermag des Königs Heil“, sind alte Sprichwörter, die die Härte und die innere Festigkeit der Häuptlingsgabe ausdrücken, und die Weisheit, die in diesen Sprüchen enthalten ist, erhebt sich zu so klugen Ratschlägen wie diesem: Man soll sich dem großen Heil nicht in den Weg stellen, man soll sich von ihm tragen lassen. — Wenn man in die Heerschar des Königs trat und das eigene Siegesheil von seinem höheren Heil beleben ließ, so wurde man im allerbuchstäblichsten Sinne wertvoller.

In der Tat ist es das Kennzeichen des Königsheils, daß es überfließt und andere mit seinem Reichtum erfüllt. Auf dem Schlachtfelde fegt das Königsheil wie ein Sturm über die Feinde dahin; es bahnt denen, die ihm folgen, den Weg und wirbelt sie mit empor zum Sieg. Aber neben dieser Sturmmacht geht ein stiller, ununterbrochener Strom von Heil, der Tragkraft hat und wirklich auch das Volk emporhebt, seine Arbeit mit Segen füllt, sein Gedeihen bedingt.

Und doch waren noch andere Eigenschaften notwendig, um einen Mann unter den alten Verhältnissen zur Häuptlingsschaft emporzuheben.

Wir brauchen nicht weit zu suchen, um festzustellen, wie der König ausgesehen hat; sowohl Idealbilder als auch wirkliche Porträts sind uns überliefert:

Ehrgeizig und immer auf der Hut, daß niemand ihn in irgendeiner Beziehung überholte; nie mit der erreichten Ehre zufrieden, solange mehr zu gewinnen war; tief und weitschauend in seinen Plänen; klug alle Mittel benutzend, die zum Ziel führen konnten; redegewandt und überzeugend, so daß die Männer nur wollten, was er ihnen vorgeschlagen hatte; fröhlich, lustig, freigebig zu seinen Männern, gewinnend, so daß alle jungen, kecken Männer von ihm angezogen wurden; ein

guter Berater und ein treuer Freund; grimmig gegen seine Feinde und gegen die Feinde seiner Freunde; der vollkommene Freund seiner Freunde: das ist der germanische Königstypus, wie er in den unzähligen Fürstenlobpreisungen der Literatur gestaltet worden ist. Und so spiegelt er sich auch in der Dichtung des Beowulf: „Der speerkühne Mann, weit und breit durch Geschenke und Kämpfe verherrlicht; mit Weisheit schirmte er sein Erbland" —, und weiter durch die nordischen Gedichte und Sagas hinunter. Groß, schön, tapfer, tüchtig, freigebig — diese Worte geben die Ganzheit der Tugenden, ohne die kein König auskommen konnte; fehlte ihm eine dieser Eigenschaften, so fehlte ihm alles.

Diese Lobpreisungen bedeuten in Wirklichkeit eine Forderung, eine Bestimmung dessen, was vom König verlangt wurde.

Das Königtum erforderte ungewöhnliche Geisteskraft und große Begabung, aber diese Eigenschaften waren ein Bestandteil des königlichen Charakters. Daß der geborene Führer so große Dinge ausrichten, seinen Untertanen Recht und Ehre verschaffen und, was noch schwieriger war, ihre Ehren im rechten Verhältnis zueinander behaupten konnte, das verdankte er eben der Tiefe und Macht seines Heils. Es fiel ihm leichter als andern, Männer zu vergleichen, sie dazu zu bringen, ihm zu folgen; die jungen Männer blickten zu ihm empor; sie wollten nur, was er wollte, die älteren Männer kamen zu ihm mit ihren Schwierigkeiten — weil er „*vinsœll*" war, das heißt Freundesheil hatte, weil er „*mannheil*" hatte, die Gabe, mit Menschen umzugehen. Von einem König wird erzählt, daß er die Liebe seiner Mannen gewann, „weil er mächtig und weise war und Ernteheil hatte". Alle diese Gaben gehören mit zum Königsheil, die Weisheit so gut wie die Freigebigkeit, die Schönheit so gut wie die Beredsamkeit.

Ebenso sicher, wie der König den Sieg erzwingen konnte und sollte, indem er denen, die ihm nahten, Mut und Stärke einflößte und die Augen der Feinde verdunkelte, so daß sie über ihre eigenen Pläne strauchelten, ebenso sicher hatte es für ihn große Bedeutung, ein wohldisziplíniertes Heer zu besitzen und die taktischen Möglichkeiten eines Heeresverbandes ausnutzen zu können, der gewissermaßen von innen heraus geschlossen war. All dieses: die Disziplin des Heeres, die Feldherrnkunst des Führers, die Stärke seines Hiebes, seine Gabe, den Sieg zu erzwingen, gehören mit zum Königsheil. Ob wir sagen: Das Heil des Königs befähigte ihn dazu, Waffengebrauch und Kriegskunst zu erlernen und mitten im Kampfe unverwundet zu bleiben — oder ob wir ihm die Begabung fürs Waffenhandwerk zuschreiben, eine Begabung, die mörderische Waffen von ihm abgleiten ließ, das kommt auf eins hinaus. Der König war der „heilhafteste", das heißt unter anderem der tapferste, der tüchtigste, der weiseste und erfindungsreichste Krieger.

„Kultur und Religion der Germanen"

22. Die germanische Frau

Ida Naumann

Die isländischen und norwegischen Bauerngeschichten und Königssagas, die in ihrer Urform schon im 9. und 10. Jahrhundert an den langen Winterabenden beim brennenden Langfeuer in der Halle der Großbauern, der Jarle und Könige so erzählt und erlebt wurden, geben uns unverfälscht germanische Verhältnisse und die Wesensart unserer Vorfahren wieder. Sie zeigen uns auch das Bild der Frau jener Zeit in lebensnaher Deutlichkeit und Lebendigkeit. Das Siedlertum, das den Germanen wie überall so auch im Norden zwang, sich mit Tier, Mensch und Natur in seinem Umkreis auseinanderzusetzen, trieb auch die Frau, die stets sein treuer Kamerad war, zu der gleichen heldischen Bereitschaft und löste in ihnen beiden eine große untrennbare Schicksalsgemeinschaft aus. Die römischen Berichte des Tacitus aus der Kaiserzeit sowohl als auch die des Plutarch aus den großen Kimbern- und Teutonenzügen stehen gleichsam in erzene Tafeln eingegraben für alle Ewigkeit als Zeugen dafür, wie ungeheuer stark und überwältigend für römisches Empfinden der Eindruck war, den dies stolze, tapfere, auf sich selbst gestellte und sein Schicksal auf sich nehmende Bauern- und Kriegervolk auf römische Gemüter machte.

Welch wichtige Rolle der Frau als Trägerin dieser nordischen Heldenrasse zukam, ersehen wir aus Tacitus Germania: „Die Frau kommt als Gefährtin der Mühsale und Gefahren in die Ehe, sie hat mit ihm, dem Mann, in Kampf und Frieden auszuharren . . ." Und weiter hören wir bei Plutarch in seinem „Leben des Marius": „Da traten die Frauen, als alles verloren schien, dem Feind entgegen und wehrten Fliehende wie Verfolger ab. Mit der bloßen Hand rissen sie den Römern die Schilde herunter und waren mit ihren Männern kampfmutig bis in den Tod."

Die kriegerische Situation, in der uns diese beiden Autoren germanische Frauen schildern, kommt auch in der nordischen Literatur in vereinzelten Kämpfen vor, wo es ums letzte ging, gibt aber insofern einen falschen Eindruck wieder, als dieser kriegerische Zug ein primäres Denkmal sein soll, während er doch in Wirklichkeit durchaus sekundärer Art ist. Die germanische Frau ist in ihrem wahrsten Wesen durchaus frauenhaft, mütterlich und weich in Form und Wesensart. Die walkürenhaften Züge sind in jener kampfbewegten Atmosphäre, in der diese Frauen lebten, naturbedingt. Aber sie sind nur eine kleine mitschwingende Saite aus dem Vollakkord dieser auf echtestes Frauentum gestellten Persönlichkeiten. Diese Frauen sind wirkliche Helferinnen und Beraterinnen ihres Umkreises, und ihr oberstes Streben ist es, zu sorgen, zu heilen, zu dienen als werktätige Glieder einer großen Gemeinschaft, dabei immer ihres Wertes, ihrer besonderen Stellung und ihrer ungeheuren Verantwortung bewußt.

Im Sippenbewußtsein erschöpft das Leben dieser Frauen seinen Sinn. Von der Sippe, die die Frau als heiliges Gefäß für Artbewahrung und Artfortpflanzung behütet und beschützt, wird sie dem Mann als kostbares und teures Gut anvertraut. Sie geht rechtlich von der Vormundschaft des Vaters oder der nächsten rechtlichen Anverwandten in die des Mannes über.

Der sorgfältigen Ausbildung der Töchter, meist auf einem anderen befreundeten Hof, wird große Aufmerksamkeit gewidmet, weil von der hauswirtschaftlichen Tüchtigkeit der Frau Wohl und Wehe des ganzen Hauses abhing und durch eine gute Heirat das Ansehen der Familie gewann.

Die Erziehung der Mädchen arbeitet in jeder Hinsicht auf zielsicheres Wesen hin und auf kluge schlagfertige Rede, denn sie beide verraten echt germanische Art. Eine ruhige klare und edle Haltung dem Leben und seinen unzähligen Wirrnissen gegenüber gehört mit zum Lebensstil dieser stolzen und selbstbewußten Mädchen, die als Herrinnen ihres Heimes um jeden Preis ebenbürtige Partner ihrer männlichen Herren und Beschützer sein wollen.

In der Egilssaga finden wir die elfjährige Tochter des Bauern Armod am Herdfeuer beschäftigt, wie sie sich um die Mahlzeit kümmert. Mit 14 und 15 Jahren schon heiraten die Mädchen mitunter; denn die Sippe ist ängstlich um das Schicksal

ihrer Mädchen besorgt und hütet sie mit Argusaugen vor Liebschaft und Liebesabenteuer, die dem Ansehen der Sippe ebenso wie dem des Mädchens schaden. Die Unberührtheit eines Mädchens darf weder durch Liebesverse noch durch zu offensichtliches Interesse von seiten des Liebhabers ins Leutegerede kommen. Die Frau als Hüterin des Herdfeuers, das mit ihrer Eheschließung entzündet wird, soll erst als künftige Herrin ihres Heimwesens voll und ganz in Erscheinung treten, denn ihre wahre Daseinsbestimmung und ihre höchsten Pflichten sind an Familie und Sippe als heiligste Bestandteile der ganzen Nation gebunden. Die Frau, die dem Mann zu treuen Händen gegeben wird, wird nie als Geschlechtswesen gewertet, sondern stets sind es ihre Sinnesart und ihr hausfraulicher Wert für Haus und Familie, auf die es im Interesse des Gemeinwesens ankommt.

Auch auf die Thingstätte werden die Töchter von ihren Vätern mitgenommen. Dort treffen sie die von ihren Fahrten ins Ausland heimgekommenen jungen Männer in ihrer neu erprobten Männlichkeit wieder, und dort knüpfen sich oft genug die Bande zu späterem Lebensbund.

Die Sippe bestimmt aus dem Bewußtsein der Schicksalsgemeinschaft heraus die beiden ebenbürtigen und artgemäßen Ehepartner auf den Antrag des Mannes hin und verlangt vom Manne ebenso wie von der Frau die zum neuen Bund gehörige Haltung und das dazugehörige Verantwortungsbewußtsein.

Das Verhältnis treuester Kameradschaftlichkeit bei den Ehegatten, das, wie bei Gisli und seiner Frau Aud*) oder bei Njal und seiner Frau Bergthora**), an Treue, Verständnisinnigkeit, Verbundensein für alle Ewigkeit, in liebevoller, schlichter und edler Haltung einzigartig dasteht und diese spröde keusche Freundschaft zwischen Mann und Frau bis in ihre allerletzten Tiefen erschöpft, stellt den Höhepunkt einer solchen Gemeinschaft dar.

Während Gisli als Geächteter viele Jahre draußen im Fjord leben muß, abseits der Menschenwelt, teilt Aud freiwillig und aus übergroßer Liebe zu ihm sein bitteres Los. Auf seiner gehetzten Lebensfahrt in diesen bösen Jahren kommt er immer wieder zu Aud zurück, denn, so heißt es in der Saga:

„Im Sommer zog er wieder zu Aud, seiner Frau, zum Geirfjord, denn er konnte da nicht länger von ihr fort sein, so sehr liebten sich die beiden."

Und ebenso bleibt Bergthora, Njals Frau, der der Gegner freies Geleit vor dem Mordbrand, der großen Brenna***), zusagt, ganz selbstverständlich bei ihrem Gatten im brennenden Haus, indem sie seinen Feinden zuruft: „Als jung wurde ich dem Njal gegeben, da hab ich ihm versprochen, ein Schicksal soll uns beide treffen."

Wenn Tacitus in seiner Germania sagt:

„Also leben sie in Zucht und Keuschheit, nicht verführt durch lüsterne Schaustellungen, nicht durch aufreizende Gelage. Geheimen Briefwechsel kennen die Männer ebensowenig wie die Frauen. Trotz der zahlreichen Bevölkerung ist Ehebruch sehr selten. Für verletzte Keuschheit gibt es keine Gnade. Fürwahr, das Heil liegt immer noch bei jenen Gemeinden, wo nur Jungfrauen heiraten und wo Hoffnung und Wunsch der Gattin ein für allemal ein Ende findet. So erhalten sie einen Mann, wie man einen Leib und ein Leben erhält, damit kein Gedanke weiter und keine Begierde darübergreift, daß sie gleichsam nicht den Ehemann, sondern den Ehestand lieben —"

*) Vgl. S. 99 **) Vgl. S. 67 ***) Vgl. S. 87

W. Willrich Aufn. Fr. Carl, Berlin

so wissen wir, daß er in erster Linie seinen Römern einen Sittenspiegel vorhalten will, sind aber doch überrascht, mit welch klarem Blick er in diese mit ihren natürlichen Lebensformen ihn so ansprechende Welt hineinschaut. Das Verbundensein von Mann und Frau sieht er in erstaunlicher Erkenntnis als Idee, die dem Ganzen dienen soll, in der Auffassung jedes einzelnen, und sein Nachsatz, daß bei den Germanen gute Sitten mehr vermögen als anderswo gute Gesetze, zeigt, wie verständnisvoll er trotz mancher mißverständlichen Behauptungen in seinem doch immerhin sehr tendenziösen Bericht diese neue Welt erfaßt hat. — Wenn Tacitus weiterhin berichtet:

„In jedem Hause wachsen die Nachkommen zu den Gestalten heran, die wir bewundern. Jedes Kind wird von der eigenen Mutter gestillt und nicht Mägden überlassen. Den Herrenjungen scheidet vom Sklavenkind keinerlei verweichelnde Erziehung. Zwischen demselben Vieh, auf demselben Erdboden leben beide, bis den Freien das Alter sondert, ihn der Heldengeist kürt. Gleichentwickelt und voll Kraft finden sich die Paare, und die Kinder sind das treue Abbild der kerngesunden Eltern —"

so läßt er auch hier wieder deutlich die Idee dieser Erziehung erkennen. Diese bewußt gelebte Idee ist es, die diese Frauen und ihre Kinder in der Gemeinschaft mit diesen Männern, wie sie uns die Saga schildert, zu so starken Persönlichkeiten erzieht.

Und die Frau ist in allererster Linie die Sachwalterin der erzieherisch errungenen Werte des Gemeinwesens. Sie führt die Tradition bewußt weiter, sie trägt die Idee des Heldentums, die ihre Väter verwirklicht haben, in die junge Generation hinein und wacht darüber, daß sie in der alten Geltung weiterbestehen kann. So ist sie auch Hüterin der Rache, denn Rachepflicht ist oberstes Gebot, ist die unerbittlichste aller Sippenpflichten. Die Durchführung der Blutrache ohne Scheu und Not durchzieht voll stolzer Bewunderung die alten Quellen, und die Frauen, vor allem die Mütter ihrer Söhne*), als Töchter ihrer Väter, als Schwestern ihrer Brüder sind es, die keine Ruhe finden, bis dem Toten Genugtuung und Vergeltung zuteil geworden ist. Man denke nur an Thorgerd, die mit ihren Söhnen zu Gudruns und Bollis Gehöft reitet und in flammender Rede von ihnen Rache fordert für ihren Bruder Kjartan, den Hall erschlagen hat.

Solche Frauen mußten in der Tat Söhne gebären, die das Leben und die in ihm an sie herantretenden Aufgaben zu meistern verstanden. Sie sind wirkliche, echte Mütter, die ein tiefes innerliches Bedürfnis beseelt, sorgen zu können, und denen die Heiligkeit ihres Herdfeuers in treuester Erfüllung ihrer Frauenpflichten alles bedeutete.

Wenn wir von diesen Frauen lesen, dann erst begreifen wir, daß sie notwendig zu eben jenen Männern gehören, die uns die Saga wie die Heldensage schildern. Wenn es Männer wie Gunnar trotz der Ehren, die man ihnen ihrer Trefflichkeit wegen an fremden Fürstenhöfen erweist, immer wieder zur Heimat, zur heimischen Gefährtin mit so starker Sehnsucht zurückverlangt, so ist es gewiß nicht zum wenigsten die starke Anziehungskraft gewesen, die von diesen ganz besonders mit Heim und Hof so innig verwachsenen Frauen ausging.

„Altgermanisches Frauenleben"

*) Vgl. S. 123

23. Die isländische Saga

Walter Baetke

Fichte beschwört in seiner achten Rede an die deutsche Nation das Andenken an die Germanen, die sich der Weltherrschaft der Römer entgegensetzten, um ihre Eigentümlichkeit zu bewahren, um Germanen zu bleiben und nicht Römer zu werden. „Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist." Dieselben Germanen haben ihren Kindern noch etwas andres hinterlassen als die Freiheit: eine hohe Kultur und insbesondere eine reiche Dichtung von eigenartiger Größe und Schönheit.

Leider haben wir keine Literatur aus altgermanischer Zeit in der Sprache unserer Vorfahren. Nur wenige Trümmer haben sich aus der Sintflut gerettet, der sie zur Zeit der Karolinger zum Opfer gefallen ist. Sie war wie alle älteste Literatur gesprochene und gesungene Dichtung, und als die Zeit kam, wo sie in Deutschland hätte niedergeschrieben werden müssen, um erhalten zu werden, da hatte christlich-lateinische Bildung hier die Herrschaft angetreten und ließ ihre Aufzeichnung nicht mehr zu.

Im Norden hat über der alten Dichtung ein günstigerer Stern gewaltet. Das Christentum fand um Jahrhunderte später Eingang als in Deutschland (auf Island erst im Jahre 1000), und es fand die alte nationale Kultur so gefestigt vor, daß es genötigt war, sich ihr einzufügen. Die Priester, die zugleich Bauern waren und fest in der völkischen Tradition standen, nahmen selbst die Aufzeichnung der überlieferten Dichtung in die Hand, und die meisten verfuhren dabei so vorurteilslos, daß der Geist des germanischen Heidentums in vielen dieser Zeugnisse ungebrochen fortlebt.

Island ist das klassische Land unseres germanischen Altertums.

Der Reichtum des altisländischen Schrifttums läßt sich mit wenig Worten nicht umschreiben. Zwei Schöpfungen aber sind es vor allem, die ihm Ewigkeitswert geben: die heroische Dichtung und die Sagas.

Während sich der Ursprung des Heldenliedes in ein kaum mehr erhellbares Dunkel verliert, können wir die Entstehung der Saga im Licht einer jungen und verhältnismäßig klaren geschichtlichen Überlieferung verfolgen. Sie ist ein Erzeugnis der reichen isländischen Geisteskultur, die sich in raschem Aufblühen in den ersten Jahrhunderten nach der Besiedlung auf der Insel entwickelt hat.

Die Isländersagas sind Prosaerzählungen, in denen sich eine Wirklichkeitswelt spiegelt: das Leben der germanischen Menschen auf Island im zehnten und elften Jahrhundert. Aber die Wirklichkeit, auf die es dem Sagadichter ankommt, ist nicht räumlich-zeitlich, sondern seelisch. Er steht mit beiden Beinen in der geschichtlich-geographischen Umwelt, die zugleich die Umwelt seiner Dichtung ist. Das gibt ihm seine Sicherheit und seinem Werke die Farbe und den Hintergrund; sie ist die Voraussetzung für seine Kunst, aber nicht ihr Gegenstand. Seine Kunst ist Charakterisierungskunst. Seine Technik ist die des Dramatikers: Handlung und Dialog sind ihm Mittel, durch die er die Menschen sich offenbaren lassen will.

Eine Saga ist etwas wesentlich anderes als ein Roman oder eine Novelle; diese Namen sind südlicher Herkunft und bergen einen bestimmten Sinngehalt in sich, dessen Bedeutung aus südlichem, mittelmeerischem Kunstschaffen abgezogen ist. Der

Unterschied liegt nicht bloß in der Andersartigkeit des Stils, der Erzählweise, sondern er reicht bis in die Wurzel des Kunstwerks hinein. Wenn es sich in der Dichtung immer um menschliche Schicksale handelt, so ist doch schon die Auffassung des Schicksals im germanischen Bereich eine andere als im griechisch-römischen und im christlichen Kulturkreis des Mittelmeeres. Sowohl die Auswahl des Stoffes wie seine Gestaltung ist durch diese Auffassung bestimmt. Der Dichter will gestalten, was Menschen erlebt haben. Aber nach welchen Erlebnissen er greift, welche ihm erzählenswert erscheinen, das ist nach Kultur und Rasse jeweilig verschieden. Von großer Bedeutung ist allein schon die Frage, ob er seinen Blick mehr auf das äußere oder das innere Geschehen richtet. Wenn man die Anfänge der südlichen Erzählungskunst, die Märchen, Schwänke und Novellen mit den isländischen Erzählungen vergleicht, so springt deutlich in die Augen, daß es dort hauptsächlich das äußere Geschehen, die Neuigkeit und Seltsamkeit des Vorgangs und einer Situation ist, was das Interesse fesselt, hier dagegen die Art und Weise, wie bestimmte Menschen sich in bestimmten Lebenslagen verhalten. Germanische Dichtung ist in diesem Sinne immer Charakterdichtung.

Um eine Saga richtig zu lesen und als Kunstwerk zu genießen, bedarf es einer gewissen Einfühlung in die Eigenart des Sagastils.

Der Sagaerzähler steht auf dem freien Standpunkt ruhiger, sachlicher Beobachtung; er ist scheinbar nur Berichterstatter, der das wiedergeben will, was er gesehen und gehört hat oder was andere gesehen und gehört haben. Über das, was in den Menschen vorgeht, ihre Gefühle und ihre Beweggründe, gibt er uns unmittelbar so wenig Aufschluß, wie uns das Leben selbst darüber Aufschluß gibt. Es steht sehr vieles zwischen den Zeilen einer Saga; manche Äußerung und manche Handlung wird uns erst aus einem späteren Vorgang begreiflich; uns selbst bleibt es überlassen, zu den äußeren Geschehnissen den inneren Zusammenhang zu finden und aus zahlreichen, oft scheinbar widerspruchsvollen Einzelzügen den Charakter zu erschauen, der den Generalnenner für sie bildet. Ebenso enthält sich der Erzähler aller subjektiven Werturteile. Lob oder Tadel führt er höchstens mit einem „die Leute sagen" als Meinung anderer an. Er selbst bleibt mit hoher Unparteilichkeit hinter den Personen und Vorgängen und läßt uns selbst unsern Standpunkt zu ihnen finden. Die Saga redet nicht, sie bildet; es ist naive Dichtung im besten Sinne des Wortes.

Aber der Wert der Isländersagas liegt für uns nicht nur in ihrer Kunstform, sondern viel mehr noch in ihrem volkstümlichen und sittlichen Gehalt. Sie haben uns mit großer Treue den germanischen Menschen festgehalten, wie er vor der christlichen Erziehung war. Auch in unserem Nibelungenlied lebt er noch, aber wir müssen ihn uns da erst herausschälen aus der Verkleidung, mit der ihn ein höfisch-ritterliches Zeitalter umhüllt hat. Die bäuerliche Saga zeigt ihn uns in seiner Alltagswelt, auf seinem Hof und auf seiner Wiese, bei der Mahlzeit und bei der Arbeit, in der Festhalle und auf dem Thingritt. Und wenn wir auch nicht alles, was diese realistischen Lebensbilder uns zeigen, ohne weiteres von Island an den Rhein oder an die Elbe übertragen dürfen, so wissen wir doch, daß der Sagamann und die Kulturverhältnisse, unter denen er lebt, uns in allem Wesentlichen auch den deutschen Menschen und die deutsche bäuerliche Welt des frühesten Mittelalters widerspiegeln.

Vor allem aber wird uns aus den Sagas die Struktur der germanischen Seele deutlich: ihre Art zu lieben und zu hassen, das Leben und die Menschen zu werten, sich zu freuen und zu leiden. Was germanisches Ehrgefühl ist, was Pflicht, Rache, Schuld und Schicksal im Sinne unserer Vorfahren bedeuten, das erleben wir in den Sagas, ja, das ist es, was ihren Inhalt eigentlich ausmacht.

Denn die Sagamenschen sind zwar Bauern, aber sie sind gleichzeitig Helden. Auch die Sagawelt ist eine heroische Welt wie die der Edda. Das germanische Heldentum war kein Erzeugnis überschwenglicher dichterischer Phantasie, sondern es war Wirklichkeit und konnte darum auch einer Wirklichkeitskunst, wie es die Saga ist, den Stoff liefern. Nicht nur darum handelt es sich, daß diese Geschichten voller Kampf und Fehde sind, vom Zweikampf auf einsamem Holm bis zu blutigen Schlachten auf der Heide, sondern es handelt sich um die Gesinnung, die aus den Geschehnissen hervorleuchtet. Dieses Ethos der Isländersaga ist ein heroischer Idealismus, der da sagt: Das Leben ist der Güter höchstes nicht — und: Wenn etwas ist gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mensch, der's unerschüttert trägt. Das wird nicht mit Pathos verkündet, sondern es wird gelebt, schweigend, aber ohne Rücksicht gegen sich selbst und gegen andre. Es liegt über den Menschen wie ein ehernes Gebot. Du mußt! Aber der Inhalt dieses ihres kategorischen Imperativs lautet: Die eigene Persönlichkeit behaupten gegen alle Mächte, auch gegen das Schicksal und den Tod.

24. Gunnar und Njal

Ihre Familien

Gunnar Hamundssohn hatte seine Wirtschaft in Haldenende an der Stromhalde. Er war ein hochgewachsener und starker Mann, der beste Fechter: er hieb mit beiden Händen und schoß aufs Mal, wenn er wollte, und er konnte das Schwert so schnell schwingen, daß man dreie in der Luft zu sehen glaubte; er schoß mit dem Bogen wie kein zweiter und traf alles, wonach er schoß. Er sprang in voller Rüstung höher als die eigne Länge und nicht kürzer rückwärts als vorwärts. Er schwamm wie ein Seehund, und kein Spiel gab es, wo einer sich mit ihm hätte messen dürfen, und so hat man überliefert, daß er seinesgleichen nicht gehabt habe. Er war schön von Aussehen, von heller Gesichtsfarbe, seine Nase strack und stark vorspringend, blauäugig war er und scharfäugig, die Backen rot gefärbt, das Haar war reich, floß schön und hatte eine gute Farbe. Ein höfisches Wesen hatte er wie wenige, war tatkräftig in allem, freigebig und selbstbeherrscht, in der Freundschaft wählerisch, aber treu. An Habe war er reich begütert.

Gunnar war verheiratet mit einer Frau namens Hallgerd. Er hatte einen Bruder namens Kolskegg; der war groß und stark, ein ehrenhafter Bursch und kannte keine Furcht.

Es war ein Mann namens Njal. Er hatte seine Wirtschaft auf Bergthorsbühl in den Landinseln. Njal war sehr begütert und von schönem Äußern, nur wuchs ihm kein Bart. Er war ein so großer Rechtskundiger, daß es seinesgleichen nicht gab; gescheit war er und schaute in die Zukunft, war friedliebend und gab guten Rat, und alles, was er den Leuten riet, bewährte sich. Er war ruhig in seinem

Wesen und hochherzig, jedem half er aus der Verlegenheit, der ihn aufsuchte. Seine Frau hieß Bergthora; sie war ein rechtes Kernweib und ein guter Kerl, etwas schroff in ihrem Wesen. Sie und Njal hatten sechs Kinder.

Der älteste Sohn hieß Skarphedin. Er war ein großgewachsener und starker Mann, guter Fechter, schwamm wie ein Seehund; im Lauf tat's ihm keiner gleich. Er war schnellentschlossen und furchtlos, in seiner Rede treffend und schnell; für gewöhnlich aber beherrschte er sich. Er war braun von Haarfarbe und hatte krauses Haar; die Augen waren scharf, das Gesicht fahl und scharf geschnitten; die Nase hatte einen Höcker, und der Unterkiefer sprang vor, der Mund war etwas häßlich; aber wie ein rechter Kriegsmann sah er aus. Der zweite Sohn hieß Grim. Der hatte ein schmuckes Äußere und reichen Haarwuchs, dunkles Haar; sein Äußeres war schmucker als bei Skarphedin; groß war er auch und stark. Der dritte Sohn Njals hieß Helgi. Er war auch ein Mann von schmuckem Äußern und reichem Haarwuchs, stark und ein guter Fechter; er war verständig und selbstbeherrscht. Ein vierter hieß Höskuld.

Der Zwist der Frauen

Es war Brauch bei Gunnar und Njal, daß jeder winterweise einer Einladung des andern folgte aus Freundschaft.

Diesmal hatte Gunnar der Wintereinladung bei Njal zu folgen, und so zog er mit Hallgerd nach Bergthorsbühl. Njal begrüßte Gunnar freundlich. Und als sie eine Zeitlang gesessen hatten, kam Helgi nach Hause und Thorhalla, seine Frau. Da trat Bergthora zur Querbühne und Thorhalla mit ihr, und Bergthora sagte zu Hallgerd: „Mach dieser Frau Platz!" Sie sagte: „Das fällt mir nicht ein, denn ich will keine Eckensitzerin sein." — „Ich hab hier zu befehlen", sagte Bergthora. Darauf nahm Thorhalla Platz.

Bergthora trat zum Tisch mit dem Handwasser. Hallgerd nahm ihre Hand und sagte: „Ihr habt euch nichts vorzuwerfen, du und Njal: du hast einen Schorfnagel an jedem Finger, und er ist ohne Bart!" — „Das ist wahr", sagte Bergthora, „nur macht's keines dem andern zum Vorwurf. Aber er war nicht ohne Bart, dein erster Gatte, und doch rietest du ihm den Tod!"

„Ich habe wenig davon", sagte Hallgerd, „daß ich den zum Manne habe, der der Heldenhafteste ist auf Island, wenn du dies nicht rächst, Gunnar!"

Er sprang auf und stieg über den Tisch weg und sagte: „Ich geh nach Hause, und es paßt sich am besten, daß du mit deinen Hausgenossen keifst, und nicht unter anderer Leute Dach! Auch hab ich dem Njal viele Ehre zu danken und lasse mich nicht als Hetzstange von dir brauchen!" Damit machten sie sich auf den Heimweg.

Es trug sich zu, daß herumziehende Weiber von Bergthorsbühl nach Haldenende kamen. Sie schwatzten viel und hatten ein böses Maul. Hallgerd besaß eine Frauenkammer, da saß sie öfter drin: da war ihre Tochter Thorgerd, ihr Schwiegersohn Thraïn und Sigmund, ein Vetter Gunnars, und eine Menge Weiber; Gunnar war nicht da und Kolskegg auch nicht. Jene Bettelweiber traten in die Kammer ein; Hallgerd begrüßte sie und ließ ihnen Platz machen und fragte, wo sie zu Nacht gewesen seien. Sie sagten, in Bergthorsbühl. „Was trieb Njal?" fragte sie. „Er saß nach Kräften dabei", sagten sie. „Was machten die Söhne Njals?" fragte sie; „die halten sich jetzt für etwas ganz Besonderes." — „Wenn man sie so stehn sieht, sind sie

mächtig; aber noch ganz unerprobt sind sie", sagten die Weiber; „Skarphedin wetzte eine Axt, Grim schäftete einen Speer, Helgi nietete den Griff an ein Schwert, Höskuld sicherte den Riemen an einem Schilde." — „Irgendwelche Großtaten werden sie vorhaben", sagte Hallgerd. „Das wissen wir nicht", sagten sie. „Was machen Njals Knechte?" fragte Hallgerd. „Von einem Teil sahen wir nicht, was sie machten; einer fuhr Mist auf die Anhöhen." — „Was mag dies bezweckt haben?" fragte Hallgerd. „Er sagte, dort gebe es besseres Dunggras als anderwärts", antworteten sie. „Auch Njal kann dumm sein", sagte Hallgerd, „wo er doch sonst auf alles Rat weiß." — „Wie meinst du das?" fragten sie. „Ich nenne einen Grund, der wahr ist", sagte Hallgerd: „daß er sich nicht einen Bart düngte, damit er wäre wie andre Mannsleute. Nennen wir ihn nun den Alten ohne Bart und seine Söhne die Dungbärtler, und du, Sigmund, dichte etwas darauf und zeige uns, daß du ein Dichter bist!" — „Ich bin ganz dabei!" sagte er und sprach drei oder vier Gesätze, lauter bösartige. „Du bist ein Kleinod", sagte Hallgerd, „wie du mir folgsam bist!"

In diesem Augenblick kam Gunnar herzu. Er hatte draußen vor der Kammer gestanden und all die Worte gehört. Sie fuhren sehr zusammen, als sie ihn eintreten sahen; alle wurden jetzt still, aber vorher war lautes Gelächter gewesen. Gunnar war sehr zornig und sagte zu Sigmund: „Ein Tor bist du und ein Eigensinn, daß du die Söhne Njals verlästerst und ihn selbst, was am meisten sagen will, und nach all dem, was du ihnen schon angetan hast! Das wird dein Tod sein. Aber wenn irgend jemand diese Worte wiederholt, da muß er fort, und dazu trifft ihn mein Zorn." Sie aber waren alle so in Furcht vor ihm, daß niemand sich getraute, diese Worte zu wiederholen. Damit ging er davon.

Die Bettelweiber sagten untereinander, sie würden von Bergthora gewiß Lohn bekommen, wenn sie ihr dies erzählten. Sie zogen darauf hinunter und erzählten's im geheimen der Bergthora ungefragt.

Bergthora sagte, als die Leute bei Tisch saßen: „Ihr habt Geschenke bekommen, Vater und Söhne, und ihr zeigt euch als schlechte Ehrenmänner, wenn ihr's nicht lohnt!" — „Was sind das für Geschenke?" fragte Skarphedin. „Ihr Söhne bekamet alle zusammen ein Geschenk: ihr seid Dungbärtler genannt worden; mein Gatte aber der — Alte ohne Bart." — „Wir haben doch nicht Weiberart", sagte Skarphedin, „daß wir uns über alles erzürnten." — „Erzürnt hat sich Gunnar in euerm Namen", sagte sie, „und er gilt doch als männlich; und wenn ihr hier nicht euer Recht betreibt, dann werdet ihr für keinen Schimpf die Rache betreiben!" — „Es macht der Alten Spaß, unsrer Mutter", sagte Skarphedin und grinste dazu; doch brach ihm der Schweiß aus der Stirn und kamen rote Flecke in seine Backen; aber daran war man nicht gewohnt. Grim war still und biß sich in die Lippe. An Helgi war nichts zu merken. Höskuld ging mit Bergthora hinaus; sie kam wieder in die Stube und tobte sehr. Njal sagte: „Auch der Langsame kommt ans Ziel, Mutter. Und so geht es in vielen Sachen: mögen sie einem ans Herz greifen, es erntet nie eitel Lob, wenn man dann Rache nimmt."

Am Abend aber, als Njal zu Bett gekommen war, hörte er, wie eine Axt an die Bretterwand stieß, und es tönte laut in ihr. Aber an der nächsten Bettkammer, da hingen die Schilde: und er sah, daß sie weg waren. Er sagte: „Wer hat unsre Schilde herabgenommen?" — „Deine Söhne gingen damit hinaus", sagte Bergthora.

Njal ging sogleich hinaus und hinter die Gebäude und sah, daß sie den Hügel hinauf strebten. Er sagte: „Wohin soll's gehen, Skarphedin?" — „Nach deinen Schafen suchen." Njal sagte: „Dann wäret ihr nicht bewaffnet, wenn ihr das vorhättet! Das Ziel wird ein anderes sein." — „Lachse wollen wir fischen, Vater." — „Wenn es das wäre, wäre's gut, daß euch der Fang nicht entginge." Sie zogen ab, aber Njal ging zu seinem Lager; er sagte zu Bergthora: „Draußen waren deine Söhne, alle in Waffen: jetzt wird dein Hetzen zu etwas führen." — „Danken werd ich's ihnen von Herzen, wenn sie mir die Erschlagung Sigmunds berichten!"

Die Njalssöhne töten Sigmund

Die Njalssöhne zogen nun hinauf nach der Stromhalde und blieben die Nacht durch an der Halde und zogen in die Nähe von Haldenende, als der Morgen graute. Diesen selben Morgen standen Sigmund und sein Genosse Skjöld auf und wollten zu der Pferdekoppel. Sie führten Zaumzeug mit sich, nahmen sich Rosse auf der Hofwiese und ritten davon. Sie fanden die Pferde zwischen zwei Bächen.

Skarphedin erblickte sie, denn Sigmund war in farbigen Kleidern. Skarphedin sagte: „Nun, seht ihr den Rotalben?" Sie schauten hin und sagten, sie sähen ihn. Skarphedin sagte: „Mach du nicht mit, Höskuld; ich denke mir den Sigmund zu; das finde ich männlich. Grim und Helgi sollen's mit Skjöld aufnehmen." Höskuld setzte sich nieder, aber sie gingen vor, bis sie zu den beiden hinkamen. Skarphedin sagte zu Sigmund: „Greif zu den Waffen und wehre dich! Das ist jetzt nötiger als Spottverse auf uns machen." Sigmund griff zu den Waffen, und Skarphedin wartete so lange. Skjöld wandte sich gegen Grim und Helgi, und sie schlugen sich hitzig. Sigmund führte einen Schild und auf dem Kopfe den Helm, ein Schwert an der Seite und einen Speer in der Hand. Er wandte sich gegen Skarphedin und stach sogleich mit dem Speer nach ihm, und es traf den Schild. Skarphedin schlug den Speerschaft entzwei und hob die Axt, hieb nach Sigmund und spaltete den Schild bis zum Griff hinunter. Sigmund zog das Schwert und hieb nach Skarphedin, und es drang in den Schild, so daß es festsaß. Skarphedin drehte den Schild so heftig, daß Sigmund das Schwert losließ. Skarphedin hieb nach Sigmund mit der Axt; Sigmund trug ein Lederkoller; die Axt traf die Schulter und spaltete das Schulterblatt; er zuckte die Axt an sich, Sigmund fiel auf beide Knie und sprang gleich wieder auf. „Jetzt beugtest du dich mir!" sagte Skarphedin, „aber fallen sollst du, eh wir auseinandergehn." — „Das wäre schlimm", sagte Sigmund. Skarphedin schlug ihn auf den Helm und gab ihm dann den Todesstreich. Grim hieb dem Skjöld den Fuß ab am Rist, und Helgi durchbohrte ihn mit dem Schwerte, und er war sogleich des Todes. Skarphedin sah einen Hirten der Hallgerd: er hatte dem Sigmund den Kopf abgehauen und reichte den Kopf dem Hirten und sagte, er solle ihn der Hallgerd bringen: sie werde erkennen, ob das der Kopf sei, „der Schandverse auf uns gedichtet hat". Der Hirte warf den Kopf hin, kaum war er von ihnen weg, denn er getraute sich nicht, solange sie dabei waren. Sie machten sich auf den Weg, trafen Leute am Waldstrom und sagten ihnen die Neuigkeit: die Erschlagung Sigmunds machte Skarphedin kund wider sich selbst, die Erschlagung Skjölds Grim und Helgi. Dann zogen sie nach Hause und sagten dem Njal die Neuigkeit. Er sagte dies: „Gesegnet eure Hände! Hierfür soll es kein Selbsturteil geben, so wie die Sache liegt!"

Jetzt ist da fortzufahren, daß der Hirte nach Haldenende zurückkam; er sagte der Hallgerd die Neuigkeit: „Skarphedin gab mir Sigmunds Kopf in die Hand: ich solle ihn dir bringen; aber das getraute ich mich nicht", sagte er, „denn ich wußte nicht, wie dir das gefallen würde." — „Das war schade, daß du das nicht tatest", sagte sie, „ich würde ihn dem Gunnar bringen, und dann würde er seinen Vetter rächen, oder ihn träfe jedermanns Schmähung." Darauf ging sie zu Gunnar und sagte: „Ich melde dir die Erschlagung deines Vetters Sigmund. Skarphedin hat ihn erschlagen und wollte mir den Kopf überbringen lassen." — „Das war von ihm zu gewärtigen", sagte Gunnar, „denn üble Tat bringt üble Saat; ihr beide habt euch auch oft schon schnöde mitgespielt." Damit ging Gunnar davon. Er ließ die Totschlagsklage nicht einleiten und nichts in der Sache tun. Hallgerd mahnte oft daran und erklärte Sigmund für ungebüßt; Gunnar achtete nicht darauf.

So verstrichen drei Thingzeiten, wo man erwartete, er würde die Klage führen. Da stieß einmal dem Gunnar ein schwieriger Handel zu, von dem er nicht wußte, wie man ihn angreifen solle. Da ritt er hin und suchte Njal auf. Der hieß Gunnar freundlich willkommen. Gunnar sagte zu Njal: „Um einen guten Rat bin ich zu dir gekommen in einem schwierigen Handel." — „Den verdienst du", sagte Njal und erteilte ihm den Ratschlag. Dann stand Gunnar auf und dankte ihm. Njal faßte da Gunnars Hand und sagte: „Reichlich lange hat dein Vetter Sigmund ungebüßt gelegen." — „Er war schon im voraus gebüßt", sagte Gunnar; „aber ich will die Hand nicht verschließen vor dem, was mich ehrt." Gunnar hatte den Njalssöhnen nie Böses nachgesagt. Njal wollte es nicht anders, als daß Gunnar die Buße verhänge. Er verhängte zwei Hunderte Silbers, aber Skjöld ließ er bußlos. Sie erlegten sogleich die ganze Summe. Gunnar zeigte ihren Vergleich an auf dem Thinghallenthing, als recht viel Leute zugegen waren, und legte dar, wie anständig sie's behandelt hatten, und nannte die üblen Worte, die dem Sigmund das bittre Ende zugezogen; es sollte sie auch keiner wiederholen, und bußlos fallen, wer sie in den Mund nehme.

Das erklärten sie beide, Gunnar und Njal, daß nichts vorkommen solle, was sie nicht untereinander bereinigten. Dies ging auch schön in Erfüllung, und sie blieben immer Freunde.

Hallgerds Diebstahl

Es war ein Mann namens Gizur, zubenannt der Weiße; er hatte seine Wirtschaft in Moosberg und war ein großer Häuptling.

In die Geschichte tritt ferner ein Mann ein, der hieß Geir der Gode. Er und Gizur hielten zusammen in allen Fehdesachen.

Es war ein Mann namens Otkel. Er hatte seine Wirtschaft in Hofkirchen. Seine Frau hieß Thorgerd. Otkel war ein begüterter Mann. Er hatte einen Sohn namens Thorgeir; der war noch in jungen Jahren und ein anstelliger Mensch.

Ein Mann namens Skamkel hatte seine Wirtschaft in Hof; er hatte ein gutes Vermögen. Er war ein verlogener Mensch, unverträglich und schwierig im Umgang. Er war ein Freund des Otkel.

Otkel hatte einen Bruder namens Hallkel, der war ein großer und starker Mann; er wohnte dort bei Otkel. Ein dritter Bruder hieß Hallbjörn der Weiße. Er brachte einen Sklaven mit heraus namens Melkolf; der war ein Ire und wenig beliebt.

Hallbjörn nahm Quartier bei Otkel und mit ihm Melkolf. Der Knecht sprach immer davon, er priese sich glücklich, wenn Otkel sein Herr würde. Otkel war gut zu ihm und schenkte ihm ein Messer, einen Gürtel und einen ganzen Anzug, und der Knecht arbeitete für ihn, was er nur wollte. Otkel wollte seinem Bruder den Knecht abkaufen. Er sagte, er wolle ihm den Knecht schenken, aber er sei kein solches Kleinod, wie er meine. Sobald aber der Knecht dem Otkel gehörte, machte er alle Arbeit schlechter.

Zu der Zeit kam eine schwere Teuerung ins Land, so daß man an Heu wie an Essen Mangel hatte. Es traf all die Landschaften dort. Gunnar verschaffte manchem Manne Heu und Essen; alle die zu ihm kamen, erhielten welches, solange etwas vorhanden war. Endlich hatte Gunnar selber Mangel an Heu und Essen. Da forderte er den Kolskegg auf, mit ihm zu gehn, und den Thraïn Sigfussohn und den Lambi Sigurdssohn. Sie zogen nach Hofkirchen und riefen den Otkel heraus. Er begrüßte sie höflich. Gunnar sagte: „Die Sache ist die, daß ich gekommen bin, Heu und Essen von dir zu kaufen, wenn es vorhanden wäre." Otkel antwortete: „Vorhanden ist beides, aber verkaufen will ich dir keines." — „Willst du mir's dann schenken", fragte Gunnar, „und's drauf ankommen lassen, wie ich dir's lohne?" — „Nein, das will ich nicht", sagte Otkel. Skamkel flüsterte Böses ein. Da sagte Thraïn Sigfussohn: „Du hättest's verdient, daß wir's nähmen und den Wert dafür hinlegten!" Skamkel antwortete: „Dann müßten die Moosbergleute mausetot sein, wenn ihr Sigfussöhne sie berauben sollt!" — „Raub will ich nicht üben", sagte Gunnar. „Willst du mir einen Knecht abkaufen?" fragte Otkel. „Dafür bin ich zu haben", sagte Gunnar. Danach kaufte Gunnar den Knecht und zog unverrichteter Dinge ab. Dies kam Njal zu Ohren, und er sagte: „Das ist eine Schlechtigkeit, dem Gunnar den Kauf zu verweigern. Da winkt anderen nichts Gutes, wo Leute wie er nichts bekommen!" — „Was redest du lange darüber?" sagte Bergthora: „viel vornehmer ist's, ihm selber Essen und Heu zu schaffen, da's dir an beidem nicht fehlt." Njal sagte: „Wahr wie der Tag! Ich will ihm etwas unter die Arme greifen." Dann zog er mit seinen Söhnen nach Thorolfsberg hinauf, sie banden hier fünfzehn Pferden Heu auf, aber auf fünf Pferden führten sie Essen. Njal kam nach Haldenende und beschied Gunnar heraus. Er begrüßte sie freundlich. Njal sagte: „Hier ist Heu und Essen als Geschenk von mir. Ich möchte, du wendetest dich nie an andre als mich, wenn du irgend etwas brauchst." — „Deine Geschenke sind schön", sagte Gunnar, „aber noch mehr wert ist mir deine Freundschaft und die deiner Söhne." Damit zog Njal nach Hause. Das Frühjahr verging.

Gunnar ritt aufs Thing, aber bei ihm war eine Menge Leute eingekehrt aus dem Ostland: Gunnar lud sie ein, wieder einzukehren, wenn sie vom Thing zurückritten. Auf dem Thing waren auch Njal und seine Söhne. Das Thing verlief ruhig.

Jetzt ist da fortzufahren, daß Hallgerd den Knecht Melkolf ins Gespräch nahm: „Für dich hab ich eine Botenfahrt", sagte sie, „du gehst mir nach Hofkirchen." — „Was soll ich dort?" fragte er. „Du stiehlst dort Eßvorräte, zwei Pferde voll: du nimmst Butter und Käse; aber im Schuppen legst du Feuer an, dann werden alle glauben, es sei aus Unachtsamkeit geschehen, und niemand wird glauben, es sei gestohlen worden." Der Knecht sagte: „Ein schlechter Kerl bin ich gewesen, aber noch nie ein Dieb." — „Was man nicht hört!" sagte sie, „du machst dich kostbar, wo du doch ein Dieb und ein Mordbube gewesen bist! Untersteh dich, nicht hinzugehn:

dann laß ich dich erschlagen!" Er wußte wohl, daß sie das tun würde, wenn er nicht ginge. So nahm er zwei Pferde, legte ihnen Packsättel auf und zog nach Hofkirchen. Der Hund bellte nicht, er kannte ihn und sprang ihm entgegen. Darauf ging er zum Schuppen und bepackte zwei Pferde mit Eßware, verbrannte den Schuppen und erschlug den Hund. Er zog an der Krummach hinauf, da riß ihm der Schuhnestel, er nahm ein Messer und flickte dran; Messer und Gürtel ließ er liegen. Er zog weiter, bis er nach Haldenende kam: da vermißte er das Messer und getraute sich nicht zurückzugehn. Er übergab nun der Hallgerd die Eßware. Sie äußerte ihre Freude.

Am Morgen, als die Leute in Hofkirchen vors Haus kamen, sahen sie dort den schweren Schaden. Da wurde einer aufs Thing geschickt, es dem Otkel zu melden. Er nahm den Schaden gefaßt auf und sagte, das sei wohl schuld gewesen, daß die Küche an den Schuppen anstieß. Da waren alle dieser Meinung.

Nun ritt man vom Thing nach Hause, und viele ritten nach Haldenende. Hallgerd setzte das Essen auf den Tisch, und es gab Käse und Butter. Dem Gunnar kam dieses Essen unerwartet, und er fragte Hallgerd, woher es stamme. „Woher immer, du kannst ruhig davon essen", sagte sie; „es ist überhaupt nicht Männersache, für die Speisekammer zu sorgen." Gunnar wurde zornig und sagte: „Das wäre schlimm, wenn ich Diebshehler bin!" und gab ihr eine Maulschelle. Sie sagte, an diese Schelle wolle sie denken und sie ihm heimzahlen, wenn sie könne. Dann ging sie hinaus und er mit ihr, und es wurde nun alles abgetragen und Fleisch aufgesetzt, und alle meinten, daß dies als bessere Bewirtung gelte. Die Thingleute zogen nun davon.

Otkel beschimpft Gunnar

Es war ein Mann namens Runolf. Er hatte seine Wirtschaft in Tal östlich vom Waldstrom. Er kehrte bei Otkel ein, als er vom Thing zurückritt. Otkel schenkte ihm einen schwarzen Ochsen, einen neunjährigen. Runolf dankte ihm für das Geschenk und lud ihn zu sich ein, wann er kommen wolle. Otkel ließ diese Einladung ein Weile anstehn, ohne ihr zu folgen. Runolf schickte oft Leute zu ihm und mahnte ihn, er solle doch kommen, und er versprach es immer.

Otkel besaß zwei Pferde, falb mit dunklem Rückenstreif: das waren die besten Reitpferde in der Gegend und so anhänglich zueinander, daß eines dem andern nachlief.

Bei Otkel war ein Norweger in Quartier namens Audolf. Der faßte Neigung zu Signy, der Tochter Otkels. Audolf war ein hochgewachsener und starker Mann.

Im Frühjahr begab es sich, daß Otkel erklärte, sie wollten nach Tal hinüber reiten zu der Einladung, und alle äußerten ihre Freude. Mit Otkel zogen seine zwei Brüder und Skamkel, Audolf und drei andere. Otkel ritt den einen Falben, und der andere lief ledig daneben. Sie nahmen die Richtung zum Waldstrom. Otkel sprengte eben voran, da wurden die Pferde beide scheu und rannten vom Wege aufwärts gegen die Stromhalde; Otkel ritt jetzt schärfer als ihm lieb war.

Gunnar war allein von seinem Hof aufgebrochen und trug eine Kornschwinge in der einen Hand, in der andern seine Handaxt. Er ging auf sein Saatfeld und säte dort das Korn und hatte seinen Tuchmantel neben sich hingelegt und die Axt und säte nun das Korn eine Zeitlang.

Jetzt ist von Otkel zu berichten, daß er schärfer ritt als ihm lieb war: er hatte Sporen an den Füßen und sprengte hinauf über das Saatfeld hin, und keiner von beiden sah den andern. Und wie Gunnar sich eben aufrichtete, ritt Otkel ihn an und stieß mit dem Sporn an Gunnars Ohr und ritzte ihm eine große Schramme, und es blutete sogleich stark. Eben kamen Otkels Begleiter geritten. „Ihr alle könnt sehen", sagte Gunnar, „daß ich von dir blute! Das heißt unziemlich gehandelt." Skamkel sagte höhnisch: „Tapfer nimmst du's auf!" Gunnar sagte: „Treffen wir uns das nächstemal, dann bekommst du die Hellebarde zu sehen!" Damit trennten sie sich. Skamkel schrie laut hinaus: „Das ist scharf geritten, ihr Burschen!"

Gunnar ging nach Haus und erwähnte's vor keinem Menschen, und niemand dachte, daß daran Leute schuld seien.

Einmal begab es sich, daß er es seinem Bruder Kolskegg erzählte. Kolskegg sagte: „Das mußt du noch anderen erzählen, damit es nicht heißt, du gebest einem Toten Schuld; denn man wird dir's abstreiten, wenn nicht schon vorher Zeugen wissen, was zwischen euch vorgegangen ist." Gunnar erzählte's seinen Nachbarn, und es gab anfangs wenig Gerede darüber.

Otkel kam nach Tal hinauf, sie wurden dort gut aufgenommen und saßen dort eine Woche. Otkel erzählte dem Runolf alles, was es zwischen ihm und Gunnar gegeben hatte. Einem fiel es ein, danach zu fragen, wie Gunnar es aufnahm. Skamkel sagte: „Wär's kein Hochgeborener, dann hieße es, er habe geweint!" — „Das sind böse Worte", sagte Runolf, „und du wirst davon erzählen können, wenn ihr euch das nächstemal trefft, daß die Weinstimme heraus ist aus seinem Wesen. Es wäre nur gut, wenn deine Bosheit nicht bessere Männer zu entgelten hätten! Mir scheint's nun aber ratsam, daß ich mit euch gehe, wenn ihr nach Hause wollt, denn mir wird Gunnar nichts zuleid tun." — „Das möchte ich nicht", sagte Otkel: „ich werde weiter unten über den Strom reiten."

Runolf machte ihm schöne Geschenke und sagte, sie würden sich nicht wiedersehen. Otkel sagte, dann möge er seinen Sohn nicht vergessen, wenn es so käme.

Gunnars Rache

Jetzt ist dort in Haldenende fortzufahren: daß Gunnar vor dem Hause war und seinen Hirten auf die Hofmauer zusprengen sah. Der Hirte ritt in den Hofplatz herein. Gunnar sagte: „Warum reitest du so scharf?" — „Ich wollte dir treu ergeben sein: ich sah Männer am Waldstrom herunterreiten, ihrer achte, und vier waren in farbigen Kleidern." Gunnar sagte: „Das wird Otkel sein." Der Hirte sagte: „Von Skamkel hab ich oft viele kränkende Reden gehört: droben in Tal sagte Skamkel nämlich, du habest geweint, als sie dich anritten. Deshalb hab ich dir's erzählt, weil ich's nicht leiden kann, diese Reden der schlechten Menschen!" — „Seien wir nicht empfindlich gegen Worte!" sagte Gunnar; „aber von jetzt ab mußt du nur arbeiten, was du gern tust." — „Soll ich etwa deinem Bruder Kolskegg berichten?" — „Leg dich schlafen", sagte Gunnar: „dem Kolskegg will ich berichten." Der Bursch legte sich hin und schlief sogleich ein.

Gunnar nahm des Hirten Pferd und legte den eignen Sattel drauf. Er nahm seinen Schild und gürtete sich das Schwert Ölwirsgabe um, setzte sich den Helm auf den Kopf und nahm die Hellebarde: in ihr tönte es laut, und Rannweig, seine Mutter, hörte es, sie kam heraus und sagte: „Zornmütig siehst du aus, Sohn: so hab ich dich bisher nie gesehen!" Gunnar trat vors Haus, stach die Hellebarde ein und warf sich in den Sattel und ritt davon. Rannweig trat in die Stube; dort war Lärm und Gelächter. „Bei euch geht's laut zu", sagte sie, „aber lauter noch klang die Hellebarde, als Gunnar hinaustrat." Kolskegg hörte das und sagte: „Das wird schon etwas zu bedeuten haben!" — „So ist's recht!" sagte Hallgerd, „jetzt werden sie's erproben, ob er ihnen weinend davonläuft." Kolskegg nahm seine Waffen und ging nach einem Pferd und ritt hinterdrein, was er konnte. Gunnar ritt quer über die Ackerzunge und dann nach Gangstrunken und von dort zur Krummach und hinunter zur Furt. Dort waren Weiber in einem Pferch. Gunnar sprang von seinem Pferd und band es an.

Da kamen jene angeritten. Auf dem Pfade neben der Furt waren Tuffplatten. Gunnar sagte zu ihnen: „Jetzt heißt's sich wehren: hier ist nun die Hellebarde! Nun mögt ihr auch erproben, ob ihr mich weinen machen könnt!" Da sprangen sie alle vom Sattel und griffen Gunnar an. Hallbjörn war zuvorderst. „Greif du nicht an!" sagte Gunnar: „dir zuletzt möcht ich etwas tun; aber ich werde keinen schonen, wenn ich mich meiner Haut wehren muß." — „Das hilft hier nichts", sagte Hallbjörn: „wirst du doch meinen Bruder erschlagen wollen: das ist eine Schande, wenn ich zuschaue!" Und er stach mit beiden Händen nach Gunnar mit einem großen Speere. Gunnar schob rasch den Schild davor, aber Hallbjörn durchbohrte den Schild. Gunnar stieß den Schild so fest nach unten, daß er in der Erde fest stak, und griff zum Schwerte so schnell wie der Blitz und führte einen Hieb damit, und es traf Hallbjörn auf den Arm über dem Handgelenk, so daß die Hand ab war. Skamkel sprang hinter Gunnar und hieb nach ihm mit einer großen Axt. Gunnar drehte sich schnell gegen ihn und schlug mit der Hellebarde dawider: es kam in die Kehle der Axt, und sie stob aus seiner Hand in die Krummach hinaus. Gunnar stach ein zweites Mal mit der Hellebarde und durch Skamkel hindurch und schwang ihn empor und schleuderte ihn köpflings auf den Lehmpfad.

Audolf griff einen Speer auf und schoß nach Gunnar. Gunnar faßte den Speer im Fluge und schoß ihn sogleich zurück: er flog durch den Schild und den Norweger und in den Boden hinein. Otkel hieb mit dem Schwerte nach Gunnar und zielte auf das Bein unterm Knie. Gunnar sprang in die Höhe, und er verfehlte ihn. Gunnar stach mit der Hellebarde nach ihm und durch ihn durch.

Jetzt kam Kolskegg herzu und sprang sogleich auf Hallkel los und gab ihm den Todeshieb mit dem Kurzschwert. Alle acht erschlugen sie. Eines der Weiber sah's und lief zum Hofe, berichtete dem Mörd, Gunnars Vetter, und sagte, er solle sie trennen. „Es werden nur solche sein", sagte er, „die sich meinethalb ruhig totschlagen können." — „Das wird nicht deine Meinung sein", sagte sie: „gewiß sind es Gunnar und Otkel." — „Immerfort hast du zu schwatzen, du Aas!" sagte er und blieb drinnen liegen, während sie kämpften.

Gunnar machte sich auf den Heimritt, und Kolskegg, nach diesen Taten: sie ritten scharf an dem Sandufer hinauf, es warf den Gunnar aus dem Sattel, und er kam auf seine Füße zu stehn. Kolskegg sagte: „Das ist scharf geritten, Bruder!" — „Eben damit höhnte mich Skamkel, als ich gesagt hatte: ihr reitet mich an!" — „Jetzt hast du das gerächt", sagte Kolskegg. „Was weiß ich", sagte Gunnar, „ob ich darum weniger tapfer bin als andre, weil ich mich schwerer als andre entschließe, Leute totzuschlagen!"

Neue Anschläge gegen Gunnar

Es war ein Mann namens Starkad. Er war verheiratet, seine Frau hieß Hallbera. Die Söhne Starkads und der Hallbera waren Thorgeir und Börk und Thorkel. Es waren gar übermütige Männer, trotzig und unfügsam; sie drückten auf die Leute in der Gegend.

Thorgeir, der Sohn Otkels, wurde ein großer und starker Mann, ehrlich und ohne Falsch, etwas leicht bestimmbar. Er war gern gesehen bei den Vornehmen und beliebt bei seinen Verwandten.

Einmal zog Thorgeir nach Hofkirchen zu seinem Namensvetter Thorgeir, Starkads Sohn. Sie traten zum Gespräch beiseite und redeten leise zusammen den ganzen Tag. Zum Schluß aber schenkte Thorgeir Starkadssohn seinem Namensvetter einen goldverzierten Speer und ritt dann nach Hause. Sie schlossen wärmste Freundschaft untereinander.

Es verstrich ein Jahr. Die beiden Namensvettern trafen sich immerzu, und es stand sehr zärtlich zwischen ihnen. Kolskegg sagte zu Gunnar: „Ich höre, daß zwischen den zwei Namensvettern dicke Freundschaft besteht, und viele reden davon, es sei ihnen nicht recht zu trauen. Ich möchte, du wärest auf deiner Hut." — „Mich wird das Todeslos treffen", sagte Gunnar, „wo ich auch weile, wenn mir dies verhängt ist." Damit brachen sie das Gespräch ab.

Kurz darauf trafen sich die beiden Namensvettern mit Mörd Walgardssohn, der seine Wirtschaft in Hof im Krummachlande hatte. Er war ränkesüchtig und bösartig und ein Neider Gunnars von Haldenende. Er war reich begütert an Habe, doch wenig beliebt. Thorgeir Otkelssohn bat ihn, er solle einen neuen Anschlag gegen Gunnar finden. Mörd sagte, das solle geschehen.

Nun wurde es Sommer, und wieder kam's gar oft zu den heimlichen Zusammenkünften der beiden. Thorgeir von Dreihorn und Mörd trafen sich beständig und berieten einen Überfall auf Gunnar, wenn er nach den Inseln hinabreite, um nach der Arbeit seiner Knechte zu sehen.

Eines Tages wurde Mörd gewahr, wie Gunnar nach den Inseln hinabritt, und schickte nach dem Hof Dreihorn, dem Thorgeir zu melden, nun habe man beste Aussicht, es mit dem Überfall auf Gunnar zu versuchen. Sie ließen sich's nicht zweimal sagen und brachen auf ihrer zwölfe; aber als sie nach Hofkirchen kamen, da waren dort auch schon zwölf Mann. Da machten sie aus, zur Krummach hinunter zu reiten und dort dem Gunnar aufzulauern.

Neuer Kampf an der Krummach

Als aber Gunnar von den Inseln zurückritt, ritt Kolskegg mit ihm. Gunnar hatte seinen Bogen und Pfeile und die Hellebarde; Kolskegg hatte sein Kurzschwert und volle Bewaffnung.

Dies trug sich zu, als Gunnar und sein Bruder gegen die Krummach hinaufritten, daß die Hellebarde ganz blutig wurde. Kolskegg fragte, was das wohl bedeute. Gunnar antwortete, wenn sich so etwas zutrage, das nenne man in andern Ländern Blutregen, „und mir sagte Bauer Ölwir, das deute voraus auf große Treffen".

Darauf ritten sie weiter, bis sie die Männer am Flusse sitzen sahen, und ihre Pferde hatten sie angebunden. Gunnar sagte: „Ein Hinterhalt ist's!" Kolskegg antwortete: „Schon lange ist ihnen nicht zu trauen gewesen. Aber was ist jetzt anzufangen?" — „Hinaufsprengen wollen wir, an ihnen vorbei", sagte Gunnar, „zur Furt und uns dort zur Wehr setzen." Die anderen sahen das und wandten sich sogleich gegen sie. Gunnar spannte den Bogen, nahm die Pfeile und schüttete sie vor sich aus und schoß, sobald sie in Schußweite kamen. Damit verwundete Gunnar sehr viele und tötete einige.

Da sagte Thorgeir Otkelssohn: „So richten wir nichts aus. Rücken wir scharf vor!" So taten sie. Zuvorderst schritt Önund der Schöne, ein Vetter Thorgeirs. Gunnar schoß die Hellebarde auf ihn, und sie drang in den Schild, und der barst in zwei Stücke, aber die Hellebarde durchrannte den Önund. Ögmund Filzhaar sprang Gunnar in den Rücken: Kolskegg sah das und hieb ihm beide Füße weg und stieß ihn in die Krummach hinaus, und er ertrank sogleich. Nun wurde's ein scharfer Kampf. Gunnar hieb mit der einen Hand und stach mit der andern. Kolskegg erschlug einen nach dem andern und verwundete viele. Thorgeir Otkelssohn sprang auf Gunnar los in großem Zorn und durchbohrte seinen Schild samt seinem Arme. Gunnar drehte den Schild so heftig, daß der Speer in der Tülle abbrach. Gunnar sah, wie ein zweiter in Hiebweite gekommen war, und gab ihm den Todesstreich. Hernach faßte er die Hellebarde mit beiden Händen. Eben war Thorgeir Otkelssohn in seine Nähe gekommen mit geschwungenem Schwerte. Gunnar wandte sich ihm schnell zu in großem Zorn und trieb ihm die Hellebarde durch den Leib, schwang ihn empor und schmiß ihn in die Krummach hinaus; und es trieb ihn auf die Furt hinab, und dort blieb er an einem Stein hängen; dort heißt es seither Thorgeirsfurt.

Thorgeir Starkadssohn sagte: „Fliehen wir jetzt! Sieg wird uns nicht bestimmt sein nach alledem!" Da wandten sich alle davon. „Jagen wir ihnen nach!" sagte Kolskegg, „und nimm du Bogen und Pfeile: du kannst noch in Schußweite kommen von Thorgeir Starkadssohn." Gunnar antwortete: „Die Geldbeutel werden sich schon leeren, bis daß sie gebüßt sind, die hier tot liegen!" — „An Geld wird's dir nicht fehlen", sagte Kolskegg, „aber Thorgeir wird nicht eher ruhen, als bis er dir den Tod rät." — „Mir muß mehr als einer seinesgleichen den Weg vertreten, eh ich sie fürchte!" sagte Gunnar.

Darauf ritten sie nach Haus und erzählten die Neuigkeit. Hallgerd hieß die Neuigkeit willkommen und lobte die Tat sehr. Rannweig sagte: „Mag sein, daß die Tat gut ist; aber mir schwant Schlimmeres, als daß ich glauben kann, sie bringe Gutes."

Gunnars Ächtung

Diese Neuigkeit sprach sich weit herum, und Thorgeirs Tod beklagten viele. Gizur der Weiße und die Seinen ritten zur Stelle und machten die Totschläge kund und beriefen die Nachbarn ans Thing. Dann ritten sie zurück.

Njal und Gunnar kamen zusammen und redeten über den Kampf. Da sagte Njal zu Gunnar: „Sei nun auf deiner Hut: jetzt hast du den zweiten Totschlag begangen in derselben Geschlechtslinie. Richte dich nun darauf ein, daß dein Leben auf dem Spiel steht, wenn du den Vertrag nicht hältst, der geschlossen wird." — „In nichts denk ich ihn zu übertreten", sagte Gunnar; „aber euern Beistand auf dem Thing werd ich nötig haben." Njal antwortete: „Meine Treue gegen dich will ich halten bis zu meinem Todestag." Dann ritt Gunnar nach Haus.

Das Thing kam nun heran, und beide Teile waren eifrig Mannschaft. Man sprach sehr viel darüber auf dem Thing, wie dieser Handel enden werde.

Als das Gericht zusammentrat, brachte Gizur seine Klage vor. Da griff Njal ein und schlug einen Vergleich vor. Viele Häuptlinge schlossen sich der Bitte um Vergleich an, und man erreichte es, daß zwölf Männer den Spruch tun sollten. Da traten beide Teile vor und sicherten sich diesen Vergleich zu. Hernach wurde der Spruch gefällt und die Geldzahlung bestimmt, und es sollte alles sogleich auf dem Thing entrichtet werden, aber Gunnar sollte außer Landes ziehen, und Kolskegg, und drei Jahre fort sein. Aber wenn Gunnar nicht außer Landes zöge und hätte doch Gelegenheit, dann sollte er erschlagbar sein für die Verwandten des Getöteten.

Gunnar ließ sich nichts anmerken, daß er mit dem Vergleich nicht zufrieden sei.

Gunnar fragte Njal nach dem Gelde, das er ihm in Verwahrung gegeben hatte. Njal hatte zu dem Geld die Zinsen geschlagen und entrichtete nun die ganze Summe, und sie deckte sich mit dem, was Gunnar für sich zu bezahlen hatte.

Nun ritten die Leute nach Hause. Njal und Gunnar ritten miteinander vom Thing. Da sagte Njal zu Gunnar: „Sei so gut, Kamerad, und halt diesen Vergleich! Du wirst zurückkehren, geachtet und hochgeschätzt und ein alter Mann werden, und niemand hier wird dir dann auf die Hacken treten. Ziehst du aber nicht außer Landes und brichst deinen Vertrag, dann wirst du hier im Lande erschlagen werden, und das ist eine schlimme Aussicht für die, die deine Freunde sind.“ Gunnar sagte, er habe nicht vor, den Vertrag zu brechen.

Gunnar ließ die Ware von sich und Kolskegg zum Schiff schaffen, und als Gunnars ganzes Reisegut zum Schiff gebracht und das Schiff fast fertig war, da ritt Gunnar nach Bergthorsbühl und den andern Höfen, um die Leute zu besuchen, und dankte für den Beistand allen, die ihm beigestanden hatten. Tags darauf machte er sich fertig zum Schiff und sagte nun dem ganzen Hausvolk, er reite jetzt ab endgültig; und den Leuten fiel das schwer, doch rechneten sie auf sein Kommen später. Gunnar umarmte alle zum Abschied, als er fertig war. Die Leute gingen alle mit ihm vors Haus. Er stach die Hellebarde ein und sprang mit einem Satz in den Sattel und ritt mit Kolskegg davon.

Sie ritten auf den Waldstrom zu. Da strauchelte Gunnars Pferd, und er sprang aus dem Sattel: sein Blick fiel aufwärts auf die Halde und das Gehöft in Haldenende, und er sagte: „Wie schön ist die Halde! Noch nie ist sie mir so schön vorgekommen: die gelben Äcker und die gemähten Wiesen: — ich reite wieder heim und reise nicht!“ — „Tu deinen Feinden das nicht zu Gefallen“, sagte Kolskegg, „daß du deinen Vertrag brichst! Denn von dir würde das niemand denken; und du wirst dir denken können, daß alles so kommen wird, wie Njal gesagt hat.“ — „Nein, ich reise nicht“, sagte Gunnar, „und ich möchte, du tätest ebenso.“ — „Das wird nicht geschehen“, sagte Kolskegg: „weder hierin will ich zum Schurken werden noch in anderm, worin man auf mich baut. Das ist das einzige, was uns beide trennen kann. Sag denn meinen Verwandten und meiner Mutter, daß ich Island nicht wiederzusehen denke; denn ich werde von deinem Hingang hören, Bruder, und dann treibt mich nichts zur Rückkehr.“

Damit trennten sie sich. Gunnar ritt nach Haldenende zurück, aber Kolskegg ritt zum Schiff und fuhr außer Landes. Hallgerd freute sich, als Gunnar zurückkam.

Auf dem Thing im nächsten Sommer machte Gizur seine Ächtung kund auf dem Gesetzesfelsen. Und eh man das Thing auflöste, entbot Gizur alle Feinde Gunnars in die Allmännerschlucht: Starkad vom Hofe Dreihorn und seinen Sohn Thorgeir, Mörd und Walgard den Grauen, den Goden Geir und viele andere Männer. Sie beschlossen den Angriff auf Gunnar und gaben sich die Hände drauf und setzten Ächtung darauf, wenn einer ausschiede. Mörd sollte auskundschaften, wann es die beste Gelegenheit gebe.

Gunnars Tod

Im Herbst schickte Mörd Walgardssohn Nachricht, Gunnar werde allein zu Haus sein, und das Hausvolk werde alles drunten auf den Inseln sein, um die Heuernte zu beenden. Gizur der Weiße und der Gode Geir ritten ostwärts über die Flüsse, sobald sie das erfuhren, und weiter über die Sande nach Hof. Dann schickten sie Nachricht an Starkad im Hof Dreihorn, und dort trafen sich alle, die gegen Gunnar ziehen sollten, und berieten, wie man vorgehn solle. Mörd sagte, sie würden Gunnar nicht überraschen können, wenn sie nicht den Bauer vom nächsten Hofe griffen, der Thorkel hieß, und zwängen ihn zum Mitgehn, daß er Gunnars Hund Sam griffe, und zwar sollte er allein zum Hofe gehn.

Darauf zogen sie hinüber nach Haldenende, aber schickten nach Thorkel: man nahm ihn fest und ließ ihm die Wahl: entweder würden sie ihn erschlagen, oder er solle den Hund greifen. Aber er zog vor, sein Leben zu lösen, und ging mit ihnen.

Im Hof Haldenende waren Gänge oberhalb der Hofmauer: dort saßen sie ab mit dem Haufen. Bauer Thorkel ging zum Gehöft, und der Rüde lag auf den Dächern droben, und er lockte den Rüden mit sich fort in die Hohlwege. In dem Augenblick sah der Hund, daß da Männer standen, und sprang an Thorkel auf und packte ihn an der Weiche. Önund aus Trollenwald trieb dem Hund die Axt in den Kopf, so daß sie bis ins Hirn drang: der Hund heulte dazu so laut, daß es ihnen ganz beispiellos erscheinen wollte.

Gunnar erwachte im Schlafsaal und sagte: „Dir ist böse mitgespielt, Freund Sam, und wer weiß, die Meinung ist, ich solle dir bald nach!“

Gunnars Schlafsaal war ganz aus Holz gebaut und hatte ein Plankendach und Gucklöcher an den Seitenfirsten mit Deckeln davor. Gunnar schlief in einer Kammer des Schlafsaals mit Hallgerd und seiner Mutter. Als sie dort herankamen, wußten sie nicht, ob Gunnar wohl daheim sei, und baten, jemand möge zum Hof vorausgehn und nachsehn, was er ermittle; sie aber setzten sich an die Erde. Der Norweger Thorgrim stieg auf den Schlafsaal hinauf. Gunnar sah, daß ein roter Rock vors Fenster kam, und stach mit der Hellebarde hinaus mitten auf den Mann. Dem Thorgrim glitten die Füße aus, er ließ den Schild los und stürzte vom Dach hinunter. Er ging alsdann auf Gizurs Schar zu. Gizur sah nach ihm hin und sagte: „Nun, ist Gunnar zu Haus?“ Thorgrim sagte: „Da seht selbst nach — aber soviel merkte ich, daß seine Hellebarde zu Haus war!“ Damit fiel er tot hin.

Sie gingen nun gegen die Gebäude vor. Gunnar schoß mit Pfeilen auf sie heraus und wehrte sich brav, und sie richteten nichts aus. Da sprangen ein paar auf das Dach und wollten von dort angreifen. Gunnar erreichte sie auch dort mit den Pfeilen, und sie richteten nichts aus; und so ging's eine ganze Weile.

Sie ruhten aus und gingen dann zum zweitenmal vor. Gunnar schoß wieder heraus, und sie richteten nichts aus und zogen sich zum zweitenmal zurück. Dann

sagte Gizur der Weiße: „Gehn wir besser vor! Mit uns ist nichts los.“ Da machten sie den dritten Ansturm und waren lange dabei; darauf zogen sie sich zurück.

Gunnar sagte: „Draußen auf der Wand liegt ein Pfeil: das ist einer von ihren Pfeilen, den will ich auf sie abschießen; es ist eine Schande für sie, wenn ihnen die eignen Waffen schaden.“ Seine Mutter sagte: „Tu das nicht, sie aufscheuchen, wo sie sich schon davongemacht haben!“ Gunnar langte nach dem Pfeil und schoß ihn auf sie, es traf den Eilif Önundssohn und brachte ihm eine schwere Wunde bei. Er hatte abseits gestanden, und sie merkten nicht, daß er verwundet war. „Dort kam eine Hand heraus“, sagte Gizur, „und es war ein goldner Ring dran, und sie nahm einen Pfeil, der auf dem Dach lag; und man würde nicht draußen nach Vorrat suchen, wenn drinnen genug wäre: greifen wir nun an!“ Es lagen Stricke an der Erde, die brauchte man immer zum Verspannen der Gebäude. Mörd sagte: „Nehmen wir die Stricke und schlingen sie um die Firstenden, aber mit dem andern Ende befestigen wir sie an Steine, und setzen wir Windebalken an und winden das Dach von der Halle!“ Sie nahmen die Stricke und befolgten dieses ganze Verfahren, und eh sich's Gunnar versah, hatten sie das Dach von der Halle gewunden.

In diesem Augenblick sprang Thorbrand Thorleiksson auf das Dach hinauf und hieb Gunnars Bogensehne entzwei. Gunnar faßte die Hellebarde mit beiden Händen, kehrte sich schnell ihm zu und trieb sie ihm durch den Leib und warf ihn aufs Feld hinab. Da sprang Asbrand, sein Bruder, hinauf. Gunnar stach nach ihm mit der Hellebarde, und er brachte den Schild vor sich: die Hellebarde fuhr durch den Schild und zwischen Ober- und Unterarm durch. Da drehte Gunnar die Hellebarde so heftig, daß der Schild barst und beide Armknochen brachen, und er fiel von der Wand hinab. Vorher schon hatte Gunnar achte verwundet, aber getötet diese zwei.

Da bekam Gunnar auch zwei Wunden — und es sagten dies alle, er habe sich weder an die Wunden noch den Tod gekehrt. Er sprach zu Hallgerd: „Gib mir zwei Locken von deinem Haar, und flechtet sie zusammen, du und Mutter, zu einer Bogensehne für mich!“ — „Liegt dir etwas dran?“ fragte sie. „Mein Leben liegt dran“, sagte er; „denn sie werden mich nicht unterkriegen, solang ich den Bogen brauchen kann.“ — „So will ich dir nun“, sagte sie, „an die Maulschelle denken; und mich kümmert's nicht, ob du dich länger wehrst oder kürzer.“ — „Jeder hat *seinen* Anspruch auf Berühmtheit“, sagte Gunnar, „und du sollst nicht lange hierum gebeten sein.“ Rannweig sagte: „Schlecht handelst du, und deine Schande wird lange leben!“

Gunnar wehrte sich wacker und heldenhaft und brachte noch weiteren acht Mann so schwere Wunden bei, daß mancher dem Tod nah kam. Gunnar wehrte sich, bis er vor Müdigkeit hinfiel. Sie brachten ihm viele schwere Wunden bei, und doch entkam er noch einmal ihren Händen und wehrte sich lange. Endlich jedoch schlugen sie ihn tot. Von seinem Kampf haben die Skalden gesungen.

Wie es sich gegen die Njalssöhne wandte

Nach Gunnars Tode entstanden zwischen den Njalssöhnen und dem Geschlecht der Sigfussöhne Streitigkeiten. Hallgerd hetzte gegen Njal und seine Söhne.

Nicht lange darauf trafen die beiden Scharen aufeinander. Der Markarfluß war zwischen ihnen; er war an dieser Stelle nicht ganz zugefroren. Die Njalssöhne liefen auf eine Stelle zu, an welcher der Fluß überschreitbar war.

Thrain Sigfussohn sagte: „Was wollen sie? sie sind fünf und wir acht!“ Er nahm den Helm vom Haupte.

Indem geschah es, daß Skarphedins Schuhriemen sprang und er zurückbleiben mußte.

„Was weilt dich, Skarphedin?“ frug Grim, sein Bruder.

„Ich binde meinen Schuhriemen!“

„Vorwärts!“ rief Kari, ihr Schwager, „mir deucht, er wird nicht später da sein als wir!“

Sie liefen gewaltig vorwärts auf die Übergangsstelle zu.

Skarphedin sprang auf, sobald er fertig war. Er hatte die Axt hoch geschwungen und lief gerade auf den offenen Fluß los. Der war da tief und weithin unüberschreitbar. Ein starker Streifen Eis lief auf beiden Seiten des Flusses entlang. Es war so glatt wie Glas. Thrain stand mit den Seinen mitten auf dem Eisstreifen auf der anderen Seite. Skarphedin hob sich und sprang über den Fluß hinweg vom einen Eis aufs andere. Er hielt sich nicht auf, sondern fuhr mit geschlossenen Füßen vorwärts.

Das Eis war sehr glatt, und er fuhr so schnell wie ein Vogel fliegt.

Thrain wollte den Helm aufsetzen. In dem Augenblick war Skarphedin vor ihnen und hieb ihm die Axt ins Haupt, daß es bis auf die Zähne auseinanderklob und die Zähne auf das Eis rollten.

Sie erschlugen noch mehrere; aber Grani Gunnarssohn und seinen Freund Gunnar Lambissohn fing Skarphedin lebendig.

Er sagte: „Gefangen habe ich da zwei junge Hunde, was soll ich mit ihnen machen?“

„Du kannst sie alle beide totschlagen, wenn du willst!“ sagte sein Bruder Helgi.

„Ich fürchte mich nicht vor ihnen!“ sagte Skarphedin und ließ sie laufen.

Njal gelang es, einen Vergleich für seine Söhne zu schließen. Darüber hinaus erreichte er, daß man Höskuld, den jungen Sohn Thrains, in seine Hände gab. Er verwandte sehr viel Sorgfalt und Liebe auf seine Erziehung; und als der Knabe herangewachsen war, warb Njal für ihn um eine vornehme Frau, Hildigunn, die Bruderstochter des mächtigen Häuptlings Flosi Thordssohn.

Er setzte durch, daß Höskuld ein Godord errichten konnte, das ist eine Priester- und Häuptlingschaft.

Um diese Zeit kam das Christentum nach Island. Njal lobte das, was er von ihm hörte, und man erzählt, daß er viel einsam ging in dieser Zeit und vor sich hinmurmelte. Er gehörte zu den ersten, die sich taufen ließen.

Bald darauf wurde der neue Glaube auf dem Allthing gesetzlich eingeführt. —

Mit Höskulds neuer Häuptlingschaft war der Gode Mörd übel zufrieden. Er fand, daß sie seinen Einfluß verringerte. Es gelang ihm, sich an die Njalssöhne anzuschmeicheln und ihnen einzureden, der junge Gode trachte ihnen nach dem Leben. Sie glaubten ihm zuletzt und erschlugen Höskuld Thrainssohn.

Diese Tat erweckte gewaltigen Haß gegen sie. Am meisten mißbilligte sie Njal. Aber er wollte sein Schicksal trotzdem nicht von dem Schicksal seiner Söhne trennen.

Flosi Thordssohn hatte die Verfolgung des Totschlags. Als er hörte, daß Njal selbst die Tat seiner Söhne verurteilte, wurde er geneigt, auf eine unblutige Sühne einzugehen. Auf dem Ritt zum Thinge kehrte er bei Hildigunn, seiner Bruderstochter, der Witwe des Erschlagenen, ein.

Wie Flosi mit Hildigunn redete

Hildigunn stand draußen und sagte: „Nun sollen alle meine Leute vor dem Hause sein, wenn Flosi in die Umwallung reitet, die Weiber aber sollen das Haus scheuern und zelten und Flosi den Hochsitz bereiten."

Bald darauf ritt Flosi auf den Grasplatz; Hildigunn ging ihm entgegen und sagte: „Glück und Heil dir, Gesippe! Nun ist mein Herz froh geworden, da du kommst!"

„Hier wollen wir das Frühmahl einnehmen", sagte Flosi, „und dann weiterreiten."

Flosi trat in die Stube und wollte sich setzen. Er warf den Hochsitz auf die Bank hinunter und sagte: „Ich bin weder Jarl noch König; es ist nicht not, mir einen Hochsitz zu bauen und mich zu verhöhnen!"

Hildigunn stand dabei und sagte: „Es ist schade, wenn dir das mißfällt, denn wir taten es aus aufrichtigem Herzen!"

Flosi entgegnete: „Ist dein Herz aufrichtig gegen mich, so wird es sich selbst loben, wenn es gut ist, und tadeln, wenn es böse ist."

Hildigunn lachte kalt auf und sagte: „Noch sind wir nicht am Ende. Wir werden noch mehr miteinander zu tun haben, bevor wir zum Schluß kommen."

Sie setzte sich neben Flosi nieder, und sie sprachen lange Zeit leise miteinander. Darauf wurden die Tische aufgeschlagen und das Essen gebracht. —

Inzwischen nahmen Flosi und seine Leute das Waschwasser. Flosi betrachtete das Handtuch; es war ganz zerrissen, Loch an Loch, und gebraucht von einem Ende bis zum anderen. Er warf es auf die Bank und verschmähte, sich daran abzutrocknen; er riß aber ein Stück vom Tischtuch und trocknete sich daran; dann warf er es seinen Mannen zu. Darauf setzte er sich zu Tisch und hieß die Mannen essen. —

Da trat Hildigunn in die Stube. Sie schritt auf Flosi zu; sie warf das Haar aus den Augen und weinte.

Flosi sagte: „Schwer ist dir ums Herz, daß du weinest, Nichte, doch ist es gut, daß du um einen guten Mann weinest."

„Welche Hilfe werde ich in Wort und Tat von dir haben?" fragte sie.

Er sagte: „Ich werde diese Sache ganz nach dem Gesetz durchfechten, oder zu einem Vergleiche helfen, den gute Männer ehrenvoll nennen in allen Stücken."

Sie sagte: „Höskuld würde dich rächen, wenn du erschlagen lägest, und er hinter dir zu handeln hätte!"

„Es mangelt dir nicht an Grausamkeit", antwortete Flosi, „es ist zu sehen, worauf du hinauswillst!"

Hildigunn sagte: „Geringeres hatte Arnor Örnolfssohn wider Thord den Freysgoden, deinen Vater, gefehlt, als deine Brüder ihn erschlugen." —

Sie ging nach vorn in den Saal und schloß ihre Lade auf; sie nahm den Mantel heraus, den Flosi dem Höskuld geschenkt hatte, und in dem er erschlagen war. Sie hatte ihn dort verwahrt in all seinem Blute. Sie ging mit dem Mantel in die Stube; sie schritt schweigend auf Flosi zu. Der war mit dem Essen fertig, und die Tische waren abgetragen. Hildigunn warf den Mantel über ihn, da rauschte das Blut rings um ihn her.

Sie sprach: „Diesen Mantel schenktest du ihm, Flosi, ich gebe ihn dir nun zurück; darin ward er erschlagen. So rufe ich Gott und gute Männer zu Zeugen, daß ich dich bei allen Kräften deines Christ, bei Manntum und Mannhaftigkeit, die du hast, beschwöre, daß du alle die Wunden rächest, die er trug, und jedermanns Neiding heißest, so du es nicht tust!"

Flosi riß den Mantel von sich; er drückte ihn ihr in den Schoß und sprach:

„Du bist das Verderben! Du willst, daß wir das auf uns nehmen, was für uns alle das schlimmste ist. Kalt sind Weiberräte!" Es erschütterte ihn so, daß sein Antlitz bald rot wie Blut und bald fahl wie Gras und bald blau wie Hel war.

Wie allerhand Zeichen geschahen

Ein Weib war auf dem Bergthorshügel, das war in mancherlei geheimer Kunst erfahren und sah in die Zukunft. Damals war sie schon sehr bejahrt, und die Njalssöhne nannten sie eine alte Schwätzerin; denn sie redete viel. Doch traf manches ein, was sie sagte.

Das war einen Tag, da geschah es, daß sie einen Knüppel in die Hand nahm und hinter das Haus zu einem Heuhaufen hinauf ging. Sie schlug auf den Heuhaufen ein und verwünschte ihn wegen seiner Nichtsnutzigkeit.

Skarphedin lachte dazu und fragte, weshalb sie über den Heuhaufen so erzürnt sei.

Das Weib sagte: „Diesen Heuhaufen wird man nehmen und in Brand setzen, wenn man Njal, den Hausherrn und Bergthora, meine Pflegemutter, verbrennt. Werft ihn ins Wasser", sagte sie, „oder brennt ihn so schnell als möglich auf."

„Das werden wir nicht tun", sagte Skarphedin, „denn es gibt genug andere Dinge zum Feueranzünden, wenn uns das verhängt ist, ob der Haufen da ist oder nicht!"

Den ganzen Sommer über schwatzte das Weib von dem Heuhaufen, daß man ihn hereinbringen solle, aber es unterblieb.

In der Herrentagsnacht, zwölf Wochen vor Winter, ging der Sohn eines Bonden jener Gegend aus dem Hause. Er hörte ein großes Krachen, so daß es ihn dünkte, als bebten Himmel und Erde. Er schaute nach dem Westhimmel zu und ihn dünkte, als sehe er dort einen feurigen Ring und im Ringe einen Mann auf grauem Pferde. Es trug ihn schnell vorüber, und er ritt hart. Er hatte einen lohenden Feuerbrand in der Hand. Er ritt so nahe, daß der Bondensohn ihn genau sehen konnte. Er war schwarz wie Pech. Er sprach mit starker Stimme diese Weise:

„Reit ich den Hengst
Mit reifiger Mähne,
Mit nassen Jotteln,
Den Übles zeugenden.
Feuer ist in Enden,
Gift ist in Mitten.
So ist's mit Flosis Rat,
Als rolle eine Kugel."

Da dünkte es den Bondensohn, daß er den Brand nach den Bergen ostwärts vor sich hinschleuderte, und es dünkte ihn, daß ein großes Feuer dort aufspringe, ihm entgegen, so daß er nach den Bergen zu alles in Feuer sah; und es dünkte ihn, als ritte der Mann ostwärts unter das Feuer und verschwinde dort.

Da ging er zu seinem Lager, und eine lange Ohnmacht umfing ihn. Als er sich wieder aufrichtete, fiel ihm all das wieder ein, das sich vor ihm zugetragen hatte,

und er erzählte es seinem Vater. Der schickte ihn zu einem weisen Mann, um ihn zu befragen. Er ritt hin und tat so. Der Mann sagte, er habe den Zauberritt gesehen; der gehe immer großen Ereignissen vorher.

Zwei Monate vor Winter begann Flosi zu rüsten. Er ließ alle, die ihm Hilfe in Rat und Tat verheißen hatten, zu sich kommen. Jeder von ihnen hatte zwei Pferde und gute Waffen mit. Sie kamen alle auf Flosis Gut Svinafell und blieben dort über Nacht. Flosi ließ sich früh am Morgen die Messe lesen. Darauf gingen sie zu Tisch. Er bestimmte, was ein jeder seiner Hausleute arbeiten sollte, solange er fort wäre. Darauf schritt er zu seinem Pferde.

Sie ritten zuerst westwärts auf den Sand. Da riet Flosi, nicht zu ungestüm zu reiten, sie würden diesen Weg auch so zu Ende bringen; wenn einer zurückbliebe, sollten alle warten. Sie ritten westlich nach der Waldlichtung und kamen nach Kirkjuboe. Flosi schlug vor, in der Kirche zu beten. Sie taten so.

Darauf stiegen sie wieder zu Pferde und ritten über den Berg und weiter zu den Fischteichen und westlich an den Teichen hin; sie ließen den Inselberggletscher zur Linken und ritten nach Godaland hinab und über den Markarfluß und kamen am Nachmittag des zweiten Tages auf dem Bergrücken des Thrihyrning an — das ist: die Dreihornspitze. Dort blieben sie bis zum Zwielicht.

Nun ist von Bergthorsbühl zu erzählen. Die beiden Njalssöhne Grim und Helgi waren auf ein Nachbargut geritten, auf dem ihre Kinder erzogen wurden. Sie hatten ihrer Mutter gesagt, daß sie zum Abend nicht heimkommen würden. Sie blieben den ganzen Tag dort auf dem Gut.

Es kamen aber etliche arme Weiber dahin, die erzählten, daß sie weit her wären. Die Brüder fragten sie nach Neuigkeiten.

Sie sagten, sie wüßten keine — „aber eine können wir doch sagen!"

Sie fragten, welche das wäre, und baten, ihnen nichts zu verheimlichen.

Sie sagten es zu: „Wir kommen von oben von der Halde her; da sahen wir die Sigfussöhne allesamt in voller Waffenrüstung reiten. Sie zogen in der Richtung auf den Thrihyrning, ein Haufe von fünfzehn Mann. Außerdem sahen wir auch Grani Gunnarssohn und Gunnar Lambissohn fünf Mann stark, die hatten dasselbe Ziel. Man kann sagen, daß der ganze Gau in Bewegung ist."

Helgi sagte: „Da wird Flosi von Osten her aufgebrochen sein, und die werden sich mit ihm treffen. Da sollten wir beide, ich und Grim, da sein, wo Skarphedin ist."

Grim dachte ebenso. So ritten sie nach Hause.

Diesen selben Morgen sagte Bergthora zu ihren Hausgenossen: „Heute Abend sollt ihr euch das Essen wählen, ein jeder, was er am liebsten mag. Denn diesen Abend trage ich zum letztenmal meinen Hausgenossen das Essen auf."

Das möge nicht geschehen, sagten sie.

„Es wird doch geschehen", sprach sie, „und ich könnte noch viel mehr davon sagen, wenn ich wollte; aber das mögt ihr zum Zeichen haben, daß Grim und Helgi heimkommen werden, ehe denn ihr heute Abend zu Ende gegessen habt. Wenn aber das eintrifft, so wird auch noch mehr von dem eintreffen, was ich sage." Darauf trug sie das Essen auf den Tisch.

Njal sprach: „Wunderliches zeigt sich mir nun: Mich dünkt, ich sehe durch die ganze Stube, und es sei die Giebelwand verschwunden, und alles sei Blut, der ganze Tisch und alles Essen."

Alle erschraken über dieses Gesicht, ausgenommen Skarphedin. Der bat sie, sich nicht zu sorgen oder Angst zu zeigen und sich ins Gerede zu bringen — „denn von uns wird man mehr erwarten als von anderen, daß wir uns mannhaft benehmen".

Bevor noch die Tische abgedeckt waren, kamen Grim und Helgi nach Hause. Das entsetzte die Leute sehr.

Njal fragte, weshalb sie so schnell zurückkämen.

Da sagten sie, was sie erfahren hatten.

Njal befahl, daß niemand sich schlafen lege.

Wie Bergthorsbühl angegriffen wurde

Flosi sprach zu seinen Mannen: „Nun wollen wir aufbrechen, daß wir vor Abendessen auf Bergthorsbühl ankommen."

Sie taten so. Auf dem Hügel stand ein Wäldchen. Sie ritten da hin und banden ihre Pferde an. Sie warteten, bis der Abend vorgeschritten war.

Flosi sprach: „Nun wollen wir in gedrängtem Haufen und langsam vorgehen und zusehen, was sie für einen Entschluß fassen."

Njal stand mit seinen Söhnen und seinem Schwiegersohn Kari und allen Hausleuten draußen. Sie stellten sich vorn auf dem Platz vor dem Hause auf, nahe an dreißig Mann.

Flosi machte Halt und sagte: „Nun müssen wir achtgeben, was sie beschließen; denn wenn sie draußen stehenbleiben, so scheint mir, werden wir sie nimmermehr überwältigen."

„Da ist es übel um unsere Fahrt bestellt", sagte Grani Gunnarssohn, „wenn wir uns nicht einmal getrauen anzugreifen!"

„So soll es auch nicht sein", erwiderte Flosi, „angreifen werden wir, auch wenn sie draußen bleiben, aber wir werden soche Verluste erleiden, daß nicht viele davon werden erzählen können, wer den Sieg errungen hat." —

Njal fragte die Seinigen: „Was seht ihr? Wie viele sind sie?"

„Sie sind zahlreich und es sind streitbare Leute!" sagte Skarphedin, „aber sie machen dennoch Halt, weil sie fürchten, daß es übel für sie ablaufen kann."

„Ich will nun, daß wir hineingehen", sagte Njal; „denn übel bekam es denen die Gunnar zu Hlidarende angriffen, und er war allein. Hier sind die Häuser ebenso fest wie dort, und es wird ihnen nicht leicht werden, sie zu nehmen."

„Das will anders verstanden sein", sagte Skarphedin, „Gunnar wurde von Männern angegriffen, die auf sich hielten und lieber davongezogen wären, ehe sie sich dazu verstanden hätten, ihn zu verbrennen; diese hier aber werden sofort zum Feuer greifen, wenn sie es auf anderem Wege nicht schaffen. Kein Mittel werden sie scheuen, um unser Herr zu werden; sie werden der Meinung sein — die auch kaum falsch ist —, daß es ihr Tod sein möchte, wenn wir jetzt davonkommen. Ich habe auch wenig Lust, mich drinnen räuchern zu lassen wie ein Fuchs in seinem Loche!"

Njal antwortete: „Nun geschieht es wie schon öfter, daß ihr klüger zu sein meinet als ich und verachtet mich. Aber als ihr jünger waret, tatet ihr nicht so und fuhret besser!"

Helgi sagte: „Tuen wir, wie unser Vater will, das wird uns am besten sein!"

„Das weiß ich doch nicht so sicher", sagte Skarphedin, „denn er ist jetzt schicksalsreif; aber wenn es ihm gefällt, kann ich mich wohl drinnen mit ihm verbrennen

lassen; ich habe keine Angst vor dem Tode! Wir wollen einander gut beistehen, Schwager", sagte er zu Kari, „und keiner soll sich von dem andern scheiden!"

„Das ist auch mein Wille", sagte Kari, „aber wenn es anders bestimmt ist, so muß das geschehen, und ich werde nichts dawider tun können."

„Räche du uns und wir dich", sagte Skarphedin, „wenn einer von uns leben bleibt."

Kari sagte ja. —

Darauf gingen sie alle hinein und stellten sich in der Türe auf.

Flosi sagte: „Nun sind sie verfallen, da sie hineingegangen sind! Nun laßt uns schnell hinzu und uns so dicht als möglich vor der Türe aufstellen und dafür sorgen, daß keiner fortkommt, weder Kari noch einer der Njalssöhne; denn das wäre unser Tod!

Er rückte mit seinen Leuten heran, und sie umzingelten das ganze Haus für den Fall, daß Geheimtüren da wären. Zugleich rückten sie vorne näher an das Haus heran.

Einer lief vor und stieß mit dem Spieße nach Skarphedin, der vorn stand. Skarphedin hieb ihm die Spitze vom Schaft herunter und dann nach ihm selbst, und die Axt drang in den Schild und preßte ihm den an die Brust, und das vordere Horn der Axt kam ihm ins Gesicht; er fiel auf den Rücken und war sofort tot.

Kari sagte: „Wenig noch konnte sich dir entziehen, Skarphedin, du bist doch der tapferste von uns!"

„Das weiß ich nicht so sicher", antwortete Skarphedin. Er zuckte mit den Lippen und machte eine spöttische Miene dazu.

Kari, Grim und Helgi schleuderten viele Spieße und verwundeten viele; Flosi und seine Mannen kamen nicht vorwärts.

Da sagte Flosi: „Wir haben großen Verlust erlitten an unseren Leuten; es ist uns mancher verwundet oder erschlagen, dem wir es zuletzt gegönnt hätten. Man kann erkennen, daß wir dies mit Waffengewalt nicht schaffen. Es ist auch mancher unter uns, der nicht ebenso tapfer vorgeht, wie er sich hören ließ, als es noch zu hetzen galt. Das sage ich aber am meisten zu Grani Gunnarssohn und Gunnar Lambissohn, die sich mit Worten so gewaltig anließen. Wir werden nun einen anderen Plan ins Werk setzen müssen. Es stehen uns nur zwei Wege noch offen, und keiner von ihnen ist gut: der eine, daß wir umkehren, und das ist unser Tod; der andere, daß wir Feuer anlegen und sie drinnen verbrennen, und das ist eine sehr verantwortliche Sache vor Gott, da wir nun Christenleute sind; dennoch werden wir es tun."

Wie Feuer an das Haus gelegt ward

Sie zündeten Feuer an und richteten einen großen Scheiterhaufen vor der Türe auf.

Da rief Skarphedin: „Feuer zündet ihr an, ihr Burschen? Wollt ihr etwas kochen?"

Grani Gunnarssohn antwortete: „Ganz recht! Und du sollst es nicht heißer brauchen, um darin zu braten!"

Skarphedin antwortete: „Damit lohnest du mir, — wie du auch ganz der Mann dazu bist — daß ich deinen Vater rächte, und rechnest das höher, was dich weniger angeht." —

Da schütteten die Weiber Sauermilch ins Feuer und löschten es; andere brachten gebrauchtes Wasser.

Da sagte einer aus Flosis Schar zu ihm: „Ein guter Rat kommt mir in den Sinn:

Ich sah da das Obergemach auf den Querbalken; da sollten wir Feuer hineinbringen, und dazu könnten wir den Heuhaufen anzünden, der hier oberhalb des Hauses steht." Da brachten sie Feuer in den Heuhaufen, und die im Hause merkten es nicht eher, als bis der ganze Saal oben in Flammen stand. Auch vor allen Türen errichteten sie Scheiterhaufen.

Da fingen die Weiber drinnen an, sich übel zu gebärden. Njal sagte zu ihnen: „Bleibt guten Mutes und laßt euch nichts anderes merken. Es ist nur ein Sturm und wird lange dauern bis zum zweiten. Trauet darauf, daß Gott barmherzig genug ist, um uns nicht zweimal brennen zu lassen, in dieser Welt und in der anderen." Viele kräftige Tröstungen spendete er ihnen. —

Nun begann das ganze Haus zu lohen; da ging Njal zur Türe und fragte: „Ist Flosi so nahe, daß er mein Wort hören kann?"

Flosi sagte, er höre.

Njal sagte: „Willst du einen Vergleich annehmen für meine Söhne? Oder einigen Leuten freien Ausgang erlauben?"

Flosi antwortete: „Ich will für deine Söhne keinen Vergleich annehmen: es muß zwischen uns zum Ende kommen! Ich werde nicht eher gehen, als bis sie alle tot sind; aber den Kindern, Weibern und Hausleuten will ich freien Ausgang gewähren."

Njal ging hinein und sagte zum Gesinde: „Nun sollen alle hinausgehen, denen es erlaubt ist, geh hinaus, Thorhalla Asgrimstochter, und alle, denen es freisteht."

Thorhalla sagte: „Anders wird nun mein Abschied von Helgi, als ich noch vor kurzem glaubte; aber ich will meinen Vater und meine Brüder hetzen; sie sollen dieses Menschenmorden rächen, das hier angerichtet wird."

Njal sagte: „Es wird dir wohlgehen; denn du bist ein gutes Weib!"

Darauf ging sie hinaus und viele Leute mit ihr.

Da sagte eines der Weiber zu Helgi: „Geh du mit mir; ich werde dir ein Frauenkleid überwerfen und ein Tuch über deinen Kopf."

Er sprach zuerst dagegen, aber als sie alle ihm zuredeten, tat er es schließlich. Sie wickelten ihm das Tuch um den Kopf und legten ihm ein Kleid um; so ging er zwischen ihnen hinaus.

Als aber Helgi herauskam, sagte Flosi: „Das ist ein hochgewachsenes Weib und stark um die Schultern, das da geht! Faßt an und haltet sie!"

Als Helgi das hörte, warf er das Kleid hin und schwang das Schwert, das er darunter verborgen hatte, und hieb auf den nächsten besten ein und traf ihn in den Schild und schlug das Schildende ab und das Bein dazu. Da kam Flosi herbei und hieb ihm in den Hals, daß es ihm das Haupt hinwegriß. —

Da ging Flosi zur Türe und rief nach Njal und sagte, er wolle mit ihm und Bergthora reden.

Njal trat mit ihr heraus.

Flosi sagte: „Ich will dir freien Ausgang bieten, Njal, Hausherr, denn du bist unschuldig."

Njal antwortete: „Ich werde nicht hinausgehen, denn ich bin ein alter Mann und nicht mehr fähig, meine Söhne zu rächen; aber mit Schande leben will ich nicht!"

Da sagte Flosi zu Bergthora: „Komm du heraus, Hausfrau, denn um alles nicht mag ich deinen Tod!"

Bergthora sagte: „Ich war jung, als ich Njal verlobt ward; da verhieß ich ihm, daß ein Geschick über uns beide gehen solle." Darauf gingen sie beide hinein. —

Bergthora sagte: „Was sollen wir nun tun?“

„Wir wollen zu unserm Lager gehen“, sagte Njal, „und uns legen; mich hat lange nach Ruhe verlangt.“

Da sagte sie zu ihrem Enkelkind, dem Sohne Karis: „Man soll dich hinaustragen: du sollst nicht hier drinnen verbrennen.“

„Du hast mir versprochen, Großmutter“, sagte der Knabe, „daß wir beide uns nie trennen sollten, solange ich bei dir sein wolle; ich will viel lieber mit euch sterben, als ohne euch leben.“

Da trug sie den Knaben auf ihr Lager.

Njal sagte zu seinem Haushalter: „Nun sollst du zusehen, wo wir uns niederlegen, und wie ich uns bestatte; denn ich denke mich nicht mehr zu rühren, ob auch Rauch oder Brand mich ängstigen wollen; du wirst dann die Stelle finden können, an der unsere Gebeine liegen werden.“

Es war aber gerade ein Ochse geschlachtet worden, und die Haut lag noch da. Njal sagte zum Haushalter, er solle die Haut über sie breiten. So legten sie sich nun beide auf ihr Lager und nahmen den Knaben in ihre Mitte; sie segneten sich und den Knaben und befahlen ihre Seele in Gottes Hände; und dies waren die letzten Worte, die man von ihnen hörte. Da nahm der Haushalter die Haut und breitete sie über sie aus und ging hinaus. —

Skarphedin sah, wie sein Vater sich niederlegte wie zur Bestattung; da sagte er: „Frühe geht unser Vater heute zur Ruhe, und das ist nicht anders zu erwarten; denn er ist nun alt geworden.“

Da nahmen er und Kari und Grim die Brände, so wie sie von oben niederschossen, und schleuderten sie auf die draußen, und das ging eine Weile so fort. Die von draußen schossen mit Spießen nach ihnen hinein, aber sie fingen die Spieße auf, wie sie durch die Luft kamen, und warfen sie zurück.

Da befahl Flosi das Speerwerfen zu lassen — „denn davon haben wir unnütze Mühe; ihr könnt ja wohl warten, bis das Feuer über sie Herr wird.“

Sie taten, wie er sagte.

Wie Kari und Skarphedin sich schieden

Indem fielen die Hauptbalken aus dem Dache herunter.

Da sagte Skarphedin: „Nun wird mein Vater tot sein; man hat weder Husten noch Röcheln von ihm gehört.“

Sie gingen zum Saalende; da war ein Querbalken heruntergefallen, der in der Mitte stark verbrannt war. Kari sagte zu Skarphedin: „Laufe hinauf! ich werde dir helfen, ich laufe sofort hinter dir! Wir kommen beide davon, wenn wir es so anstellen. Denn der ganze Rauch legt sich dahin!“

Skarphedin sagte: „Laufe du zuerst, ich folge dir auf den Fersen!“

„Das ist kein guter Rat“, sagte Kari, „denn ich komme wohl anderswo hinaus, wenn es hier nicht geht.“

„Ich will das nicht!“ sagte Skarphedin, „lauf voraus; ich werde dicht hinter dir sein.“

„Jeder Mann soll für sein Leben sorgen, solange er die Wahl hat“, sagte Kari, „ich werde gehorchen; doch wird es unser letzter Abschied voneinander sein. Denn, wenn ich aus dem Feuer komme, so werde ich nicht geneigt sein, wieder zu dir hinein zu kommen. Da wird dann jeder seinen Weg ziehen!“

„Das macht mich lachen“, sagte Skarphedin, „daß du mich rächen wirst, wenn du entkommst, Gesippe!“ —

Da nahm Kari einen lohenden Sitzpfeiler in die Hand und lief den Querbalken hinauf. Er warf den brennenden Pfeiler vor sich herunter auf die, welche draußen standen, so daß sie auseinanderstoben. Da brannte Kari lichterloh, Kleider und Haar. Er stürzte sich vom Dach herunter und sprang im Rauche davon.

Einer, der dort am nächsten stand, sagte: „Sprang da nicht wer vom Dache?“

„Bewahre!“ antwortete ein anderer, „Skarphedin warf wohl einen brennenden Kloben nach uns!“ Da achteten sie nicht weiter darauf.

Kari lief, bis er an einen Teich kam; in den warf er sich kopfüber hinein und löschte so das Feuer an sich; darauf lief er, immer mit dem Rauche weiter in einen Graben und ruhte sich dort eine Weile aus. Da heißt es seitdem Karis Graben. —

Nun ist von Skarphedin zu erzählen, daß er dicht hinter Kari den Querbalken hinauflief; aber als er an die Stelle kam, wo der Balken am meisten verbrannt war, da brach er unter ihm durch. Skarphedin fiel auf seine Füße; er versuchte es alsbald zum anderen Mal und kletterte die Wand hinauf; da traf der Kantenbalken auf ihn, und er taumelte zurück.

Da sagte er: „Nun sehe ich, wie es werden will!“ und ging längs der Seitenwand vorwärts.

Gunnar Lambissohn erklomm die Wand von außen und sah Skarphedin.

Er sagte: „Weinst du nun, Skarphedin?“

„Das nicht!“ antwortete der; „nur beißt es freilich in die Augen; aber sehe ich recht, so lachst du?“

„Ganz gewiß lache ich“, sagte Gunnar, „und habe es nicht mehr getan, seit du am Markarfluß Thrain Sigfussohn erschlugest.“

„Da habe ich hier ein schönes Andenken für dich“, sagte Skarphedin. Damit nahm er den Backenzahn aus seiner Geldtasche, den er dem Thrain ausgeschlagen hatte, als er ihn erschlug, und schleuderte ihn dem Gunnar ins Gesicht; er traf ihn ins Auge, so daß es ausfloß und auf der Backe hing; da fiel Gunnar vom Dache herunter. —

Skarphedin ging zu seinem Bruder Grim; sie faßten sich an den Händen und traten das Feuer aus. Aber als sie in die Mitte des Raumes kamen, da fiel Grim tot zu Boden.

Skarphedin ging zum Ende des Hauses, da ward ein großes Krachen, es barst oben das Dach, und Skarphedin wurde zwischen dem herabstürzenden Dach und der Giebelverschalung so eingeklemmt, daß er sich nicht rühren konnte.

Wie der Brand zu Ende ging

Flosi und die Seinigen blieben beim Feuer, bis es heller Morgen geworden war. Da kam ein Mann zu ihnen herangeritten.

Flosi fragte nach seinem Namen; er nannte sich und sagte, daß er mit den Sigfussöhnen verwandt sei: „Ihr habt hier eine Großtat verrichtet!“ sagte er.

Flosi sprach: „So wird man es nennen und auch anders: Großtat und Übeltat; aber daran ist nun nichts mehr zu ändern.“

„Wie viele Vornehme haben hier das Leben gelassen?“ fragte der andere.

Flosi antwortete: „Hier haben das Leben verloren Njal und Bergthora und alle ihre Söhne, dazu Thord Karissohn, Kari Sölmundssohn und Thord der Freigelassene; ob sonst noch Leute dabei waren, wissen wir nicht genau."

Der andere sprach: „Du nennst da einen Mann, mit dem wir uns heute Morgen unterhalten haben."

„Wer ist das?" fragte Flosi.

„Kari Sölmundssohn trafen wir beide, ich und mein Nachbar", sagte jener, „und mein Nachbar gab ihm sein Pferd; Haar und Kleider waren ihm verbrannt."

„Hatte er irgendeine Waffe bei sich?" fragte Flosi.

„Er hatte das Schwert bei sich, das Lebeneinschläferer genannt ist", sagte der, „das war auf der einen Seite ganz blau angelaufen, und wir sagten, ich und mein Nachbar, daß es weich geworden sei im Feuer; aber er antwortete, daß er es härten wolle im Blute der Mordbrenner."

Flosi sprach: „Was sagte er von Skarphedin?"

Er antwortete: „Er sei noch am Leben gewesen, sagte er, er und Grim, beide, als sie voneinander schieden; aber nun würden sie wohl tot sein, meinte er."

Flosi sprach: „Da hast du uns eine Kunde gebracht, die uns keinen Frieden verspricht; denn da ist der entkommen, der in allem am nächsten an Gunnar von Hlidarende heranreicht. So sollt ihr nun das wissen, ihr Sigfussöhne und ihr anderen, daß diesem Brande ein Nachwort folgt, das manchem Manne den Kopf kosten wird und einigen ihr ganzes Hab und Gut. Ich vermute nun, daß keiner von euch Sigfussöhnen jetzt in seinem Hause sitzen möchte; und das kann man euch auch nicht verdenken. So will ich nun euch alle zu mir einladen, und wir wollen ein Schicksal über uns alle gehen lassen."

Sie dankten ihm für die Einladung und nahmen sie an.

Da sprach einer ein Siegeslied.

Flosi sagte: „Wir wollen hoffen, daß wir uns anderer Dinge rühmen können als des, daß da drinnen Njal verbrannt liegt; denn das ist uns keine Ehre!" —

Er stieg da auf die Giebelverschalung hinauf, und einige folgten ihm.

Da sagte einer: „Ob Skarphedin nun tot ist?" aber andere sagten, er würde schon lange tot sein.

Es brach aber bisweilen noch das Feuer aus den Trümmern auf, und bisweilen erlosch es wieder. Da hörten sie im Feuer unter sich eine Weise sprechen.

Grani Gunnarssohn sagte: „Ob Skarphedin diese Weise lebendig oder tot gesprochen hat?"

„Darüber werde ich mir nicht den Kopf zerbrechen", sagte Flosi.

„Wir wollen ihn suchen", rief Grani, „ihn und die anderen, die hier verbrannt sind!"

„Das werden wir nicht tun", sagte Flosi, „nur solche Leute ohne Gedanken, wie du bist, können so etwas vorschlagen — jetzt, wo man Leute wider uns sammelt durch den ganzen Gau hin! Wer nun hier verweilen will, der mag allein bleiben; aber es wird ihn fassen, daß er nicht wird wissen, wohin er laufen soll. Mein Rat ist, daß wir alle davonreiten und das so schnell als möglich."

Da ging er schleunigst zu seinem Pferd, und alle seine Leute taten ebenso.

Aus der Njalssaga

25. Kjartan und Gudrun

Die Trennung

Es war ein Mann mit Namen Höskuld, Sohn Dalakolls. Er baute im Lachswassertal. Einst auf einer norwegischen Reise kaufte er eine Sklavin, die schön und von vornehmem Wesen, aber stumm war. Sie gebar ihm einen Knaben, den er Olaf nannte. Das Kind lernte zum Verwundern schnell sprechen. Eines Morgens — die Sonne war gerade aufgegangen und schien hell; das Wetter war schön — ging Höskuld hinaus seine Felder besehen. Da hörte er Menschenstimmen. Er ging auf die Stelle zu, und an einem Bache, der unterhalb der Hofumwallung die Halde hinunterfällt, erkannte er das Kind und seine Mutter. Da trat er hinzu und sagte, nun werde das Verstellen nicht mehr von Nutzen sein. Sie nickte und setzte sich mit ihm an der Zaunumwallung nieder. Da erzählte sie ihm, daß sie die Tochter des Königs Myrkjartan in Irland sei. Als sie fünfzehn Jahre alt war, wurde sie dort kriegsgefangen, und so kam sie dahin, wo Höskuld sie gekauft hatte.

Als Olaf, ihr Sohn, heranwuchs, besuchte er seiner Mutter Vater, den König in Irland, und genoß große Ehren. Er hielt sich prächtig; sein Vater hieß ihn danach den Pfauen, und so nannten ihn fortan alle Leute auf Island. Er nahm Thorgerd zum Weibe, die Tochter des Skalden Egil, und baute sich einen prächtigen Hof in Hjardarholt. Ihren ältesten Sohn nannten sie nach seinem Ahnen, dem Irenkönige, und hießen ihn Kjartan. Mit ihm zusammen zogen sie einen Brudersohn Olafs namens Hall auf, und zwischen beiden Knaben ward die Freundschaft sehr groß; Kjartan ritt selten aus, daß Hall nicht mitkam.

Zu Laugar, das ist: an den warmen Quellen, im Sälingstal, lag das Gut Osvifs. Er hatte eine Tochter, die hieß Gudrun; sie galt für das schönste zugleich und klügste Weib auf Island. Sie war zweimal verheiratet gewesen, beide Male nur kurze Zeit.

Kjartan und Hall ritten gern zu den warmen Quellen. Es traf sich immer so, daß Gudrun an der Quelle war, wenn Kjartan dahin kam. Dem gefiel es, mit ihr zu sprechen; denn sie war klug und gewandt von Worten.

Die Leute meinten, daß unter allen, die damals aufwuchsen, nicht zwei so gut zueinander paßten als diese beiden. Auch zwischen den Vätern war die Freundschaft groß, und sie wurde nicht kleiner dadurch, daß die jungen Leute miteinander vertraut wurden.

Einstmals sagte Olaf Pfau zu seinem Sohne Kjartan: „Ich weiß nicht, weshalb es mir immer den Sinn so stille stellt, wenn du zur Quelle reitest und mit Gudrun sprichst; nicht, daß sie mir nicht die Tüchtigste von allen schiene; sie ist die einzige, die dir in allem ebenbürtig wäre; aber mir sagt eine Ahnung — doch soll dies keine Weissagung sein! —, daß unser Geschlecht und das an den Quellen nicht bis ans Ende gut miteinander stehen werden."

Kjartan sagte, soweit es in seiner Macht stünde, wollte er nichts gegen den Willen seines Vaters tun, aber dies werde besser ablaufen, als er vermute.

Er machte seine Wege wie vorher. Sein Pflegebruder Hall war immer mit ihm.

So verstrich dieses Halbjahr.

Im Sommer darauf kaufte Kjartan eine Schiffshälfte von Kalf, dem Sohne Asgeirs im Vidatal — das ist: Tal der Bäume.

Als Olaf dieses Vorhaben erfuhr, schien ihm, daß Kjartan ein wenig schnell gehandelt habe, doch sagte er, daß er nichts daran ändern wolle.

Kurze Zeit darauf ritt Kjartan zur Quelle und erzählte Gudrun von seiner Ausfahrt.

Gudrun sagte: „Das war ein wenig schnell gehandelt, Kjartan!“ und er konnte merken, daß sie unzufrieden war.

Er sagte: „Laß es dir nicht leid sein; ein andermal will ich so tun, daß es dir gefallen soll.“

Sie antwortete: „Das will ich gleich auf die Probe stellen.“

Er bat sie, daß sie es täte.

Gudrun sagte: „So will ich diesen Sommer mit dir fahren, und damit soll dein voreiliger Entschluß gutgemacht sein, soweit er mich betrifft; ich liebe Island nicht.“

„Das kann nicht sein“, sagte Kjartan, „deine Brüder sind unberaten und dein Vater alt; sie sind aller Fürsorge entrissen, wenn du fortziehst — warte drei Winter auf mich.“

Gudrun sagte: darüber wolle sie nichts versprechen, und jedem von ihnen dünkte sein Weg der beste.

Damit schieden sie, und Kjartan ritt heim.

Gudruns Heirat

Kjartan segelte ab mit Hall und denen, die mit ihnen waren. Sie hatten großes Handelsgut mit sich. Sie legten im Fjord von Throndheim an und erfuhren da, daß Olaf Tryggvason sich der Herrschaft bemächtigt hatte. Von ihren Erlebnissen in Norwegen wollen wir hier nicht erzählen. Kjartan trat in den Dienst König Olafs, der ihn auch bestimmte, das Christentum anzunehmen.

Im nächsten Sommer beschloß Hall, nach Island zurückzukehren. Er ging zu Kjartan, seinem Gesippen, und sagte:

„Nun bin ich zur Fahrt gerüstet; ich bliebe gern noch und wartete den nächsten Winter auf dich, wenn es zum Sommer darnach freier um dich und deine Fahrt bestellt wäre als nun. Aber wir glauben zu erkennen, daß der König dich um keinen Preis loslassen will, und halten für wahr, daß du selbst wenig an das denkst, was dir in Island zur Lust wäre, wenn du dich mit Ingibjörg, der Königsschwester, unterhältst.“

Die war damals in König Olafs Gefolge. Sie war das schönste Weib im Lande.

Kjartan sagte: „So mußt du nicht reden; aber grüße alle Gesippen und Freunde!“

Damit schieden Kjartan und Hall voneinander.

Als Hall nach Island kam, begab er sich zu Olaf Pfau, seinem Pflegevater, nach Hjardarholt. Der nahm ihn mit großer Herzlichkeit auf.

Nach einiger Zeit ritt er zu den warmen Quellen und wurde auch dort wohl begrüßt. Gudrun fragte genau nach seinen Fahrten, und darauf nach Kjartan.

Hall beantwortete willig alles, was Gudrun fragte. Er gab ohne Umschweife über seine Fahrten Auskunft — „aber was Kjartan anbetrifft“, sagte er, „so ist mit großem Rühmen davon zu sagen: Er gehört zum Gefolge König Olafs und wird mehr als irgendein anderer wert gehalten. Doch käme es mir nicht überraschend, wenn Island nächsten Winter wenig von ihm hätte.“

Gudrun fragte, ob das die Freundschaft des Königs und der Seinigen mache, oder ob irgend etwas anderes dazu beitrüge.

Hall erzählte, was die Leute über die Freundschaft Kjartans mit Ingibjörg, der Königsschwester, redeten, und sagte, er halte für wahrscheinlich, daß der König ihm eher Ingibjörg gäbe, als daß er ihn freiließe, wenn er dazwischen wählen müßte.

Gudrun sagte, das sei eine gute Botschaft — „nur so bekommt Kjartan das Weib, dessen er wert ist“, und ließ das Gespräch niederfallen, ging hinweg und war ganz rot.

Aber einige waren im Zweifel, ob ihr diese Nachricht so wohl gefiele, als sie sich den Anschein gäbe.

Hall blieb den Sommer über zu Hause auf Hjardarholt und genoß große Ehre von seiner Fahrt; alle seine Gesippen und Gefreundten dünkte seine Tüchtigkeit hoher Ehre wert. Er hatte auch großes Gut mit heimgebracht.

Er kam oft zu den Quellen und sprach mit Gudrun. Einmal fragte er sie, wie sie antworten würde, wenn er um sie würbe.

Da sagte Gudrun schnell: „So etwas darfst du nicht reden, Hall; keinem Manne gebe ich mich, so lange ich Kjartan am Leben weiß.“

Hall antwortete: „Das denken wir, daß du manchen Winter mannlos sitzen wirst, wenn du Kjartans warten sollst; er hätte wohl auch die Möglichkeit gehabt, mir einen Auftrag mitzugeben, wenn ihm das irgend von Gewicht schien.“

Sie sprachen noch einige Worte darüber, und jedem von ihnen dünkte sein Weg gut. Damit ritt Hall nach Hause.

Er warb trotzdem um Gudrun. Ihr Vater setzte alles daran, sie gefügig zu machen. So kam es dahin, daß sie zuletzt ihren Widerstand aufgab. Das war im dritten Winter, nachdem Kjartan ausgefahren war.

Kjartans Heimkehr

Als der Sommer wiederkam und wieder Schiffe zwischen beiden Ländern fuhren, hatten sich die Dinge so gestaltet, daß Kjartan Urlaub vom König nahm; denn er wollte nach Island zurückfahren.

Der König sagte: es solle so sein; aber es werde ihm schwer werden, einen solchen Mann wie Kjartan wieder zu finden.

Als das Schiff fertig war, ging Kjartan zu Ingibjörg, der Königsschwester.

Sie empfing ihn sehr freundlich und hieß ihn, sich neben sie zu setzen. Sie sprachen miteinander. Da sagte Kjartan ihr, daß er reisefertig sei für Island.

Sie antwortete: „Wir sind der Meinung, Kjartan, daß du diesen Entschluß mehr aus eigenem Willen heraus gefaßt hast, als daß andere dich dazu beredet hätten, Norwegen wieder mit Island zu vertauschen.“

Von da ab sprachen sie wenig mehr miteinander.

Da griff Ingibjörg in einen Krug, der neben ihr stand. Sie nahm ein weißes, golddurchwebtes Kopftuch da heraus, gab es Kjartan und sagte: bei weitem am besten werde es Gudrun Osvifstochter stehen, wenn er es ihr ums Haupt lege — „du sollst ihr den Schmuck zur Hochzeitsgabe schenken; ich will, daß die Isländerinnen sehen, daß das Weib nicht von Knechtsgeschlecht ist, mit dem du hier in Norwegen gesprochen hast.“

Es war eine kostbare Kante um das Tuch gewoben; es war ein sehr köstliches Kleinod.

„Ich werde dich nicht begleiten", sagte Ingibjörg, „fahre nun wohl und heil!"

Da stand Kjartan auf und neigte sich zu Ingibjörg, und die Leute halten für wahr, daß es ihnen schwer wurde, sich zu scheiden.

Kjartan hatte guten Wind. Das Gerücht von seiner Heimkehr verbreitete sich schnell. Sein Vater Olaf ritt an die Landungsstelle und lud ihn zu sich nach Hjardarholt mit so viel Gefolge, als er wolle. Kjartan nahm das an; er sagte, nur diesen einen Ort begehre er als Heimat in Island. Den Sommer aber blieb er auf dem Schiffe.

Er erfuhr, daß Gudrun sich verheiratet habe; es war ihm nichts anzumerken, als er es hörte; aber es gab Leute, denen schon darin eine Sorge lag.

Kjartan ritt heim nach Hjardarholt. Zwölf Mann begleiteten ihn. Sie wurden alle wohl empfangen und blieben den Winter über dort.

Gudrun sagte zu Hall, ihr dünke, daß er ihr nicht die Wahrheit über Kjartans Heimkehr gesagt habe.

Hall antwortete, er habe gesagt, so wahr er es gewußt hätte.

Gudrun sprach wenig mehr davon; aber es war leicht zu erkennen, daß es ihr übel schien. Denn das meinten die meisten, daß sie noch Kjartan nachschaue, obwohl sie es verbarg.

Kjartan heiratete Hrefna, die Schwester seines Fahrtgenossen Kalf. Er schenkte ihr zur Morgengabe den Kopfschmuck der Königsschwester. Er wurde nun wieder fröhlicher, und zwischen ihm und Hrefna entstand große Liebe.

Besuch und Gegenbesuch

Olaf und Osvif hielten an ihrer Freundschaft fest, obwohl es unter den jungen Leuten nicht mehr so war wie früher. Einen halben Monat vor Winter gab Olaf ein Gastmahl: Osvif hatte ein Gebot für die Winternächte ausgehen lassen; jeder von ihnen lud den andern zu sich mit so viel Leuten, als ihm die größte Ehre zu sein schiene.

Zuerst hatte Osvif das Gastmahl bei Olaf zu besuchen. Er kam zur verabredeten Stunde nach Hjardarholt, mit ihm Hall und Gudrun und ihre Brüder. —

Am andern Morgen redete ein Weib, das mit einigen anderen innen den Schlafsaal entlang ging, davon, wie die Plätze für die Frauen zu verteilen wären.

Es traf sich, daß Gudrun an der Lagerstätte vorüberging, in welcher Kjartan zu liegen pflegte. Er stand dort gerade und warf den roten Scharlachrock um sich.

Da sagte Kjartan, ehe noch ein anderer antworten konnte, zu dem Weibe, das gesprochen hatte: „Hrefna soll im Hochsitz ihren Platz haben und stets die größte Ehre genießen, solange ich am Leben bin."

Bisher hatte Gudrun immer den Platz im Hochsitz erhalten, sowohl in Hjardarholt als anderwärts. Gudrun hörte seine Worte und sah Kjartan an und veränderte die Farbe, aber sie antwortete nichts.

Eine Woche lang sollte das Herbstgelage bei Olaf dauern.

An dem Tage, als die Gäste fortreiten wollten, machte sich Kjartan viele Arbeit, um für die, welche weit herkamen, den Pferdewechsel zu ordnen und einem jeden allerlei Hilfe zu leisten. Das Schwert, ein Königsgeschenk, hatte er nicht bei sich

gehabt, als er diese Dinge begann; er war aber gewohnt, es selten aus der Hand zu lassen, und so ging er zu seiner Lagerstätte, da wo das Schwert gewesen war — da war es fort. Er ging zu seinem Vater und erzählte ihm diesen Verlust.

Es wurmte ihn, und er wollte es nicht dabei lassen.

Olaf sagte: „Laß dies nicht an dir nagen; sie haben keine guten Schliche gezeigt, aber dir schadet das nichts; wir wollen nicht anderen zum Gelächter damit werden, daß wir uns darum streiten, wo wir doch gesippt und gefreundet sind."

Auf diese Vorhaltungen Olafs hin blieb Kjartan ruhig. —

Darnach rüstete sich Olaf, das Gelage Osvifs zu Laugar an den Quellen zu besuchen. Das war in den Winternächten. Er redete darüber mit Kjartan, daß er mitkommen möge. Kjartan war unfroh dazu; aber auf die Bitte seines Vaters versprach er mitzureiten.

Hrefna sollte auch mit. Sie wollte den Kopfschmuck zu Hause lassen.

Thorgerd Egilstochter, Kjartans Mutter, fragte: „Wann willst du eine so berühmte Kostbarkeit tragen, wenn sie immer, wo du auf Einladungen reitest, in der Kiste liegen soll?"

Und da nun Thorgerd so heftig in sie drang, so nahm Hrefna den Kopfschmuck; und Kjartan sagte nichts dagegen, als er sah, daß seine Mutter es wollte. Darnach machten sie sich auf den Weg und kamen zu Abend nach Laugar. Da ward ihnen gutes Willkommen.

Thorgerd und Hrefna übergaben ihre Kleider zur Aufbewahrung. Um den Morgen aber, als die Frauen sich ankleiden wollten, suchte Hrefna nach dem Kopfschmuck, und da war er nicht mehr da, wo sie ihn hingelegt hatte. Man suchte weit herum, aber er fand sich nicht.

Gudrun sagte: er sei wohl zu Hause geblieben; vielleicht auch sei man unachtsam mit ihm gewesen und er sei unterwegs abhanden gekommen.

Hrefna sprach endlich davon zu Kjartan.

Den Tag, als man sich anschickte, vom Gelage heimzureiten, nahm Kjartan das Wort und sprach: „An dich stelle ich nun diese Forderung, Gesippe Hall, daß du von jetzt an und fürderhin rechtschaffener gegen uns handeln mögest als bis hierher. Dies wollte ich nicht im Stillgespräch vor dich bringen, weil schon zu viele von den Dingen wissen, die hier verschwunden sind und die, wie wir glauben, in eure Umzäunung gelaufen sind. Im Herbst, als wir zu Hjardarholt Gastmahl hielten, wurde mein Schwert genommen; das kehrte zurück, aber ohne die Scheide. Nun ist hier wieder dieses Kleinod verschwunden, das als wertvoll gelten darf; ich will sie nun beide wiederhaben!"

Da antwortete Hall: „Wir sind unschuldig, Kjartan, an dem, was du auf uns bringst; alles anderen möchten wir uns eher von euch versehen, als daß du uns des Diebstahls beschuldigest!"

Kjartan sagte: „Man ist hier, glauben wir, zu der Meinung gekommen, daß du wohl Rat schaffen könntest, wenn du wolltest. Mehr als nötig gehet ihr auf Streit mit uns aus; aber das soll klar sein, daß es auf diese Weise nicht weitergehen wird."

Da antwortete Gudrun auf seine Worte und sprach: „Dieses Feuer reißest du auseinander, das besser wäre, es rauchte nicht. Wenn selbst es nun so wäre, wie du sagst, daß hier einige den Entschluß gefaßt haben, den Kopfschmuck verschwinden zu lassen, so schätze ich, daß sie dabei doch nur nach dem Ihrigen gegangen sein können; haltet nun ihr davon, was aus dem Kopfschmuck geworden ist, wie es

euch gefällt, mir aber gefällt es nicht übel, wenn selbst so dafür gesorgt sein sollte, daß Hrefna hinfort keine Auszeichnung mehr durch diesen Kopfschmuck habe."

Hiermit schieden sie in übler Stimmung. Die Hjardarholtinger ritten heim. Es hörten nun die Gastgebote auf; doch blieb es ruhig zu nennen.

Thorarin, der zu Tunga — das ist Landzunge — baute, im Sälingstal, ließ bekannt werden, daß er sein Land verkaufen wolle. Er hatte zwei Ursachen, einmal, daß ihm das Geld versiegte, und dann, daß der Unfriede im Gaue zu wachsen schien, während er mit beiden Teilen befreundet war.

Hall fand die Gelegenheit günstig, sich anzukaufen, und verabredete alles Nötige mit Thorarin.

Sobald Kjartan das hörte, ritt er nach Tunga und zwang Thorarin, die Verabredung rückgängig zu machen und das Land zu demselben Preise ihm zu geben, zu dem er es Hall versprochen hatte.

Dies erfuhr man in allen Tälern des Breidafjords. Denselben Abend hörte man es zu Laugar an den Quellen.

Da sagte Gudrun: „Es scheint mir, Hall, als habe Kjartan dir die Wahl noch um einiges härter gestellt als Thorarin. Entweder du mußt diesen Gau mit wenig Ehre verlassen, oder du mußt dich bei jeder neuen Begegnung zwischen euch um einiges schärfer zeigen als vorher."

Hall antwortete nichts und ging hinaus. Es blieb nun ruhig bis nach den langen Fasten.

Dies geschah an den Quellen im Sälingstal, daß Gudrun früh auf den Füßen war, sobald die Sonne sich aufgemacht hatte. Sie ging dahin, wo ihre Brüder schliefen; sie faßte den ältesten an. Er fuhr auf und so die anderen Brüder.

Als Ospak die Schwester erkannte, fragte er, was sie wolle, daß sie so früh auf den Füßen sei.

Gudrun sagte, sie wolle wissen, was sie den Tag vorhätten.

Er sagte, sie hätten nichts vor — „es ist jetzt wenig zu tun".

Gudrun sagte: „Ihr hättet eine vortreffliche Gemütsbeschaffenheit mitbekommen, wenn ihr irgendeines Häuslers brave Töchter wäret: weder Nutzen noch Schaden gehen von euch aus; und Schimpf und Schande, wie Kjartan euch geschafft hat — da schlafet ihr ruhig, und wenn er hier an der Umzäunung selbzweit vorbeireitet. Solche Leute haben eben ein Gedächtnis wie ein Schwein. Da ist denn wohl die Hoffnung hinaus, daß ihr es wagt, Kjartan heimzusuchen, wenn ihr nicht einmal wagt, ihn nun zu treffen, wo er selbzweit oder -dritt ist, ihr aber sitzet daheim und lasset euch vielversprechend aus und seid immer zu viele zur Tat."

Ospak sagte, sie mache etwas viel davon, aber es lasse sich schwer dagegen sprechen. Er sprang auf und kleidete sich an und einer von den Brüdern nach dem andern. Sie rüsteten sich, Kjartan aufzulauern.

Da forderte Gudrun den Hall auf, mit ihnen zu reiten.

Hall sagte, das zieme sich für ihn nicht um der Brüderschaft willen mit Kjartan und rühmte, wie liebevoll Olaf, Kjartans Vater, ihn aufgezogen habe.

Gudrun antwortete: „Das sagst du wahr, doch wirst du nicht das Glück haben, so zu handeln, daß es allen gefällt, und unser Zusammensein wird ein Ende haben, wenn du dich diesem Ritt entziehst."

Und unter Gudruns Vorhaltungen ließ Hall den Haß und die Ursachen wider Kjartan in sich wachsen und waffnete sich.

Sie wurden neun Mann stark: die Söhne Osvifs, das waren fünf, Hall der sechste, Gudlaug der siebente, ein Schwestersohn Osvifs, ein vielversprechender Mann, dazu die Söhne der Thorhalla. Sie ritten zum Svinatal und lagerten an der Kluft, welche die Bockskluft heißt. Sie banden die Rosse an und setzten sich nieder. Hall war still den Tag über; er lag oben neben dem Kluftrand.

Kjartans Tod

Inzwischen kam Kjartan mit zwei Begleitern das Tal entlang geritten, und als sie südwärts durch die Kluft kamen, da sahen sie den Hinterhalt und erkannten die Leute. Kjartan sprang sofort vom Pferde und wandte sich gegen die Osvifssöhne.

Es stand dort ein großer Fels. Dort wollten sie die Gegner erwarten, sprach Kjartan. Aber ehe sie aufeinanderstießen, schoß er den Speer ab, der kam dem Thorolf in den Schild, oberhalb der Handhabe, und drückte den Schild gegen ihn; er ging durch den Schild und den Arm oberhalb des Ellenbogens und trennte den Oberarmmuskel auseinander. Da ließ Thorolf den Schild, und der Arm war ihm unnütz den Tag über. Darauf schwang Kjartan das Schwert; aber es war nicht das Königsgeschenk.

Die Thorhallasöhne rannten gegen Thorarin; denn diese Arbeit war ihnen übertragen. Der Angriff war hart; denn Thorarin war stark an Kraft, und sie waren auch tapfer; man konnte nicht absehen, wer die Oberhand bekommen würde.

Die Osvifssöhne und Gudlaug griffen Kjartan an; sie waren fünf, die andern zwei, Kjartan und An. An kämpfte gut und suchte immer, vor Kjartan zu kommen. Hall stand daneben mit seinem Schwert, dem „Fußbeißer". Kjartan hieb gewaltig, aber sein Schwert taugte nichts; er schwang es immer zwischenein unter den Fuß, um es gerade zu biegen; da wurden sowohl die Osvifssöhne als auch An verwundet; aber Kjartan war es noch nicht. Er schlug so hurtig und tapfer, daß die Osvifssöhne zurückwichen und sich dahin wandten, wo An war. Da fiel An, nachdem er sich noch eine Weile geschlagen hatte; und seine Eingeweide lagen draußen. In diesem Augenblick hieb Kjartan dem Gudlaug das Bein oberhalb des Knies ab, und das war ihm zum Tode. Da griffen die Osvifssöhne den Kjartan zu vieren an. Er wehrte sich rüstig und wich auch nicht einen Schritt zurück vor ihnen.

Da sagte Kjartan: „Bruder Hall, was zogest du aus, wenn du ruhig dabeistehen wolltest? Das erwarten wir nun am meisten, daß du auf einer von beiden Seiten hilfst und erprobst, wie der Fußbeißer tauge!" Hall tat, als hörte er nicht.

Und als Ospak sah, daß sie nicht fertig würden mit Kjartan, da hetzte er Hall auf alle Wege auf: Er würde nicht die Schande hinter sich wissen wollen, ihnen den Gang auf Tod und Leben verheißen zu haben und nun nicht zu helfen, sagte er — „Kjartan war schwer zu ertragen für uns, als wir noch nicht so große Ursache dazu gegeben hatten. Kommt er jetzt davon, so wird es dir und uns nicht mehr weit zum Verhängnis sein."

Da schwang Hall den Fußbeißer und wandte sich gegen Kjartan.

Kjartan sagte zu Hall: „Gewiß hast du nun vor, ein Bubenstück zu begehen, Bruder, aber es dünkt mich um vieles besser, das Todeswort von dir zu hören, als es über dich zu sprechen."

Da warf Kjartan seine Waffen weg und wollte sich nicht wehren. Er war aber noch wenig verwundet und sehr kampfesfrisch.

Hall gab keine Antwort auf Kjartans Wort und gab ihm die Todeswunde. Alsbald kniete er sich ihm unter die Schultern, und Kjartan verhauchte in Halls Schoße sein Leben. Und es gereute Hall seines Werkes.

Er schickte die Osvifssöhne in den Gau zurück; er selbst blieb mit Thorarin bei den Leichen.

Als die Osvifssöhne nach Laugar kamen, sagten sie die Kunde. Gudrun ließ sich wohl darüber aus. Da wurde Thorolfs Arm verbunden; er heilte langsam und wurde nie ganz, wie er war.

Kjartans Leiche wurde zur Landzunge auf Thorarins Hof gebracht. Darauf ritt Hall heim nach Laugar.

Da sagte Gudrun: „Große rühmliche Dinge geschehen; ich habe Garn für zwölf Ellen Tuch gesponnen, und du hast den Kjartan erschlagen!"

Hall antwortete: „Langsam möchte mir dieses Unglück aus dem Gedächtnis gehen, auch wenn du mich nicht daran erinnertest!"

Gudrun sagte: „Ich zähle das nicht zu den Unglücksfällen; es dünkt mich, als hättest du den Winter mehr Ehre genossen, als Kjartan in Norwegen war, als nun, wo er euch unter die Füße trat, sobald er nach Island kam. Zuletzt aber zähle ich das auf, was mir am meisten wert scheint: daß Hrefna heute abend nicht mit Lachen zu Bett gehen wird."

Da sagte Hall und war sehr zornig: „Undeutlich ist es mir, ob sie mehr über diese Nachricht erbleichen wird als du; ich fürchte, daß du dich weniger verändern würdest, wenn wir hinten auf der Morderde lägen und Kjartan von den Dingen zu dir spräche."

Da merkte Gudrun, wie zornig er war, und sagte: „Sprich nicht so, vielmehr weiß ich dir großen Dank für das Werk; zumal ich nun auch zu wissen glaube, daß du nichts gegen meinen Willen tun willst!" —

Hall wurde bald darauf von Kjartans Brüdern erschlagen.

Gudrun heiratete später noch einmal und überlebte auch ihren vierten Mann, Thorketil Eyjolfssohn.

Sie wurde sehr alt, und die Leute sagen, daß sie zuletzt ihr Augenlicht verlor.

Einmal, so wird erzählt, kam ihr Sohn Hall nach Helgafell, wo sie damals wohnte; denn Gudrun sah es immer gern, wenn er sie besuchte. Hall saß lange neben seiner Mutter, und da wurde viel zwischen ihnen gesprochen.

Da sagte Hall: „Eines möchte ich wissen, Mutter, wirst du mir das sagen? Welchem Manne warst du am meisten gut?"

Gudrun antwortete: „Thorketil Eyjolfssohn war der mächtigste und größte Häuptling, aber keiner war mannhafter als Hall und in allen Dingen tüchtiger; Thord Ingunnarsohn war der weiseste von ihnen und der größte Gesetzeskenner; Thorwalds erwähne ich nicht erst."

Da sagte Hall: „Ich verstehe, daß du mir davon sagst, wie ein jeder von deinen Männern beschaffen war, aber dieses sagtest du noch nicht, welchen du am meisten liebtest. Das sollst du nun nicht länger verhehlen."

Gudrun antwortete: „Hart dringest du in mich, mein Sohn, aber wenn ich das irgendeinem sagen soll, so wirst du es am ersten sein." Hall bat sie, es zu tun.

Da sagte Gudrun: „Dem war ich am schlimmsten, den ich am meisten liebte."

Aus der Lachswassertalsaga

26. Gisli der Geächtete

Die Sursöhne und ihre Heiraten

Thorbjörn Sur wohnte auf Stokkar im Surental. Er warb um eine Frau namens Thora und bekam sie. Sie lebten gut miteinander, und es dauerte nicht lange, so bekamen sie Kinder. Ihre Tochter hieß Thordis, und sie war die älteste. Thorkel hieß ihr ältester Sohn, Gisli der zweite und der jüngste Ari. Sie wuchsen alle zu Hause auf, und es gab keinen von ihren Altersgenossen, dem sie es nicht voran taten. —

Ein Mann hieß Bard. Er wohnte auch im Surental; er hatte sein Vatererbe früh übernommen und war noch sehr jung.

Es kam ein Gerede aus, daß Bard die Thordis verführe. Gisli mißfiel die Sache ebenso wie seinem Vater.

Es wird erzählt, daß sich einmal Gisli mit Thorkel und Bard auf den Weg nach Granaskeid — so hieß Bards Hof — machten, und als man sich's am wenigsten versah, hieb Gisli Bard nieder.

Ein naher Verwandter Bards namens Skeggi suchte ihn zu rächen. Gisli bestand ihn im Zweikampf, daraus entwickelten sich weitere Kämpfe, und schließlich kam es dahin, daß Thorbjörn sich entschloß, mit den Seinen nach Island auszuwandern.

Sie verkauften ihre Ländereien und kauften sich ein Schiff dafür und stachen in See. Sie waren länger als hundertzwanzig Tage unterwegs. Sie landeten in Westisland im Dyrafjord, am südlichen Ufer, an der Mündung des Haukadalflusses.

Zwei Männer werden erwähnt: sie hießen beide Thorkel, und jeder wohnte an einem Ufer des Fjords. Der eine wohnte auf dem Hof Saurar im Keldudal, an der Südseite, und war Eiriks Sohn. Der andere wohnte auf dem Norduser, auf dem Hof Alvidra, und hieß der reiche Thorkel. Dieser kam als erster der Vornehmen zum Schiff und traf Thorbjörn Sur. Alles Land an beiden Ufern war damals noch unbebaut. Nun kaufte sich Thorbjörn Sur Land am südlichen Ufer, den Hof Saebol im Haukadal. Dort errichtete Gisli ein Gehöft, und sie wohnten dort.

Bjartmar hieß ein Mann, der am Arnarfjord, an seinem innersten Teil, wohnte. Seine Frau hieß Thurid. Ihre älteste Tochter hieß Hild, ihre Söhne Helgi, Sigurd und Vestgeir.

Vestein hieß ein Norweger, der nach Island gekommen war, um sich anzusiedeln, und sich bei Bjartmar aufhielt. Er heiratete dessen Tochter Hild, und es dauerte nicht lange, so bekamen sie zwei Kinder, eine Tochter Aud und einen Sohn Vestein. Dieser Vestein wurde ein tüchtiger Kauffahrer. Als die Geschichte so weit war, wie sie bis jetzt erzählt ist, besaß er einen Hof „Unter dem Hest" am Önundarfjord.

Hiernach starb Thorbjörn Sur und auch seine Frau Thora. Gisli und sein Bruder Thorkel übernahmen den Hof. Thorbjörn und Thora wurden in einem Hügel bestattet.

Thorbjörn hieß ein Mann, mit dem Beinamen Selagnup. Er wohnte im Talknafjord auf Kvigandafell; Thordis hieß seine Frau, Asgerd seine Tochter. Um dieses Mädchen warb Thorkel, Surs Sohn, und bekam sie zur Frau; Gisli aber warb um

Vesteins Schwester Aud und heiratete sie. Nun wohnten beide zusammen im Haukadal.

Eines Frühjahrs zog der reiche Thorkel, Thords Sohn, nach Süden zum Thorsnesthing, und die Söhne Surs begleiteten ihn. Auf Thorsnes wohnte damals Thorstein Dorschbeißer. Er hatte Thora zur Frau. Ihre Kinder waren Thordis, Thorgrim und der dicke Börk. Thorkel brachte sein Geschäft auf dem Thing zum Abschluß. Aber nach dem Thing lud Thorstein ihn und die Surssöhne zu sich ein und gab ihnen beim Scheiden reiche Geschenke; dafür luden die Sursöhne Thorstein für das nächste Frühjahrsthing zu sich nach dem Westen ein. Dann reisten sie nach Haus.

Im nächsten Frühjahr zogen die Thorsteinssöhne selbzwölft auf das Valseyrthing und trafen dort auch die Söhne Surs. Diese luden sie vom Thing zu sich ein; aber vorher sollten sie noch zu einem Fest beim reichen Thorkel gehen. Danach suchten sie die Sursöhne auf und wurden dort gut bewirtet. Thorgrim, Thorsteins Sohn fand die Schwester der Brüder schön und warb um sie. Darauf wurde sie ihm verlobt, und es wurde sogleich Hochzeit gehalten. Sie bekam den Hof Saebol als Mitgift, und Thorgrim siedelte dahin über, um den Hof zu bewirtschaften, aber Börk blieb auf Thorsnes. Nun wohnte Thorgrim auf Saebol, aber die Sursöhne siedelten nach Hol über und errichteten dort einen schönen Hof, und es stießen die Hofzäune von Hol und Saebol aneinander. So wohnten beide Parteien dort, und es verband sie enge Freundschaft. Thorgrim hatte das Richteramt, und die Brüder hatten durch ihn großes Ansehen.

Der Zwist der Schwäher

Eines Frühjahrs gingen sie alle, insgesamt vierzig Mann, zum Frühjahrsthing, und sie waren alle in farbigen Kleidern. Auch Vestein, Gislis Schwager, war dorthin gekommen und alle Surentaler.

Gest hieß ein Mann, Oddleifs Sohn. Er war zum Thing gekommen und war beim reichen Thorkel in seiner Hütte. Einmal saßen die Männer aus dem Haukadal beim Trunk, aber die andern waren bei der Gerichtssitzung; denn man war beim Gerichtsthing. Da trat ein Mann in die Hütte der Haukadaler, ein großer Schwätzer mit Namen Arnor, und sprach: „Ihr seid doch wunderliche Leute, ihr Männer aus dem Haukadal, ihr seid nur aufs Trinken aus und wollt nicht zum Gericht kommen, wo eure Thingleute Prozesse führen müssen; und alle Leute denken so, ich dagegen sage es laut.“ Da sprach Gisli: „Laßt uns zum Gericht gehen, es ist möglich, daß andere auch schon darüber reden.“

Sie gingen zum Gerichtsplatz, und Thorgrim fragte, ob jemand da wäre, der ihrer Hilfe bedürfe — „und nach besten Kräften werden wir, solange wir leben, denen helfen, denen wir unsere Hilfe versprochen haben.“

Da antwortete der reiche Thorkel: „Es werden nur unbedeutende Sachen hier verhandelt; aber wir werden es euch wissen lassen, wenn wir eurer Hilfe bedürfen.“

Nun begannen die Leute darüber zu reden, wie prunkvoll ihre Schar sei und wie überheblich sie redeten. Da sprach Thorkel zu Gest: „Wie lange meinst du, wird die Macht der Männer aus dem Haukadal und ihr Dünkel noch so groß sein?“ Gest antwortete: „Den dritten Sommer werden nicht alle mehr so einmütig sein, die jetzt in dieser Schar zusammen sind.“ Arnor aber stand bei diesem Gespräch dabei, lief in die Bude der Haukadaler und hinterbrachte ihnen diese Worte.

Gisli antwortete: „Da wird er eine allgemeine Meinung ausgesprochen haben; hüten wir uns, daß sein Spruch in Erfüllung gehe. Doch weiß ich ein gutes Mittel dafür; wir wollen unsere Freundschaft förmlicher festigen als vorher und uns alle vier zu Blutsbrüdern schwören.“

Ihnen erschien dies ratsam. Sie gingen nach der Spitze der Landzunge und schnitten einen Rasenstreifen aus dem Boden, so daß beide Enden an der Erde festblieben, und stellten in der Mitte darunter einen Runenspeer, dessen Schaftnägel ein Mann mit der Hand erreichen konnte. Sie mußten alle vier darunter treten, Thorkel, Gisli, Thorgrim und Vestein. Nun ritzten sie sich blutig und ließen ihr Blut auf die Erde träufeln, die unter dem Rasenstreifen bloßgelegt war, und vermischten Blut und Erde miteinander. Darauf fielen alle auf die Knie nieder und schworen den Eid, jeder solle den andern wie seinen Bruder rächen, und riefen dazu die Götter zu Zeugen. Als sie sich alle bei den Händen gefaßt hatten, da sprach Thorgrim: „Genug Verpflichtungen gehe ich ein, wenn ich es mit diesen beiden, Thorkel und Gisli, meinen Schwähern, tue, aber gegen Vestein verpflichtet mich nichts“, und er zog schnell die Hand zurück.

„Dasselbe werde ich dann tun“, sagte Gisli und zog auch seine Hand schnell zurück. „Ich werde keine Verpflichtungen gegen den Mann übernehmen, der es nicht gegen meinen Schwager Vestein will.“ Den andern schien dies bedeutsam zu sein. Gisli sprach zu seinem Bruder Thorkel: „Nun ist es verlaufen, wie mir ahnte, und was wir getan haben, wird zu nichts führen, und ich meine, das Schicksal waltet dabei.“

Nun zog man heim vom Thing.

Thorkel begann, den Großen zu spielen, und er tat nichts mehr für die Wirtschaft, aber Gisli arbeitete Tag und Nacht.

Eines Tages war es schönes Wetter, und Gisli ließ alle Leute im Heu arbeiten außer Thorkel. Er war allein von den Männern des Hofes daheim und hatte sich nach dem Frühstück im Wohnhaus niedergelegt. Das Wohnhaus war hundert Klafter lang und zehn Klafter breit; aber außerhalb an der Südseite, etwas niedriger, war das Frauenhaus von Aud und Asgerd, und diese saßen dort und nähten. Als aber Thorkel aufwachte, ging er an die Wand des Frauenhauses, weil er dort reden hörte, und legte sich da nieder.

Nun begann Asgerd zu sprechen: „Hilf mir, Aud, und schneide mir ein Hemd für meinen Mann Thorkel zu.“

„Das kannst du ebensogut wie ich“, sagte Aud, „und du würdest mich nicht bitten, wenn du ein Hemd für Vestein, meinen Bruder, zuschneiden solltest.“

„Das ist auch eine Sache für sich“, sagte Asgerd, „und es wird mir noch eine Weile so passen.“

„Seit langem habe ich gewußt, wie es damit steht“, sagte Aud, „aber wir wollen nicht weiter darüber reden.“

„Ich halte es gar nicht für einen Vorwurf“, sagte Asgerd, „daß Vestein mir gefällt; es ist mir auch erzählt worden, daß Thorgrim dich sehr oft besucht hat, ehe du dich mit Gisli verheiratetest.“

„Daraus entstand keine Schande“, sagte Aud, „und nun wollen wir mit diesem Gespräch aufhören.“

Aber Thorkel hatte jedes Wort gehört, das sie sprachen, und nun fing er an zu

reden, wo sie schwiegen. „Hör einer, was für seltsame Dinge! Streit! Unheil! Tod eines Mannes oder auch mehrerer!“ Und dann ging er wieder hinein.

Da begann Aud: „Oft entsteht Schlimmes aus Frauengeschwätz, und es kann sein, daß hiervon sehr Schlimmes kommt!“

Am Abend erzählte Aud Gisli ihr Gespräch mit Asgerd und bat ihn, nicht zu zürnen, sondern zu überlegen, ob er einen guten Rat fände.

„Ich sehe hier keinen Rat“, sagte er, „der etwas taugte; aber zürnen werde ich dir nicht; denn jeder muß reden, was ihm das Schicksal eingibt, und was bestimmt ist, wird sich erfüllen.“

Vesteins Tod

Eines Tages suchte Thorkel eine Unterredung mit seinem Bruder und sprach zu ihm: „So steht's, Lieber, ich überlege und habe Lust zu einem Wirtschaftswechsel; ich möchte, daß wir unser Vermögen teilen, ich will dann mit meinem Schwager Thorgrim gemeinsam wirtschaften.“ Gisli antwortete: „Ungeteilt ist der Brüder Besitz am besten; mir wär's am liebsten, wenn alles beim alten bliebe; laß uns nicht teilen.“

„Es kann nicht so weitergehen, daß wir gemeinsam wirtschaften“, sagte Thorkel. „Denn daraus hast du nur Nachteil, wo du doch immer allein Last und Mühe der Arbeit gehabt hast, während ich nichts Gedeihliches schaffe.“

Es kam schließlich so, daß Gisli teilte. Thorkel wählte dann die bewegliche Habe, und Gisli behielt das Land.

Sie teilten sich auch die beiden Pflegekinder; das waren zwei Geschwister, Geirmund und Gudrid, die Kinder eines ihrer Verwandten. Das Mädchen blieb bei Gisli, Geirmund ging mit Thorkel.

Nun zog Thorkel zu seinem Schwager Thorgrim und wohnte mit ihm zusammen. Aber Gisli behielt den Hof, und es war nicht zu merken, daß die Wirtschaft schlechter ging als früher. Zu ihm zog sein Schwager Vestein.

Nun trug es sich auf Hol zu, daß Gisli zwei Nächte hintereinander unruhig schlief, und man fragte ihn, was er geträumt hätte. Er wollte seine Träume nicht erzählen. Es kam die dritte Nacht, und die Männer gingen zu Bett; und als alle im Schlaf lagen, ging ein so heftiger Wirbelwind über das Haus hinweg, daß er das ganze Dach auf der einen Seite abdeckte. Darauf folgte ein beispielloser Wolkenbruch, und der Regen drang natürlich ins Haus, weil das Dach anfing auseinanderzugehen. Gisli sprang schnell auf und befahl seinen Leuten, mit Hand anzulegen.

Es war aber ein Knecht bei Gisli, der hieß Thord, mit dem Beinamen der Feige. Er war hochgewachsen, fast so groß wie Gisli. Dieser Knecht blieb nun daheim, aber Gisli und alle andern eilten aufs Feld, um das Heu zu retten. Vestein erbot sich mitzugehen, aber Gisli ließ es nicht zu.

Als es nun recht ins Haus hineinregnete, rückten die Geschwister Aud und Vestein ihre Betten von der Wand ab und stellten sie der Länge nach in die Stube. Alle andern außer diesen beiden waren aus dem Haus gegangen.

Eben vor dem Morgengrauen ging etwas ins Haus hinein, ganz leise, und dorthin, wo Vestein ruhte. Er war aufgewacht, aber ehe er sich's versah, wurde ihm die Brust mit einem Spieß durchbohrt. Und als er den Stoß spürte, sprach er: „Das traf!“

Gleich darauf ging der Mann hinaus. Vestein wollte aufstehen; dabei fiel er tot neben dem Bett nieder.

Aud erwachte davon und rief Thord den Feigen und befahl ihm, die Waffe aus der Wunde zu ziehen. Man sagte damals, der Mann sei zur Rache verpflichtet, der den Spieß aus der Wunde ziehe; aber wenn der Täter die Waffe in der Wunde stecken ließ, so hieß das nicht Mord, sondern heimlicher Totschlag. Thord war so leichenscheu, daß er nicht einmal in ihre Nähe zu kommen wagte. Dann kam Gisli heim und sah, was vorgefallen war. Er gebot Thord, es sein zu lassen, zog selber den Spieß heraus und warf ihn ganz blutig in eine Lade, ohne daß jemand es sah, und setzte sich auf den Bettrand. Darauf ließ er Vesteins Leiche nach der Sitte herrichten, die zu damaliger Zeit gebräuchlich war. Vesteins Tod tat Gisli und den andern sehr weh. Da sprach Gisli zu seiner Pflegetochter Gudrid: „Geh hinüber nach Saebol und erkunde, was man dort vorhat. Ich schicke dich dorthin, weil ich dir hierin wie in allem andern am meisten vertraue. Gib acht, daß du mir alles erzählen kannst, was man vorhat.“

Sie ging und kam nach Saebol. Da traf sie Thorgrim und Thorkel mit ihren Leuten und einen Mann namens Thorgrim Nase, der war ein geschickter Schmied und ein großer Geisterbanner. Sie waren alle auf und saßen bewaffnet da. Als sie hereinkam, begrüßte man sie nur zögernd, und alle waren sehr einsilbig. Doch fragte Thorkel nach Neuigkeiten. Sie berichtete den Totschlag Vesteins. Thorkel antwortete: „Als wichtige Neuigkeit hätten wir das früher einmal angesehen.“

„Ein Mann ist mit ihm verschieden“, sagte Thorgrim, „dem es gebührt, daß wir alle ihm Ehre erweisen und sein Begräbnis so ehrenvoll wie nur möglich machen und einen Hügel über ihm errichten; wahr ist auch, daß dies ein großer Verlust ist. Du kannst Gisli auch sagen, daß wir heute hinüberkommen werden.“

Sie kehrte zurück und erzählte Gisli, Thorgrim habe mit Helm und Schwert und in voller Kampfrüstung dagesessen, aber Thorgrim Nase habe eine Zimmermannsaxt in der Hand gehabt und Thorkel ein Schwert, das eine Spanne lang aus der Scheide gezogen war, „alle waren da auf, und einige waren bewaffnet.“

„Das war zu erwarten“, sagte Gisli.

Thorgrim wird erschlagen

Thorgrim beabsichtigte, zu Anfang des Winters ein Herbstfest zu veranstalten, um den Winter zu begrüßen und Frey ein Opfer zu bringen. Er lud dazu seinen Bruder Börk ein und Eyjolf, Thords Sohn, aus Otradal und viele andere angesehene Männer.

Auch Gisli traf Anstalten zu einem Fest und lud seine Schwäher aus dem Arnarfjord und die beiden Thorkel dazu ein; und es waren nicht weniger als sechzig Mann bei Gisli. Auf beiden Höfen sollte ein Trinkgelage stattfinden, und auf Saebol war der Fußboden mit Binsen vom Teich bestreut. Als nun Thorgrim und seine Leute den Saal zurecht machten und die Wände behängen wollten, — denn die Eingeladenen wurden schon für den Abend erwartet — da sprach Thorgrim zu Thorkel: „Gut käme uns jetzt der schöne Wandbehang zustatten, den Vestein dir geben wollte. Ich sollte meinen, es ist doch nicht einerlei, ob er dir gehört oder nicht gehört. Und ich möchte gern, daß du ihn jetzt holen ließest.“

Thorkel antwortete: „Alles kann, wer sich bescheiden kann, und ich werde ihn nicht holen lassen."

„Dann werde ich es tun", sagte Thorgrim und befahl Geirmund hinzugehen.

Geirmund antwortete: „Helfen will ich gern, aber hinübergehen — dazu habe ich keine Lust."

Da ging Thorgrim auf ihn zu und gab ihm eine kräftige Ohrfeige und sprach: „Geh jetzt, wenn du jetzt mehr Lust hast."

„Jetzt werde ich gehen", sagte er, „wenn's jetzt auch noch schlimmer ist; aber das kannst du mir glauben, ich werde dir für diese Schelle eins aufgeigen, und man wird sagen, sie sei gut vergolten."

Darauf ging er und kam nach Hol. Da waren Gisli und Aud gerade dabei, die Teppiche aufzuhängen. Geirmund brachte sein Anliegen vor und erzählte, wie sich alles zugetragen hätte.

„Willst du ihnen die Teppiche leihen, Aud?" fragte Gisli.

„Wozu fragst du, da du doch selber weißt, daß ich ihnen weder die Teppiche, noch sonst etwas gönne, das ihr Ansehen erhöhen könnte?"

„Wollte es mein Bruder Thorkel?" fragte Gisli.

„Er billigte, daß ich sie holte."

„Das soll mir Grund genug sein", sagte Gisli, ging mit ihm und gab ihm den Wandbehang. Gisli ging mit ihm bis zum Hofzaun und sprach: „Ich glaube, mir verdankst du, daß dein Weg erfolgreich war; dafür möchte ich auch, daß du mir behilflich bist bei dem, was mir am Herzen liegt. Eine Gabe ist der andern wert; so möchte ich, daß du heute abend die Riegel an den drei Türen nicht vorschiebst; du kannst daran denken, wie du zu diesem Weg aufgefordert wurdest."

Geirmund antwortete: „Wird dein Bruder Thorkel irgendwie in Gefahr sein?"

„Ganz und gar nicht", antwortete Gisli.

„Dann wird dies ausgeführt werden", sagte Geirmund.

Als er nun heimkam, warf er die Teppiche hin. Da sprach Thorkel: „Ganz anders ist Gisli an Geduld als andere Männer, und er benimmt sich besser als wir."

„Dies kommt uns sehr zustatten", sagte Thorgrim, und sie hängten den Wandbehang auf. Darauf kamen die Geladenen gegen Abend an. Das Wetter wurde trübe; gegen Abend setzte heftiges Schneegestöber ein und bedeckte alle Wege.

Börk und Eyjolf kamen gegen Abend mit sechzig Mann an, so daß nun auf Saebol zusammen hundertundzwanzig Mann waren, aber bei Gisli nur halb so viele. Auf Hol fingen die Leute gegen Abend an zu trinken, gingen darauf zu Bett und schliefen ein.

Gisli sagte zu seiner Frau Aud: „Ich habe das Pferd des reichen Thorkel noch nicht gefüttert. Geh mit mir und riegele die Tür zu und bleib wach, während ich fort bin, und riegele wieder auf, wenn ich zurückkomme."

Er holte den Spieß Grauklinge aus der Erde und hatte einen schwarzen Mantel, Hemd und Leinenhose an und ging dann zum Bach, der an beiden Höfen vorbeifloß, und aus dem sie von beiden Höfen das Wasser für die Wirtschaft holten. Er ging den Stieg zum Bach hinab und watete dann den Bach entlang bis zum Stieg, der zum andern Hofe führte.

Gisli war mit den Einrichtungen der Häuser auf Saebol vertraut, denn er hatte den Hof erbaut; vom Hofplatz konnte man gleich in den Kuhstall gehen. Dorthin

ging er. Da standen dreißig Kühe auf beiden Seiten. Er knüpfte den Rindern die Schwänze zusammen, allen dreißig auf beiden Seiten, und schloß dann den Stall so wieder zu, daß man ihn nicht öffnen konnte, wenn man von innen hinzukam.

Dann ging er zum Wohnhaus, und Geirmund hatte sein Teil getan; denn die Tür war unverschlossen. Er ging dann hinein und schloß die Tür hinter sich, wie wenn es am Abend geschehen wäre; er ließ sich ganz gemächlich Zeit. Danach blieb er stehen und horchte, ob jemand wach wäre, und er merkte, daß alle schliefen. Drei Lichter brannten in der Stube. Da nahm er Binsen vom Boden auf, wickelte sie zusammen und warf sie auf das erste Licht, und es ging aus. Danach stand er und horchte, ob jemand aufwachte, und er merkte, daß alle Leute weiterschliefen. Da nahm er einen zweiten Binsenwisch und warf ihn auf das zweite Licht, und es ging auch aus. Da wurde er gewahr, daß doch nicht alle schliefen, denn er sah, wie die Hand eines Jünglings nach dem innersten Licht langte, die Lampe herabhob und das Licht auslöschte.

Nun ging er weiter in die Stube hinein und an den Bettverschlag, worin seine Schwester und Thorgrim schliefen. Die Tür war nur angelehnt, und sie lagen beide im Bett. Er ging hinein, tastete sich weiter und berührte Thordis auf der Brust; denn sie schlief an der Außenseite.

Da sprach Thordis: „Wie ist deine Hand so kalt, Thorgrim?" und weckte ihn.

Thorgrim sagte: „Soll ich mich nach dir umdrehen?" Sie hatte gemeint, er lege die Hand auf sie.

Gisli wartete darauf eine Weile und wärmte seine Hand in seinem Hemd, und die beiden schliefen wieder ein. Nun berührte er Thorgrim leise, so daß er aufwachte; er meinte, Thordis habe ihn geweckt, und drehte sich nach ihr um. Gisli zog ihnen die Decken mit der einen Hand weg, mit der andern durchbohrte er Thorgrim mit Grauklinge, daß sie in der Bettstatt festsaß. Da schrie Thordis und sagte: „Erwacht ihr Männer im Saal! Thorgrim, mein Mann, ist erschlagen!"

Gisli machte sich eilends fort nach dem Kuhstall und ging da hinaus, wo er beabsichtigt hatte, und schloß hinter sich fest zu. Er eilte dann denselben Weg heim, und niemand konnte seine Spur sehen. Aud riegelte auf, als er kam. Er ging zu Bett, als ob nichts geschehen wäre und er nichts vorgehabt hätte.

Auf Saebol waren alle Männer betrunken und wußten nicht, wozu sie sich entschließen sollten. Dies kam ihnen unerwartet, und es wurde kein passender Plan gefaßt.

Eyjolf sprach: „Schweres und Schlimmes ist hier geschehen, und alles, was hier ist, hat den Kopf verloren. Nun scheint es mir ratsam, wir zünden Licht an und laufen zu den Türen, so daß der Mörder nicht entkommen kann."

Und so geschah es. Die Leute meinten, als man den Mörder nicht finden konnte, einer von drinnen müsse die Untat begangen haben. So ging die Zeit hin, bis der Tag anbrach. Da nahm man die Leiche Thorgrims, zog den Speer aus der Wunde — das tat sein Bruder Börk — und fing an, das Begräbnis vorzubereiten. Es blieben sechzig Mann auf Saebol, die andern sechzig aber gingen hinüber nach Hol zu Gisli.

Thord der Feige war gerade draußen. Und als er die Schar erblickte, lief er hinein und sagte, ein Heer von Männern komme auf den Hof zu, und benahm sich dabei ganz kopflos.

„Das ist gut", sagte Gisli.

Nun kamen Thorkel und Eyjolf auf den Hof. Sie gingen in die Schlafkammer, wo Gisli und seine Frau ruhten. Aber Thorkel, Gislis Bruder, ging zuerst hinein und sah Gislis Schuhe ganz vereist und schneebedeckt daliegen. Er schob sie unter den Schemel, daß die andern sie nicht sehen sollten. Nun begrüßte Gisli sie und fragte, was es Neues gäbe, „Schweres und Schlimmes", sagte Thorkel, Thorgrim sei erschlagen, und fragte dann, was das wohl zu bedeuten habe.

„Eine schlimme Tat folgt der andern auf dem Fuße", sagte Gisli, „wir wollen uns dazu erbieten, Thorgrim zu bestatten. Das könnt ihr von uns verlangen, und es ist unsere Schuldigkeit, es ehrenvoll auszuführen."

Nun wurde das Totenbier für Thorgrim getrunken, und Börk gab vielen Leuten gute Geschenke.

Gisli wird geächtet

Als nächstes Ereignis geschah es, daß Börk Thorgrim Nase dafür bezahlte, daß er einen Zauber über den Mann ausspreche, der Thorgrim erschlagen hatte: nichts solle ihn schützen, wenn ihm auch noch so viele hülfen, und er solle nirgends Ruhe finden auf dem Lande. Einen neunjährigen Ochsen erhielt er dafür. Nun verrichtete Thorgrim den Zauber und traf Vorkehrungen nach seiner Gewohnheit: er errichtete ein Gerüst, und dann vollzog er es hexenmäßig mit aller Schamlosigkeit und Teufelei.

Es geschah auch etwas, was viele Leute für etwas nie Dagewesenes hielten: niemals blieb der Schnee auf der Südseite von Thorgrims Grabhügel liegen, noch fror es dort; und darum meinten die Leute, Thorgrim sei seiner Opfer wegen ein solcher Liebling Freys gewesen, daß er nicht zuließ, daß es zwischen ihnen fröre.

Nun geschah's im Winter wie verabredet, daß die Gisli und Thorkel ihre Spiele zusammen abhielten. Börk zog mit Thordis zusammen und heiratete sie.

Es wird nun erzählt, daß Börk diesmal nicht gegen Thorstein, einen Schwestersohn des Thorgrim Nase, standhalten konnte; schließlich wurde er zornig und brach Thorsteins Schläger entzwei, aber Thorstein brachte ihn zu Fall und warf ihn aufs Eis. Als das jedoch Gisli sah, sagte er, er solle dem Börk nur zusetzen, wie er könne, „und ich will mit dir den Schläger tauschen".

Das taten sie. Gisli setzte sich nieder und besserte den Schläger aus; dabei fiel sein Blick auf Thorgrims Grabhügel. Schnee lag auf der Erde, und Frauen saßen am Abhang, seine Schwester Thordis und viele andere. Da sprach Gisli die Strophe:

Heute sehe ich hoch am
Heim des Riesenfeind-Grims
— Schaden bracht mein Speer ihm —
Streifen, unbereifte.
Hof nun hat für ewig
Helmträger von Rechts wegen;
selber wählt' er Wohnsitz
wahrlich nicht für sich dort.

Thordis merkte sich die Strophe, ging nach Haus und brachte den Sinn heraus. Sie beendeten nun die Spiele, und Thorstein zog heim.

Eines Tages sagte Börk zu Thordis: „Nun sollst du mir sagen, warum du im Herbst so traurig warst, als wir mit den Spielen aufhörten; und du hast mir versprochen, es mir zu sagen, bevor ich von hier fortgehe."

Sie waren gerade an Thorgrims Grabhügel angekommen, als sie dies redeten. Da blieb sie stehen und sprach, sie wolle nicht weiter mitgehen, und erzählte ihm, was Gisli gesprochen habe, als er nach Thorgrims Grabhügel blickte, und sagte ihm die Strophe auf — „Und ich glaube", sagte sie, „du brauchst dich wegen Thorgrims Totschlag nirgendwo anders umzutun, sondern es kann mit Recht gegen ihn ein Prozeß angestrengt werden."

Darüber wurde Börk über die Maßen zornig und sprach: „Jetzt will ich sogleich umkehren und Gisli erschlagen; ich finde es geraten, nicht mehr damit zu zögern."

Aber Thorkel sagte, er stimme ganz und gar nicht damit überein, „und ich weiß nicht", fügte er hinzu, „wieviel Wahrheit an dem ist, was Thordis sagt. Mich dünkt es ebenso wahrscheinlich, daß das nichts zu bedeuten hat, denn oft steht's faul um Frauenrat."

Sie ritten am Fjordufer entlang — dazu beredete ihn Thorkel — bis sie zur Mündung der Sandaa kamen. Dort stiegen sie ab und ließen die Pferde grasen. Börk war wortkarg, aber Thorkel sagte, er wolle seinen Freund Önund aufsuchen. Er ritt sogleich so scharf, daß er bald außer Sichtweite war. Dann schwenkte er ab auf den Weg nach Hol und sagte Gisli, was vorgegangen sei, daß Thordis den Sachverhalt erkannt und die Strophe gedeutet habe. — „Du mußt also darauf gefaßt sein, daß die Sache aufgedeckt wird." Gisli schwieg zuerst und sagte dann:

„Ich dachte nicht, daß ich das von ihr zu erwarten hatte. Nun möchte ich aber wissen, Bruder, wie du dich zu mir stellen wirst, nachdem ich diese Tat verübt habe."

„Ich werde dich warnen, wenn man dich töten will; aber Schutz werde ich dir nicht gewähren, den man mir als Vergehen anrechnen könnte. Ich selber fühle mich durch dich sehr gekränkt, da du Thorgrim, meinen Schwager und Fahrtgenossen, erschlagen hast."

Gisli antwortete: „War es nicht zu erwarten, daß ein Mann wie Vestein nicht ungeächtet bleiben würde? Und ich hätte dir nicht so geantwortet, wie du mir antwortest, und auch nicht so gehandelt."

Sie trennten sich. Thorkel kehrte wieder zu Börk zurück, und sie reisten südwärts nach Thorsnes, und Börk richtete seine Wirtschaft ein; Thorkel aber kaufte Land am Bardarstrand, den Hof, der Hvamm hieß.

Das Nächste war nun, daß Gisli seinen Verwandten Helgi und Sigurd und Vestgeir Botschaft schickte, sie sollten zum Thing gehen und einen Vergleich für ihn anbieten, so daß er nicht geächtet würde. Und die Söhne Bjartmars gingen auch aufs Thing, aber sie richteten nichts aus, und man sagt, sie hätten sich kläglich dabei benommen und hätten beinahe geweint, als sie den Vergleich aufgeben mußten. Sie erzählten dem reichen Thorkel, wie es stände, und sagten, sie wagten nicht, Gisli seine Ächtung zu melden. Auf dem Thing geschah weiter nichts, als daß Gisli geächtet wurde.

Der reiche Thorkel suchte nun Gisli auf und sagte ihm seine Ächtung. Gisli fragte, was er von ihm erhoffen könne. Thorkel sagte, er werde ihm Schutz gewähren, aber nur, wenn es ihm deswegen nicht ans Geld ginge.

Danach reiste er heim.

In der Acht

Es wird erzählt, daß Gisli drei Winter lang am Geirthjofsfjord war, manchmal aber auch bei Thorkel Eiriks Sohn, daß er aber weitere drei Winter ganz Island durchwanderte und Häuptlinge aufsuchte und sie um Beistand bat. Aber wegen des Zauberbanns, den Thorgrim Nase bei seiner Hexerei angewandt hatte, und wegen seiner Verwünschungen, war ihm nicht bestimmt, daß sich Häuptlinge für ihn einsetzten; auch wenn es ihnen manchmal nicht so aussichtslos erschien, so kam doch immer etwas dazwischen. Doch hielt er sich recht lange bei Thorkel Eiriks Sohn auf und war nun schon sechs Winter in der Acht. Nun hielt er sich bald am Geirthjofsfjord auf Auds Hof auf, bald in einem Versteck nördlich vom Fluß, das er sich dort gemacht hatte. Ein anderes Versteck hatte er bei den Kletterfelsen, südlich vom Hof, und hier lebte er abwechselnd.

Als Börk dies erfuhr, da brach er von seinem Hof auf, besuchte den grauen Eyjolf, der auf Otradal im Arnarfjord wohnte, und bat ihn, Gisli aufzuspüren und ihn in der Acht zu erschlagen. Er bot ihm dreihundert Mark reinen Silbers, wenn er alles daransetze, ihn zu suchen. Eyjolf nahm das Geld und versprach seinen Beistand.

Ein Mann war bei Eyjolf, der Helgi hieß und Schnüffelhelgi genannt wurde. Er war flink und scharfäugig und kannte alle Fjorde. Er wurde in den Geirthjofsfjord geschickt, um zu erfahren, ob Gisli dort sei. Er gewahrte dort einen solchen Mann, wußte aber nicht, ob es Gisli wäre oder jemand anders. Er ging heim und erzählte Eyjolf, wie es stand. Dieser sagte, er wisse gewiß, daß es Gisli gewesen sein müsse.

Er zögerte nicht lange, sondern zog mit sechs Mann aus, bekam aber Gisli nicht mehr zu sehen und kehrte unverrichteter Sache heim.

Gisli war ein kluger Mann. Er hatte viele wahre Träume, leicht deutbar. Darüber sind alle wissenden Männer einig, daß Gisli nächst Grettir Asmunds Sohn von allen Männern am längsten in der Acht gewesen ist.

Nun wird erzählt, daß Schnüffelhelgi einmal nach dem Geirthjofsfjord ausgeschickt wurde; denn die Leute hielten es für wahrscheinlich, daß Gisli dort sei. Mit ihm ging ein Mann, der Havard hieß.

Sie kamen auf den Hof und traten ein, und Eyjolf verhandelte mit Aud.

Er begann: „Ich will mit dir einen Handel abschließen, Aud. Verrate du mir Gisli, so will ich dir die dreihundert Mark Silber geben, die ich für Gislis Kopf bekommen habe. Du brauchst auch nicht dabei zu sein, wenn wir ihm das Leben nehmen. Außerdem will ich dir noch eine Heirat verschaffen, die viel besser ist als deine jetzige. Du mußt doch in Betracht ziehen, wie unerquicklich es für dich ist, hier immer so in der Einöde zu sitzen, und nur wegen des unglücklichen Gisli, wo du niemals Freunde und Verwandte zu sehen bekommst."

Sie antwortete: „Darüber hege ich die meisten Zweifel, ob wir uns darüber einig werden, daß die Heirat, die du mir verschaffst, ebensogut ist wie meine jetzige. Aber wahr ist, wie es heißt, daß Geld das Beste nach des Gatten Tod ist. Laß mich also sehen, ob das Geld so gut und viel ist, wie du sagst." Er schüttete ihr das Geld in den Schoß, und sie wühlte mit den Händen darin. Er aber zählte es und zeigte es ihr vor. Gudrid, ihre Pflegetochter, fing an zu weinen.

Dann ging Gudrid hinaus, suchte Gisli auf und sagte zu ihm: „Meine Pflegemutter hat den Verstand verloren und will dich verraten."

Gisli sprach: „Sei guten Muts! Denn durch Aud werde ich mein Leben nicht verlieren."

Darauf ging das Mädchen wieder hinein und sagte nicht, wo es gewesen war. Eyjolf hatte nun das Silber gezählt; aber Aud sprach: „In keiner Hinsicht ist dein Geld besser und schlechter, als du gesagt hast. Und ich denke, du gestehst mir das Recht zu, damit zu machen, was mich gut dünkt."

Eyjolf nahm das fröhlich auf und sagte, gewiß könne sie damit tun, was sie wolle. Aud nahm nun das Geld und tat es in einen großen Beutel; dann stand sie auf und schlug Eyjolf den Beutel so an die Nase, daß er sofort ganz blutüberströmt war, und sprach: „Nimm das für deine Leichtgläubigkeit, und alles Unheil wünsche ich dir dazu. Wie konntest du glauben, daß ich dir Bluthund meinen Mann verkaufen würde! Nimm das, und Schmach und Schande obendrein! Daran sollst du Lump denken, solange du lebst, daß eine Frau dich geschlagen hat und du doch nicht erreichen konntest, was du wolltest."

Eyjolf zog heim nach Otradal und war sehr unzufrieden mit seinem Zug; und auch die Leute meinten, diese Fahrt hätte ihm noch die allermeiste Schande eingebracht.

Gislis Endkampf

Gisli war den Sommer über daheim, und alles war ruhig. Dann kam die letzte Nacht des Sommers. Da heißt es, daß Gisli nicht schlafen konnte, und alle drei nicht. Der Wind war ganz still geworden, und es hatte stark gereift. Gisli sagte, er wolle aus dem Haus und zu seinem südlichen Versteck unter den Kletterfelsen gehen, um zu versuchen, ob er dort schlafen könne. Sie brachen nun alle drei auf, und die Frauen hatten Mäntel über, und diese machten eine ununterbrochene Spur auf dem bereiften Boden. Gisli hatte ein Stäbchen in der Hand und schnitzte Runen, und die Späne fielen auf die Erde.

Sie kamen zum Versteck. Er legte sich nieder und wollte versuchen, ob er schlafen könne. Die Frauen blieben wach.

Da hörten sie plötzlich Männerstimmen. Eyjolf war gekommen mit vierzehn Mann. Sie waren vorher auf dem Hof gewesen und hatten die Spuren im Reif gesehen, die ihnen als Führer dienten.

Als die drei die Männer gewahr wurden, stiegen sie auf die Kletterfelsen, wo der beste Verteidigungsplatz war, und die Frauen nahmen jede einen dicken Knüttel in die Hand.

Eyjolf und seine Leute kamen von unten heran. Da sprach er zu Gisli: „Jetzt ist dafür gesorgt, daß du nicht wieder entwischen kannst. Laß dich nicht jagen wie einen Feigling! Man rühmt dich doch als sehr mutig. Es ist jetzt sehr lange her, daß wir uns getroffen haben, und ich möchte, daß dies das letztemal sei."

Gisli antwortete: „Komm mannhaft heran, wenn ich nicht wieder entwischen soll. Es ist eine Ehrenschuld für dich, mich als erster anzugreifen; denn du hast mehr Ursache dazu, als irgendeiner aus der Schar dort."

„Ich kann wohl, ohne dich zu fragen, meine Leute verteilen, wie es mir gefällt", sagte Eyjolf.

„Das war am wahrscheinlichsten", sagte Gisli, „daß du Hundsfott es nicht wagen würdest, mit mir die Waffen zu messen."

Eyjolf sagte zu Schnüffelhelgi: „Das wäre eine große Heldentat, wenn du zuerst auf den Felsen gingest und auf Gisli eindrängest. Dieser Ruhm würde lange im Munde der Leute leben."

„Oft habe ich es gemerkt", sagte Helgi, „daß du gern andere vorschickst, wenn Gefahr dabei ist; aber weil du mich so heftig hetzt, will ich losgehen. Komm aber mutig nach und folg mir auf den Fersen, wenn du nicht ganz und gar feige bist."

Helgi ging nun los, wo es ihm am günstigsten erschien, und hatte eine große Axt in der Hand. Gisli war so gerüstet: in der Hand hatte er eine Axt, ein Schwert umgegürtet und einen Schild an der Seite. Er trug einen grauen Mantel, den er mit einem Strick fest umgürtet hatte.

Nun nahm Helgi einen Anlauf und stürmte die Klippe hinauf auf Gisli zu. Dieser warf sich ihm entgegen, schwang sein Schwert und traf ihn in die Weichen, so daß er den Mann mitten durchschnitt, und jeder Teil für sich die Klippe hinunterrollte. Eyjolf kletterte indessen anderswo hinauf; da trat Aud ihm entgegen und schlug ihn mit dem Knüttel so heftig auf die Hand, daß sie ganz lahm wurde; da purzelte er von oben wieder hinab.

Dann gingen zwei Männer daran, Aud und Gudrid festzuhalten, und hatten genug damit zu tun. Jetzt griffen zwölf Mann Gisli an und erkletterten die Klippe; er aber wehrte sich mit Steinen und Waffen, so daß er viel Ruhm dadurch erwarb.

Nun sprang einer von Eyjolfs Genossen vor und sagte zu Gisli: „Tritt mir deine guten Waffen ab und dazu deine Frau Aud."

Gisli antwortete: „Hol sie dir beherzt; denn sonst gebühren dir weder die Waffen, die ich führe, noch auch die Frau."

Eyjolf stach mit dem Spieß nach Gisli, aber Gisli schlug danach und trennte die Spitze vom Schaft. Der Schlag war aber so heftig, daß die Axt gegen den Stein fuhr und die obere Spitze abbrach. Da warf er die Axt fort und griff zum Schwert, und damit focht er; mit dem Schild aber deckte er sich. Nun griffen sie hart an; er aber wehrte sich tüchtig und mannhaft. Sie gerieten hart aneinander: Gisli erschlug noch zwei Mann, und so waren vier tot. Eyjolf gebot, aufs herzhafteste anzugreifen. „Übel spielt man uns mit", sagte er, „denn wir hätten nicht viel davon, selbst wenn der Lohn noch gut würde."

Als sie es am wenigsten erwarteten, drehte sich Gisli um und lief die Klippe hinab und den Felsen hinauf, den man den Einhamar nennt. Dort wandte er sich ihnen wieder zu und setzte sich von neuem zur Wehr. Das kam ihnen unerwartet, und die Sache schien jetzt noch schwieriger: vier Mann tot und die andern ermattet und verwundet.

Es trat nun eine Kampfpause ein. Dann trieb Eyjolf wieder seine Leute aufs heftigste an und versprach ihnen viele schöne Geschenke, wenn sie Gisli faßten. Eyjolf hatte an Kühnheit und Kampfeslust eine auserwählte Schar bei sich.

Ein Mann namens Svein drang als erster gegen Gisli den Felsen hinauf. Gisli schlug auf ihn los und spaltete ihn bis zu den Schultern und warf ihn den Felsen hinunter. Da meinten die andern, man könne nicht wissen, wann das Morden dieses Mannes ein Ende nähme. Sie hielten Rat, wollten aber unter keinen Umständen umkehren. Nun griffen sie von zwei Seiten an, und zwei Verwandte

Eyjolfs, Thorir und Thord, folgten diesem am nächsten: es waren zwei unerschrockene Kämpfer. Die Angriffe waren scharf und heftig; und es gelang ihnen, Gisli durch Speerstiche einige Wunden beizubringen. Er wehrte sich aber höchst mannhaft und unverzagt, und sie hatten schwer zu leiden unter seinen Steinwürfen und harten Schlägen, so daß keiner der Angreifer unverwundet blieb.

Jetzt setzten Eyjolf und seine Verwandten Gisli hart zu: sie sahen, daß es um Ansehen und Ehre ging. Sie verwundeten ihn mit ihren Speeren, daß seine Eingeweide herausdrangen; er aber deckte sein Hemd darüber und band den Strick darum. Dann sprach Gisli, sie möchten ein klein wenig innehalten — „jetzt werdet ihr das Ende haben, das ihr gewollt habt."

Er sprach die Strophe:

„Von dem Freund, der kämpfend
Furcht nicht kennt, berichte
tapfre Taten man der
trauten, schönen Frau doch!
Und obwohl verwundet
werd ich mutlos nicht sein:
solche Härte dem Sohne
sein hat vererbt mein Vater."

Das war Gislis letzte Strophe, und sobald er sie gesprochen hatte, sprang er vom Felsen hinunter und jagte Thord, Eyjolfs Verwandtem, sein Schwert durch den Kopf, daß dieser sofort den Tod davon hatte. Gisli fiel über ihn und war auch sogleich entseelt. Auch alle andern aus Eyjolfs Schar waren schwer verwundet.

Gisli ließ sein Leben erst nach so vielen und schweren Wunden, daß man es als ein Wunder ansah. Sie haben auch erzählt, er sei niemals zurückgewichen, und sie hätten nicht gemerkt, daß sein letzter Schlag schwächer gewesen sei als sein erster.

Hier endet Gislis Leben, und es heißt allgemein, er sei der unerschrockenste Kämpfer gewesen, wenn auch das Glück nicht immer mit ihm war.

Aus der Gislisaga

27. Der Eid

Stefan George

„Schreitet her und steht um mich im rund
die ich auserkor zum bund:
Dich aus kerkern flüchtig, leichenfarb,
dich der an dem weg verdarb,
den ich vor dem sturz am haare griff,
der sich selbst die klinge schliff —
wilde kräfte vom geschick gehemmt,
edle Saat durchs land verschwemmt."

Wir gebunden durch den stärksten kitt
als der stahl die arme schnitt,
einer von des andern blut genoß,
gleiche flamme in uns schoß . . .

Unser glück begann mit deiner spur.
„Mächtig ich durch euren schwur."
Wir die durch dein atmen glühn und blühn.
„Ich von eurem marke kühn."

Du nur kennst das ziel das vor uns blitzt,
trägst es in metall geritzt.
Deinen bräuchen fügen wir uns streng,
wir gehärtet im gemeng.
Lenker auf den wegen unsrer not,
nenn dein dunkelstes gebot!
Pflüge über unsre leiber her:
Niemals mahnt und fragt dich wer!

„Durch verhüllte himmel seh ich schon
die vollendung und den lohn.
Unsre feinde sind zum kampf gereiht.
Meine söhne rufen streit.
Boden hilft den händen die ihm traut,
himmel schadet wo ihm graut,
keine schar zu dicht, kein wall zu steil!
Meine söhne rufen heil."

28. Auf seinem Schild sterben

Josef Weinheber

Ihr stillen Kämpfer edleren Vaterlands!
Bekränzt ihr euch? Die heilige Irrfahrt ward
noch nicht beendet. Unser Teil heißt
nimmer: Zu leben und heimzukehren.

Ein armes Dasein rettet sich ewig in
des feilen Tages feileres Erbe: Groß
ist nur das Opfer unser. Selbst die
Erde verweht und die Götter sterben.

Doch Dauer hat der Tod. Die Vergeblichkeit
hat Dauer. Dauer hat, die uns hüllt, die Nacht.
Zu fragen ziemt uns nicht. Uns ziemt zu
fallen; jedwedem auf seinem Schilde.

Heldische Bewährung

29. Der Geist der germanischen Heldendichtung

Fritz Martini

Die Zucht, Gesinnung und das Lebensideal des germanischen Menschen erwuchsen aus seinem Kriegertum, das über alle landschaftlichen und stammesmäßigen Bedingtheiten und Grenzen hinweg die germanischen Stämme wie zu einer höheren Einheit zusammenschloß.

Die germanische Heldensage ist die Dichtung dieses Kriegertums, aber sie ist nicht eine Standesdichtung im Sinne einer abgesonderten Klasse, sondern es gab nur diese eine Gemeinschaft der Freien, die das germanische Leben trugen und bestimmten. In dem Kriegertum fanden die freien Mannen die Gesetze der Größe, der Ehre und des Ruhmes, die als höchste Forderungen ihrem gesamten Leben heldischen Inhalt und auszeichnende Kraft gaben. Dieses Kämpfertum ist niemals zu denken als ein berserkerhaftes Athletentum, als ein prahlerischer Stolz auf körperliche Kraft und als wilde Kampfgier. Die Wurzel des heldischen Lebens liegt in der geistigen Haltung des Germanentums, die mit seinem gesamten Lebensaufbau in Gefolgschaft und Sippe sowie seinem Schicksalsglauben zusammenhängt.

Die Gefolgschaft gehört zu den höchsten Ordnungen seines Lebens. Um einen besitzenden, edlen und kriegsberühmten Germanen scharte sich in freier Wahl eine Gruppe waffenfähiger Jünglinge, um ihm zu folgen, für ihn zu kämpfen, unter seiner Führung Ehre und Ruhm zu gewinnen. In unbedingter Treue waren Gefolgsherr und Gefolgsmannen verbunden, an seinem Hof und in seiner Halle lebten sie. Ein inniges Band einte sie, füreinander opferten sie Blut und Leben. Als unauslöschliche Schande galt es, in diesem Kreise zu versagen, dem Gefährten die Verpflichtung zum Kampf nicht zu halten, in der Schlachtreihe in der Mitte der Gefolgschaft zu wanken. Als Leibwehr umgaben sie ihren Führer, den „Druchtin", und wie sie für ihn starben, so stand auch er bis zum Ende schützend und kämpfend für sie ein. Je größer die Schar war und je gewaltiger ihre Taten, um so mehr wuchs der Ruhm des adligen Herrn, der sie um sich versammeln konnte, um so mehr aber wuchs auch ihr Ruhm, solchem Helden zu folgen. Die Gefolgschaft war die unverletzliche und tiefstgreifende Bindung, die der einzelne Germane einging. Er kannte noch kein ordnendes Staatsgefüge, keine Nation im heutigen Sinne, auch den Zusammenhalt durch die Eigenart des Stammes muß man sich sehr locker denken. Die religiösen Kulte haben wenigstens zur Zeit der Wanderungen keine bindende Kraft mehr gehabt. Das heilige Gesetz der Gefolgschaft ist das höchste Band der Krieger, ihr vor allem galt es, Treue und Ruhm zu bewahren. Die zur Sage gewordene Treue des germanischen Menschen hat hier ihren Ausgangspunkt und ihre Erfüllung gefunden.

Staunend berichtet schon Tacitus: „In der Schlacht wetteifern Herr und Gefolge in Tapferkeit; lebenslange Schande ist es, nach dem Fall des Herrn aus der Schlacht zu weichen; der Herr kämpft für den Sieg, die Mannen für den Herrn."

Als im Jahre 375 der König der Alemannen bei Straßburg besiegt und gefangen wurde, ergaben sich mit ihm drei seiner Blutsfreunde und 200 Gefolgsmänner, denn „sie fanden es schimpflich, den König zu überleben und nicht, wo es sein sollte, für ihn zu sterben". Diese Treue des Gefolges zu seinem Herrn ist eine der schönsten Eigenschaften des deutschen Menschen durch die Jahrhunderte geblieben, sie hat in der Heldendichtung verklärende Gestalt gefunden.

Die Treuepflicht in der Gefolgschaft stand über allen persönlichen Bindungen, sie stand selbst über der Gemeinschaft der Sippe, die im germanischen Leben einen bedeutenden Platz einnahm. Die Sippe setzte die Zusammengehörigkeit aller durch Blut und Abstammung Verwandten zu einem festen Verbande durch, der seinen einzelnen Gliedern gegenüber wesentliche Rechte und Pflichten beanspruchte. Wer aus der Sippe gestoßen war, galt als fried- und ehrlos, er hatte vor allem seinen wertvollsten Schutz verloren. Wer sich selbst nicht wehren und helfen konnte, dem stand die Sippe bei; sie setzte sich für ihre Glieder ein, so wie jeder einzelne Gut und Blut in ihrem Dienste zu opfern hatte. In den adligen und großen Geschlechtern herrschte ein ausgeprägter Stolz, wie er auch in der Heldensage und in der isländischen Dichtung wiederkehrt, und eine feierliche Verehrung der Ahnen verpflichtete die Nachfahren zu großen Taten.

Das Band des Blutes stand noch über der Pflicht des Gatten; vor dem Gehorsam, den die Frau dem Manne schuldete, stand das Recht, das die Sippe forderte. So erhebt sich in dem ursprünglichen Liede Kriemhild gegen den eigenen Gatten, um ihre Brüder zu retten, so opfert sie ihre eigenen Kinder, um die Getöteten zu rächen.*) Diese grausame Tat, die aller christlichen Ethik widerspricht, sieht der Germane nicht als eine Schuld, sondern als eine Notwendigkeit des verhängten Schicksals an, die in ihrer Gewalt zwar das Leben der Rächerin selbst als Sühne fordert, aber nicht sie verurteilt oder bestraft. Kriemhild opfert sich selbst im Bewußtsein der Größe ihrer Tat, nicht einem „Schuldigsein". Die Helden handeln immer, wie sie müssen. Das Bewußtsein der Notwendigkeit gibt ihnen den hohen Ernst. Alle diese Stoffe der Heldensage spiegeln eine Grundform der germanischen Rechtserfüllung und Ethik wider: die Rache.

Aus dem Leben der germanischen Seele ist uns wenig so deutlich wie dieses elementare, unerhört gesteigerte Bedürfnis nach rascher und erbarmungsloser Rächung des angetanen Frevels. Die Rache ist vor allem aber eine Pflicht des gemeinsamen Blutes für die Sippe.

Die Rache war die höchste Pflicht der Sippe. Um so unerhörter empfand der Germane es, wenn ein Fürst seine Verwandten verfolgte. Der Ostgote Ermanarich, der in der Sage seinen eigenen Sohn und seine Neffen, die Harlungen, tötete, der Dietrich von Bern aus seinem angestammten Erbe vertrieb, galt als das Schreckbild grausamer Übeltaten. Mit um so tieferer Tragik aber war das Schicksal Hildebrands erfüllt, der bewußt seinen eigenen Sohn töten mußte, weil es die Verknüpfung des Schicksals und seine Ehre befahl.**)

Diese grundlegenden Gesetze des heldischen Lebens erhalten ihren inneren Sinn aber erst von zwei Ideenwelten der germanischen Zeit, die bis tief in unser Mittelalter hineinreichen: die Idee des Schicksals und das Ideal des heldischen Menschen.

Die germanische Heldendichtung ist rein diesseitig eingestellt, sie kennt keine

*) Vgl. S. 122 **) Vgl. S. 125

Ausrichtung auf ein über dieses Leben hinausweisendes Reich des Jenseits. Nicht die Götter waren dem Germanen die letzten Walter und Herrscher des Lebens, sondern über ihnen stand allmächtig und unerbittlich das Schicksal. Unentrinnbar herrschte es über das Leben jedes einzelnen, es bestimmte den Gang seines Daseins und die Stunde des Endes. Und wie der einzelne, so ist ihm das Volk, so sind ihm die Götter unterworfen. Durch das Los, durch Erforschung der Eigenart der Eingeweide geopferter Tiere, durch Befragung der Gestirne suchte man den Willen des Schicksals zu erkunden. Aber dieser Schicksalsglaube führte nie zu einem ergebenen Fatalismus orientalischer Art, zu einer stumpfen Fügung des Willens in die Bestimmung einer höheren, unentweichbaren Macht. Man erkannte das Schicksal als die letzte Bindung, aber man erlitt es nicht in untätiger Hingabe, sondern es trug in sich die Verpflichtung, es zu bejahen und zu erfüllen, wie schwer es immer sein möge. In der Haltung, in der der einzelne sein Schicksal voll auf sich nimmt, offenbart sich das Ideal des heldischen Lebens. In dieser Haltung liegt das tiefste Ethos des Germanentums überhaupt. Diese Bejahung des Schicksals gibt der Heldendichtung einmalige und gewaltige Züge.

Ihre sinnsetzenden Werte sind die Bewährung des heldischen Seins, die Erfüllung der Pflichten von Gefolgschaft und Sippe, die Erwerbung von Nachruhm und Ehre im Tode. Eine solche Haltung kennt keine Flucht aus der Wirklichkeit in ein Jenseits, sondern nur die Behauptung und den Beweis eines großen Lebens in der dem einzelnen gebotenen Spanne des Daseins. In dieser Bejahung des Schicksals liegt zugleich das tragische Pathos der Heldendichtung.

Der germanische Held steht fern von den Göttern unter der wuchtenden Last des notwendigen Verhängnisses, er steht in steiler Einsamkeit auch fern von den Menschen im Banne seiner Bestimmung. Allein muß er das Schicksal, das über ihn verhängt ist, tragen und vollenden. Kein Weg führt zu den Gefährten, den Genossen des Kampfes oder den Brüdern der Sippe. Einsam gehen sie in den vom Spruch der Nornen bestimmten Tod, ihren inneren Kampf verschließen sie in der eigenen Brust. Denn unheldisch wäre es, Jagen und Leid zu verraten. Der Grieche lebt immer in der Gemeinschaft, mit lautem Klagen, Geschrei und Wortschwall rufen die homerischen Helden das Mitleid ihrer Gefährten an, um sich an ihm zu trösten und aufzurichten. Schweigsam geht der Germane die bestimmte düstere Bahn. Die germanische Heldendichtung ist eine Schicksalsdichtung, sie muß götterlos sein, denn auch die Götter sind dem Verhängnis unterworfen, wohl Schützer, aber nicht Retter der Menschen.

In die kurze Spanne des Heldenlebens, ja in eine große Tat, einen großen Augenblick wird das Ethos der heldischen Haltung zusammengedrängt und dann von der Dichtung mit gewaltigem Pathos gesteigert. Heldentum ist Kriegertum. Aber nicht in athletischen Taten und gewaltigen Waffenleistungen sah man Wert und Sinn dieses Kriegertums, sondern in der seelischen Bewährung. Der Kampf in der Heldensage geht um die großen Dinge dieses Lebens, um den Besitz von Gold und Macht, um die Sippe und das eigene Land, aber darüber steht als tieferer Antrieb der Drang zum Kampf um seiner Größe willen. Denn auch den Krieg sah der Germane als ein Schicksal an, das seine Erfüllung fordert (so hat der Deutsche auch den Weltkrieg durchlebt). Zum Helden wird der Krieger noch nicht durch geleistete Kampftaten und erfochtene Siege, sondern erst durch die Haltung,

die seinem Leben eine über seine Beschränktheit hinausweisende Größe gibt. Held ist nicht nur der Sieger, auch der Unterlegene, auch die Frau kann es sein. In dem Leben jeder der großen Gestalten der Sage tritt der Augenblick ein, in dem er sich vor diesem höchsten Gesetz bewähren muß, sei es, daß er zur Rache schreitet, die seinen eigenen Untergang einschließt, oder sich der Treue opfert oder im Kampf das Ende findet. Fast immer trägt er die Gewißheit in sich, daß er mit dieser Entscheidung sich selbst den Tod oder dem Freunde oder Sohn den Untergang bereitet. Auszuweichen wäre untilgbare Schmach; das Schicksal fordert immer seine Erfüllung.

Fast immer führt es zu düsterem Ende; die ursprünglichen Stoffe der Sage sind von tiefer Tragik erfüllt, aber über ihrer niederdrückenden Schwere liegt die stolze und freie Selbstbehauptung des heldischen Menschen, der das Schicksal bejaht und damit nach freiem Willen seine blinde Gewalt in der Erfüllung besiegt. Das sichere Wissen, daß er den Sohn töten wird, reißt dem alten Hildebrand die Waffe nicht aus der Hand, sondern er kämpft den Kampf, den das Gebot der Ehre von ihm fordert. Mit wildem Trotz führt Hagen in der Nibelungensage die Burgunden über die Donau. Er weiß, daß sie alle sterben müssen, aber seit Gunther ihm Feigheit vorwarf, kennt er nur noch das Gebot des heldischen Lebens, das Geschick zu erfüllen, wie immer es geartet sei. Jede Warnung trifft taube Ohren. So weiß auch Brünhild, als sie das Leben Siegfrieds einfordert, daß seinem Tod ihr eigenes freiwilliges Ende folgen muß. Siegend oder sterbend erfüllt der Germane, wenn er die ihm bestimmte Tat vollendet, das Gesetz des heldischen Lebens. Indem er sein Schicksal auf sich nimmt, hebt er es selbst auf und macht er den blinden Zwang zu erkannter und freiwillig erfüllter Notwendigkeit.

In der deutschen Heldendichtung weist kein Wort über den Tod hinaus auf eine zweite Welt glücklicher Erfüllung. Aus der irdischen Welt allein erwachsen die Spannungen und Kräfte des heldischen Lebens. Ihm setzt das allwaltende Schicksal ein Ende, und von dem Dasein des Kämpfers bleibt nur ein Zeichen: die Ehrfurcht, die die Söhne dem Ahnen bewahren, der Ruhm, der von seinen Taten über die Zeiten hinweg in Ewigkeit kündet. Wir wissen von verschollenen Liedern, in denen die Germanen die Taten der Toten erzählten und priesen und die ihre Erinnerung den Nachfahren heiligten. Sie wurden bei der Bestattung in feierlichem Ritus gesungen, sie bewahrten das Andenken der Ahnen in Verbindung mit der ihnen schuldigen kultischen Verehrung. Das altenglische Epos beschreibt, wie zwölf Helden den Hügel, der die Leiche Beowulfs barg, umritten. Sie sangen die Klage um den Toten, priesen sein Leben in Liedern und verkündeten seine Taten und seinen Ruhm. Nur wer im Leben die Ehre des Kriegers bewahrte und das heldische Ethos erfüllte, ist solchen Ruhmes bei den Nachfahren sicher, der für den Germanen Unsterblichkeit bedeutete und für die großen Gestalten der Sage auch wirklich bedeutet hat. In dem Gedenken der Nachwelt, gleichsam in einer irdischen Ewigkeit, fortzuleben, war der höchste Lohn der heldischen Gesinnung. So heißt es in der nordischen Dichtung:

Besitz stirbt. Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie.
Eins weiß ich, das ewig lebt:
des Toten Tatenruhm.

Der sächsische Dichter des Heliand, des Lebens Christi, das er um das Jahr 830 in Versen beschrieb, faßte in seiner Nachdichtung der Stelle Joh. 11; 7, 8, 16: „Da sprach Thomas, der da genannt ist Zwilling, zu den Jüngern: Laßt uns mit ziehen, daß wir mit ihm sterben“ noch einmal das Ethos des germanischen Heldenlebens und der Gefolgschaft zusammen:

Tadeln wir sein Tun nicht, sprach der teure Degen,
oder wehren seinem Willen, sondern weilen bei ihm,
dulden mit dem Dienstherrn: das ist des Degen Ruhm,
daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe
und standhaft mit ihm sterbe. Stehn wir all ihm bei,
folgen seiner Fahrt, lassen Freiheit und Leben
uns wenig wert sein, wenn wir im Volk mit ihm
erliegen, dem lieben Herrn: dann bleibt uns noch lange
bei den Guten guter Nachruhm.

„Germanische Heldensage“

30. Das alte Sigurdlied*)

Sigurd, der ruhmreiche Drachentöter, hat Schwurbruderschaft geschlossen mit den königlichen Brüdern Gunnar und Högni, den Söhnen Gjukis, und hat ihre Schwester Gudrun zum Weibe bekommen. In Glück und Ehren lebt er am Hofe seiner Schwäher. Da beschließt Gunnar, um Brynhild zu werben, die männerspröde Jungfrau, die geschworen hat, sich nur dem Besieger ihrer Waberlohe zu ergeben. Sigurd verspricht ihm seine Hilfe und zieht mit vor Brynhildens flammenumloderte Burg. Umsonst versucht Gunnar den Ritt durch das zauberische Feuer; auch Grani, den Hengst Sigurds, bringt Gunnar, der schwächere Held, nicht vom Flecke. Da tauscht Sigurd mit Gunnar die Gestalt und reitet, sein Schwert Gram an der Seite, auf Granis Rücken gegen den Flammenwall an.

Der Brand raste, der Boden wankte,
hohe Lohe zum Himmel stieg;
keiner wagte von des Königs Recken
hindurch zu reiten, drüber zu setzen.

Sigurd Grani mit dem Schwert spornte;
die Rüstung blinkte, die Regin schlug:
das Feuer erlosch dem Fürstensohn;
die Lohe wich dem Wagefrohen.

Sigurd tritt bei Brynhild ein und nennt sich Gunnar, Gjukis Sohn. Getreu ihrem Schwure, willigt sie in die Ehe mit ihm und teilt drei Nächte das Lager mit ihm: er legt sein blankes Schwert zwischen sich und des Schwurbruders Weib. Dann reitet er zu den Gefährten zurück und tauscht abermals mit Gunnar die Gestalt. Mit Brynhild ziehen sie an den Königshof und feiern Gunnars Hochzeit. Den Ring, den Sigurd der Jungfrau von der Hand gezogen hatte, gibt er seinem Weibe.

*) Die Einleitung schrieb Andreas Heusler

Über Jahr und Tag, beim Baden im Flusse, zanken die Schwägerinnen Gudrun und Brynhild über den Vorrang ihrer Männer. Gudrun enthüllt der Gegnerin, daß Sigurd es war, der ihre Lohe durchritt und ihr Lager teilte, und überführt sie mit dem Ringe. Brynhild erbleicht und redet an dem Abend kein Wort. Als Gunnar sie nach ihrem Leide fragt, sagt sie ihm, jetzt wisse sie alles; Sigurd aber habe sie und ihn betrogen, als er ihr Lager teilte; sie wolle nicht zwei Männer haben in einer Halle; „Sigurd muß sterben oder du oder ich." Gunnar beschließt, den Schwager und Schwurbruder zu verderben. Als er seinem Bruder Högni davon redet, spricht dieser:

„Wofür ist Sigurd dir Sühne schuldig,
daß du den Tod des Tapfern willst?" —
„Der Held schwur mir heilige Eide,
heilige Eide, und hielt keinen;
aller Eide ewiger Hort
sollte er sein und sann auf Trug!"

„Brynhild hat dich zu böser Tat,
zum Haß gereizt, Harm zu wecken;
Gudrun gönnt sie den Gatten nicht,
nicht will sie dir als Weib gehören."

Erschlagen war Sigurd südlich vom Rhein;
vom Baume rief der Rabe laut:
„An euch wird Atli Eisen röten,
der Meineid muß die Mörder fällen!"

Draußen stand Gudrun, Gjukis Tochter,
und also war ihr erstes Wort:
„Wo habt ihr Sigurd, den Heldenfürsten,
da Gjukis Erben als erste reiten?"

Alle schwiegen bei ihren Worten;
einzig Högni gab Antwort drauf:
„Nieder hieben den Helden wir;
der Hengst neigt das Haupt auf des Herrn Leiche."

Da lachte Brynhild zum letztenmal —
das Haus hallte — aus Herzensgrund:
„Lange waltet der Lande und Degen,
da den kühnen Fürsten ihr fallen ließt!"

Da sprach Gudrun, Gjukis Tochter:
„Furchtbar sprichst du, Frevelworte;
Geistern verfalle Gunnar, der Mörder!
Rache werde ruchloser Tat!"

Da sprach Brynhild, Budlis Tochter:
„Wohl nun waltet der Waffen und Lande!
Sigurds Eigen war alles bald,
ließt ihr länger am Leben ihn.

Schande wär es, schaltete er
über Gjukis Gut und der Goten Schar,
wenn fünf Söhne zu Siegestaten,
kampfgierige, der König zeugte!"

Finstre Nacht war's, viel war getrunken,
frohe Reden waren geführt;
alle schliefen auf ihrem Lager —
einzig Gunnar von allen wachte.

Er regte den Fuß, er redete viel,
denken mußte der Degen immer,
was Rabe und Aar gerufen hatten
hoch vom Baume, als heim sie ritten.

Wach ward Brynhild, Budlis Tochter,
die Fürstenmaid, früh vor Tage:
„Schrecken schaut ich im Schlaf, Gunnar:
Kalt war der Saal, klamm mein Lager;

Du, Fürst, rittest, des Frohsinns bar,
die Fessel am Fuß, ins Feindesheer.
So wird vernichtet der Nibelunge
mächtiger Stamm: Meineid schwurt ihr!

Gunnar, so ganz vergaßest du,
daß Blut in die Spur ihr beide träuftet!
Übel hast du ihm alles gelohnt,
der Gunnar als ersten doch gelten ließ.

Als kühn der Recke geritten kam,
um mich zu werben, da ward es kund,
wie heilig den Eid der Heervernichter
gehalten hatte dem jungen Herrscher.

Den Wundzweig legte, umwirkt mit Gold,
der ziere Fürst zwischen uns beide;
die Schneiden waren außen geschärft in Glut,
von innen aber geätzt mit Gift." Edda

31. Das alte Atlilied

Atli sandte Botschaft aus zu Gunnar,
einen klugen Reiter, Knefröd geheißen.
Er kam zu Gjukis Hof und zu Gunnars Halle,
den herdnahen Bänken und dem Bier, dem süßen.

Knefröd rief da mit kalter Stimme,
der Mann aus dem Südland, er saß auf der Hochbank:
„Atli gebot mir, daß aus ich ritte
auf kauendem Pferde durch den pfadlosen Myrkwid,

euch beide zu bitten, daß zur Bank ihr kämet
mit ringgeschmückten Helmen, zu hausen bei Atli."

Das Haupt wandte Gunnar, und zu Högni sprach er:
„Was sagt uns der Bruder, da wir solches hören?"

Högni:

„Was riet uns wohl die Frau, da den Ring sie sandte,
mit Wolfshaar umwunden? Warnung, mein ich, bot sie!
Ein Haar des Heidewolfs haftete am Goldring:
wölfisch wird der Weg uns zur Wohnung Atlis."

Es schwiegen die Schwäher und die Schwertmagen alle,
die Berater und Vertrauten und die Reichen des Landes.
Wie dem König gebührt, gebot da Gunnar:

„Genießen sollen Wölfe des Nibelungenerbes,
grimme Grauröcke, wenn Gunnar ausbleibt;
braunzottige Bären sollen beißen mit den Hauern,
wenn der König nicht kommt, der Krieger Meute!"

Den Landherrn geleiteten untadlige Leute.
So sagte da der jüngere Sohn des Högni:
„Wo Beherztheit euch hinführt, fahret heil und klug!"

Ausgreifend ließen sie laufen übers Bergland
die kauenden Pferde durch den pfadlosen Myrkwid.
Es bebte die Hunnenmark, wo die Hartgemuten zogen;
sie spornten die Renner über sprießende Felder.

Das Hunnenland sahn sie und die hohen Zinnen,
Budlis Krieger stehn auf der Burg, der hohen,
den Saal der Südvölker, mit Sitzen erfüllt,
mit verbundenen Reihen blinkender Schilde.

Mit seinen Getreuen trank da Atli
Wein in der Halle. Wächter saßen draußen,
Gunnar zu begegnen, wenn zur Gastung er käme.

Die Schwester sah sie, als in den Saal sie traten:
„Verraten bist du, Gunnar! Du Reicher, was vermagst du
wider hunnische Hinterlist? Aus der Halle geh eilend!

Besser tätest du, Bruder, in der Brünne zu reiten,
als mit ringgeschmückten Helmen zu hausen bei Atli;
dann säßest du im Sattel sonnenhelle Tage,
ließest notfahle Leichen die Nornen beweinen
und hunnische Heermaide Harm erdulden
und schicktest Atli in den Schlangenhof.
Der Schlangenhof ist nun beschieden dir selbst!"

Gunnar:

„Versäumt ist's, Schwester, zu sammeln die Niblunge,
zu weit ist's, die Helden zur Heerfahrt zu entbieten
von des Rheines Rotgebirg, die Recken ohne Tadel!"

Sie griffen Gunnar, begannen zu knebeln
den Burgundenfreund und banden ihn fest.

Sieben erschlug mit dem Schwerte Högni,
in heiße Flamme flog der achte.
So besteht ein Held im Streit die Feinde,
wie Högni bestand der Hunnen Überzahl.

Gefesselt ward Högni mit harten Banden;
es gingen die Hunnen, mit Gunnar zu reden;
sie fragten den Kühnen, ob er kaufen wolle,
der Goten Herr, mit dem Gold sein Leben.

Gunnar:

„Högnis Herz soll in der Hand mir liegen,
blutig geschnitten aus der Brust dem Helden!"
Sie schnitten dem Hjalli das Herz aus der Brust;
blutig auf der Schüssel brachten sie es Gunnar.

So rief da Gunnar, der Goten König:
„Hier hab ich das Herz Hjallis des feigen,
ungleich dem Herzen Högnis des kühnen:
gar heftig bebt es hier auf der Schüssel;
es bebte zwiefach, da in der Brust es lag."

Da lachte Högni, als zum Herzen sie schnitten
dem kühnen Kampfbaum; zu klagen vergaß er.
Blutig auf der Schüssel brachten sie es Gunnar.

Jetzt rief Gunnar, der Gernibelung:
„Hier hab ich das Herz Högnis des Kühnen,
ungleich dem Herzen Hjallis des feigen:
gar schwach bebt es auf der Schüssel hier;
es bebte minder, da in der Brust es lag.

Einzig bei mir ist all verhohlen
der Hort der Niblunge: Nicht lebt mehr Högni!
Immer war mir Zweifel, da wir zwei lebten:
aus ist er nun, da ich einzig lebe.

Nun hüte der Rhein der Recken Zwisthort,
der schnelle, den göttlichen Schatz der Niblunge!
Im wogenden Wasser das Welschgold leuchte,
doch nimmer an den Händen der Hunnensöhne!"

Atli:

„Der Gefangne ist gebunden: bringt nun den Wagen!“
Der Zaumzerrer zog den Schatzwart,
den Herrn der Schlacht, hin zum Tod.

Den lebenden Herrscher warf in den Hof,
wo Schlangen krochen, der Krieger Schar.
Aber Gunnar, der edle König,
mit der Hand die Harfe hochgemut schlug:
die Saiten klangen ...

Atli wandte wieder heimwärts
das stampfende Roß zurück vom Morde.
Gedröhn war im Hofe, Gedränge der Pferde,
Waffenklang der Männer, da vom Wald sie kamen.

Hin trat Gudrun mit goldenem Becher,
Atli entgegen, Vergeltung ihm zu bringen.

Es tönten die weinschweren Trinkschalen Atlis,
als in der Halle die Hunnen Unterhaltung pflogen;
die langbärtigen Krieger kamen herein,
die vom Morde Gunnars aus Myrkheim nahten.

Gold verschenkte die schwanenweiße,
rote Ringe reichte sie den Mannen;
das Schicksal ließ sie wachsen und die Schätze wandern,
die Königin schonte die Schatzkammern nicht.

Es trat in die Halle, ihnen Trank zu bringen,
die hellwangige Frau aus dem Fürstenstamme;
dem fahlen Fürsten gab die furchtbare den Imbiß,
gehorchend der Pflicht, und hohnvoll sprach sie:

„Hüter der Schwerter, du hast deiner Söhne
blutige Herzen mit Honig verzehrt!
Nimmer kommen zu den Knien dir
Erp und Eitil, die immer frohen.“

Sorglos hatte Atli sinnlos getrunken;
nicht hatte er Waffen, nicht wehrte er Gudrun.

Getöse ward im Saal, Toben der Mannen,
Weinen unter Gewanden, Wehklagen der Hunnen.
Das Weib allein beweinte nimmer
ihre bärenkühnen Brüder und blühenden Kinder,
die jungen, arglosen, die sie von Atli gewann.

Sorglos hatte Atli sinnlos getrunken;
nicht hatte er Waffen, nicht wehrte er Gudrun.

Blut gab mit dem Schwerte dem Bett sie zu trinken
mit helgieriger Hand; die Hunde löste sie,
trieb sie vors Tor; die Trunkenen weckte sie
mit heißem Brande: so rächte sie die Brüder.

Dem Feuer gab sie alle, die innen waren,
den Bau der Budlunge; die Balken stürzten,
die Schatzkammern rauchten, die Schildmaide innen
sanken entseelt in sengende Lohe.

Die Mär hat ein Ende; keine Maid tut je
in der Brünne ihr gleich, die Brüder zu rächen:
drei Königen verkündete sie
Todesschicksal, eh die Tapfre starb. Edda

32. Das alte Hamdirlied

Der Gotenkönig Jörmunrek (Ermanarich) hat seine junge Gattin Schwanhild, die er des Ehebruchs mit ihrem Stiefsohn bezichtigte, von den Hufen seiner Rosse zertreten lassen. Seinen Sohn ließ er henken. Die geborenen Rächer Schwanhilds sind ihre Halbbrüder Sörli und Hamdir, Gudruns Söhne aus der Ehe mit Jonaker.

Das erfuhr ich im Volke als die früheste Kunde —
kein Ding war eher: es ist doppelt so alt —,
wie Gudrun reizte, Rache zu gewinnen,
wider Jörmunrek ihre jungen Söhne.

„Eure Schwester war Schwanhild geheißen,
die Jörmunreks Rosse zerstampften,
helle und dunkle, auf der Heerstraße,
graue, gangschnelle gotische Hengste.

Bin einsam worden, wie die Espe im Wald,
bar der Freude, wie ein Baum des Laubes,
den der Waldfeind streifte an warmem Tage.
Ihr seid nun die letzten der Sippe mein,
verkümmerte Sprossen ...“

Das sagte Sörli, er war klugen Sinnes:
„Beklage die Gesippen, die du zum Kampf gereizt!
Uns wirst du, Gudrun, nun auch beweinen:
Tod ist uns bestimmt; wir sterben in der Ferne.“

Gudrun gibt Hamdir und Sörli unverwundbare Brünnen. Mit Hamdir und Sörli reitet noch der Halbbruder Erp.

Die Brust mit der Brünne die Brüder deckten,
sie schnallten die Schwerter fest,
die Edeln schlüpften in die schmucken Gewande.

Sie legten den Rossen das Reitzeug auf;
bald saßen im Sattel die Söhne Gudruns.
Über feuchtes Gebirg führten die Jünglinge
die hunnischen Rosse, zu rächen den Mord.

Da sagte Erp mit einem Male,
tänzeln ließ der Tapfre sein Roß:
„Nicht ziemt mir's, Jagen den Weg zu zeigen." —
Der Brüder kühnsten einen Bastard man nannte.

Aus den Scheiden rissen sie scharfe Klingen,
harte Schwerter, Hel zur Freude;
um ein Drittel schwächten die Degen die Kraft:
der junge Bruder zu Boden sank.

Frei lag der Pfad, sie fanden den Unheilsweg,
den windkalten Wolfsbaum im Westen der Burg;
am Galgen schwebte der Schwester Stiefsohn;
der Leichnam schwankte — nicht lind war der Ort.

Tosen war im Saale, trunkfroh die Männer,
niemand vernahm das Nahen der Rosse,
bis das Horn erscholl des beherzten Spähers.

Es jagten die Wächter, Jörmunrek zu melden,
sie hätten Helden in Helmen gesehn:
„Wahrt euch! Wehrt euch! Gewaltige kommen;
mächtigen Männern habt die Maid ihr zerstampft!"

Da lachte der Gotenfürst, griff in den Bart,
faßte die Kanne, kühn war er vom Weine,
schaute auf den Schild, schüttelte das Braunhaar,
schwenkte in der Hand die Schale von Golde:

„Glücklich däucht ich mich, könnt ich begrüßen
Hamdir und Sörli in der Halle mein!
Binden wollt ich beide mit Bogensehnen,
Gudruns Heldensöhne, an den Galgen sie knüpfen."

Getöse war im Saal, die Trinkschalen fielen;
Streitruf der Mannen, es stürzten die Bänke.
Blut mit dem Biere auf dem Boden sich mischte;
die Helden wateten im Herzblut der Goten.

Das sagte Hamdir, der hochgemute:
„Du begehrtest, Jörmunrek, Gudruns Söhne
in deiner Burg beide zu sehen:
sieh deine Füße, sieh deine Hände,
Herrscher, geworfen ins heiße Feuer!"

Grimmig schrie auf der göttliche Sproß,
als brüllte ein Bär, der brünnenbewehrte:
„Greift zu Steinen, wenn Gere nicht beißen,
nicht Erz noch Eisen, die Erben Jonakers!"

Sörli:

„Daß du den Mund ihm nicht schlossest, bringt uns Schlimmes,
oft kommt Unheilsrat aus altem Munde. [Bruder;
Kühn bist du, Hamdir, doch Klugheit fehlt dir;
viel fehlt dem Manne, der Vorsicht nicht kennt."

Hamdir:

„Ab wäre das Haupt, wenn Erp lebte,
der streitkühne Bruder, den wir beide erschlugen,
der ruhmreiche Recke — uns reizten Nornen —
der friedheilige Held — verführten uns zum Morde.

Wir stritten tapfer: wir stehen auf Leichen,
erzmüden Goten, wie Aare im Gezweig;
Heldenruhm bleibt uns, ob auch heute wir sterben:
niemand sieht den Abend, wenn die Norne sprach."

Da sank Sörli am Saalgiebel,
und Hamdir fiel an des Hauses Rückwand. Edda

33. Hildebrand und Hadubrand

Ik gihorta dat seggen, dat sih urhettun ænon muotin
Hiltibrant enti Hadubrant untar heriun twem,
sunufatarungo. iro saro rihtun,
garutun se iro gudhamun, gurtun sih iro swert ana,
helidos, ubar ringa, do sie to dero hiltiu ritun.
Hiltibrant gimahalta — her was heroro man,
ferahes frótoro — her fragen gistuont
fohem wortum, wer sin fater wari
fireo in folche? „eddo welihhes cnuosles du sis,

Ich hörte das erzählen, daß sich herausforderten einzeln bei der Begegnung
Hildebrand und Hadubrand zwischen zwein Heeren.
Sohn und Vater richteten ihre Rüstungen,
bereiteten sie ihre Kampfgewänder, gürteten sich ihre Schwerter an,
die Helden, über die Ringe (des Panzers), als sie zu dem Kampf ritten.
Hildebrand sprach: er war der ältere Mann,
des Lebens erfahrener; er begann zu fragen
mit wenigen Worten, wer sein Vater sei
im Volke der Menschen . . . „oder von welchem Geschlechte du seist?

ibu du mi enan sages, ik mi de ôdre wet
in chuninciche. chind, chud ist mir al irmindeot."
Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu:
„dat sagetun mi usere liuti, alte anti frote, dea erhina warun,
dat Hiltibrant hätti min fater; ih heittu Hadubrant.
forn her ostar giweit, floh her Otachres nid.
hina miti Theotrihhe enti sinero degano filu.
her furlât in lante luttila sitten
prut in bure, barn unwahsan
arbeo laosa. her rât ostar hina,
sid Detrihhe darba gistuontun
fateres mines; dat was so friuntlaos man.
her was Otachre ummet tirri,
degano dechisto miti Deotrichhe,
her was eo folches at ente: imo was eo fehta ti leop.
chud was her chonnem mannum.
ni waniu ih iu lib habbe ..." —
„wettu, Irmingot, obana ab hevane:
dat du neo dana halt mit sus sippan man
dinc ni gileitos ..."
want her do ar arme wuntane bauga,
heisuringu gitan, so imo se der chuning gap,
Huneo truhtin: „dat ih dir it nu bi huldi gibu!"
Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu:
„mit geru scal man geba infahan, ort widar orte!
du bist dir alter Hun, ummet spaher,
spenis mih mit dinem wortun, wili mih dinu speru werpan.
pist also gialtet man, so du ewin inwit fuortos.
dat sagetun mi seolidante
westar ubar wentilseo, dat inan wic furnam.
tot ist Hiltibrant, Heribrantes suno!"
Hiltibrant gimahalta, Heribrantes suno:
„welaga nu, waltant got, wewurt skihit!
ih wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante,
dar man mih eo scerita in folc sceotantero,
so man mir at burc enigeru banun ni gifasta!
nu scal mih swasat chind swertu hauwan,
breton mit sinu billiu, eddo ih imo ti banin werdan.
doh maht du nu aodlihho, ibu dir din ellen taoc,
in sus heremo man hrusti giwinnan,
rauba birahanen, ibu du dar enic reht habes!" —
„wela gisihu ih in dinem hrustim, dat du habes heme herron goten,
dat du noh bi desemo riche recheo ni wurti!" —
„der si doh nu argosto ostarliuto,
der dir nu wiges warne, nu dih es so wel lustit.
gudea gimeinun niuse de motti,
werdar sih hiutu dero bregilo rumen muotti,

Wenn du mir einen sagst, weiß ich mir die andern,
Kind, im Königreich: bekannt ist mir ganz das Gesamtvolk."
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
„Das erzählten mir unsere Leute, alte und erfahrene, die früherhin waren,
daß Hildebrand heiße mein Vater; ich heiße Hadubrand.
In der Vorzeit ging er nach Osten, floh er Odoakers Haß,
hin mit Dietrich und mit vielen seiner Degen.
Er ließ im Lande gering sitzen
die junge Frau im Gemach, ein Kind unerwachsen,
des Erbguts verlustig: er ritt nach Osten von hinnen.
Seitdem entstand dem Dietrich Bedürfnis nach meinem Vater:
das war ein so freundloser Mann!
Er war dem Odoaker unmäßig zornig,
der Degen treuster bei Dietrich.
Er war immer an der Spitze des Kriegsvolkes: ihm war immer der Kampf zu lieb.
Bekannt war er ... kühnen Männern.
Nicht, wähn ich, hat er noch das Leben. ..."
„Ich berufe dich, Irmingott, oben herab vom Himmel,
daß du trotzdem noch niemals mit einem so verwandten Mann
eine Verhandlung geführt hast!"
Er wand da aus dem Arm gewundene Ringe,
aus Kaisermünzen gefertigt, wie sie ihm der König gegeben hatte,
der Hunnen Herr: „daß ich dir es nun zur Huldversicherung gebe!"
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
„Mit dem Speer soll man Gabe empfangen, Spitze gegen Spitze! ...
Du bist dir, alter Hunne, unmäßig klug,
verlockst mich mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speer werfen!
Du bist ein so alt gewordener Mann, wie du immer Betrug ausgeführt hast!
Das erzählten mir die das Meer befahren
nach Westen über den Wendelsee, daß ihn der Kampf weggenommen hat.
Tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn!"
Hildebrand sprach, Heribrands Sohn:
„Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick geschieht!
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig aus dem Lande,
da wo man mich immer einscharte in das Kriegsheer der Schützen.
Während man mir bei keiner einzigen Feste den Tod beibrachte,
soll mich nun mein eigenes Kind mit dem Schwert hauen,
hinstrecken mit seiner Klinge, oder ich ihm zum Mörder werden!
Doch vermagst du nun leicht, wenn dir deine Kraft taugt,
an einem so alten Mann die Rüstung erringen,
den Waffenraub erbeuten, wenn du da das einzige Recht hast."
„Wohl sehe ich an deiner Rüstung, daß du hast zu Hause einen guten Herrn,
daß du noch bei diesem Fürsten kein Verbannter geworden bist!"
„Der soll doch jetzt der feigste der Osterleute sein,
der dich nun vom Kampf abhielte, nun dich dessen so sehr gelüstet,
des gemeinsamen Kampfes: versuche, wer kann,
wer von beiden sich heute der Rüstungen rühmen dürfe

erdo desero brunnono bedero waltan!“
do lettun se ärist asckim scritan
scarpen scurim, dat in dem sciltim stont.
do stoptun to samane, staim bort chludun,
heuwun harmlicco huitte scilti,
unti im iro lintun luttilo wurtun, giwigan miti wabnum ...

oder dieser Brünnen beider walten.“
Da ließen sie zuerst die Eschenspeere gleiten,
scharfe Schauer: das blieb stehen in den Schilden.
Dann stapften sie zusammen, spalteten die Schilde,
hieben harmvoll die weißen Schilde,
und ihnen wurden ihre Lindenschilde klein, zerkämpft mit den Waffen ...

Der Schluß fehlt. Den tragischen Ausgang — der Vater erschlägt den Sohn — erfahren wir aus „Hildibrands Sterbelied“ (Asmundarsaga):

Zu Häupten steht mir zerhauen der Schild
geziert mit Bildern und blinkendem Schmuck;
achtzig sind dort abgebildet,
alle Fechter, die ich gefällt.

Dort liegt mir zu Häupten der liebe Sohn,
der einzige Erbe, der mein eigen ward;
ich liebte ihn von allem Herzen,
wider Willen ward ich sein Töter.

II

Deutsches Mittelalter

34. Der deutsche Mensch der Ritterzeit im Bilde des Nibelungenliedes

Hermann Stodte

Im Bilde des deutschen Menschen dieser Zeit treten die männlichen Züge beherrschend hervor. Die sittliche Haltung des ritterlichen Mannes bildet sich nach Grundsätzen und Idealen, die aus frühgermanischer, nordischer Art stammen, aber in den höfischen Formen der Zeit kulturell verfeinert sind.

Oft begegnet das Wort „Tugend", das allgemein die Tauglichkeit und Tüchtigkeit in äußeren und inneren Dingen bedeutet. Alle Wertschätzung der anderen entsteht erst, wenn die Tugenden sichtbar werden, die man sich als unerläßliche Eigenschaften eines ritterlichen Mannes vorstellt. Von alters her galten als solche: Mut, Tapferkeit, Freundestreue, Tatenlust, Offenheit, Freigebigkeit, Weltfreude. Die Ritterzeit hat diese selbstverständlichen Grundlagen eines Manneslebens zu sittlichen Höchstwerten hinaufgesteigert. Schon das äußere Bild jener Welt mit ihren Burgen, Waffen, Rüstungen, Kampfspielen zeigt, daß man sich des Lebens als eines Daseins in Gefahr bewußt geworden ist. Das Bedrohliche aber schreckt den deutschen Menschen nicht, sondern steigert sein Selbstgefühl, und zwar zu einer Lebensstimmung, die in der Ritterzeit als „hoher Mut" immer wieder gepriesen wird. Die alten Dichter meinen damit Unverzagtheit, lebensfreudige Bejahung der Welt, wie sie ist, Zuversicht, jedem Widerstand gewachsen zu sein.

Aus dieser allgemeinen Haltung erwuchsen jene sittlichen Höchstwerte, die das Charakterbild des wahrhaft ritterlichen Menschen ausmachen. Darunter nahm die Ehre den ersten Rang ein. Erwachsen aus einem natürlichen starken Selbstgefühl, war der Sinn für Ehre zum Kern der Sittlichkeit geworden. Man verstand darunter nicht ein hohes Ideal, ein fernes Ziel, sondern die Ehre war mit dem Leben selbst verbunden als der innere Wert, den jeder vor sich selbst als das höchste Gut achtete. Ehre war der aus Blut, Namen und Familie ererbte Besitz, kostbarer als alle äußere Habe. Als Erbe von den Vorfahren bildete sie den gemeinschaftlichen Besitz der Sippe. War die Ehre verletzt, war das gleichbedeutend mit erlittenem Raub. Ihr Verlust traf nicht nur den einzelnen, sondern die Gemeinschaft der Sippe, und alle ihre Angehörigen waren zu Rache und Sühne verpflichtet. Die sittliche Verantwortung aller für dieses höchste Gut war, weit mehr als Haß und Feindschaft, die innere zur Rache treibende Ursache. Ein äußerer Zwang, die Ehre zu wahren, lag in dem Ansehen innerhalb der Gemeinschaft. Da männliche Anschauungen und Gesetze das Leben beherrschten, verglich sich jeder ständig mit anderen Männern und fühlte sich als Beraubter minderwertig, bis mit der Sühne der Ersatz des Raubes geleistet war.

Die hohe Schätzung der Ehre gestaltete die äußeren Lebensformen zu mannigfachen Erscheinungen aus, in denen die Ehrung der anderen, die Bewahrung der eigenen Ehre sichtbar wurden: Beamte sorgen am Königshofe für Erfüllung aller Ehrenpflichten. Die Ehre der Fürstin prägt sich aus im Ehrgeleit durch zahlreiche Frauen und Mädchen. Die Jugend wird von Alten belehrt, die in allen Dingen der Ehre gut Bescheid wissen.

Alle Beziehungen unter den Männern werden bestimmt durch die Unterscheidung in Herren und Gefolgschaft. Es ist ein Ruhm und steigert das Ansehen des Herrn, wenn ihm eine möglichst große Gefolgschaft dient. Herrn und Gefolgschaft bindet — und zwar auf Lebenszeit — als starkes, unlösliches Band die Pflicht der Treue. Auch diese Gemeinschaft hat eine gemeinschaftliche Ehre zu hüten. Die Treue aber fordert gegenseitige Verpflichtung. Diese Gegenseitigkeit ist eine besondere, rein germanisch-deutsche Erscheinung, wie sie antike und sonstige Treueverhältnisse nicht aufweisen. Der Herr versorgt, nährt, kleidet, ehrt den Gefolgsmann; dieser hält in unverbrüchlicher Anhänglichkeit zu ihm. Nichts kann ihn von dieser freiwillig beschworenen Verpflichtung lösen. Auch wenn die menschlich zwingendsten Gründe, wenn Freundschaft, Verwandtschaft, Kameradschaft ihn beanspruchen, seine Pflicht der Gefolgschaft, allem vorangehend, zwingt ihn mit ihrer Bindung an den Herrn, selbst zur Gegnerschaft, ja Todfeindschaft gegen die Nächsten. In solcher Überwindung dessen, was Herz, Natur, Neigung fordern, offenbart sich die höchste Treue des Mannes. Gilt es gar die Ehre des Gefolgsherrn, dann überschreitet die Gefolgspflicht jede Grenze, die von anderen sittlichen Pflichten gesetzt ist. Wer die Ehre seines Herrn zu rächen übernimmt, scheut bewußt vor schwerster persönlicher Schuld nicht zurück. Heimtückischer Mord selbst gilt für zulässig, wenn es keinen anderen Weg gibt. Gleich treu aber tritt der Herr vor seinen Mann, auch er gleich wenig andere sittliche Grenzen achtend, selbst eine Lüge nicht scheuend, gilt es, seinen Mann zu schützen. Der Schutz der Gefolgschaft ist heiliges Herrenamt. Auch wenn die Herren durch Herausgabe ihres Gefolgsmannes das eigene Leben retten könnten, zwingt die Treuepflicht sie, die Herausgabe abzulehnen, sie übten sonst Verrat an ihrem Herrenamt.

Als dritte Mannestugend erscheint die Kameradschaft. Wenn gleiche ritterliche Gesinnung zwei Männer eint, wird diese im Augenblick der Gefahr zur Hilfsbereitschaft. Wo solche Gefahr zur Abwehr nicht nur einen, sondern zwei Männer fordert, auch wo bei Zweifel und Bedenken schrankenloses Vertrauen des einen zum andern nötig wird, da findet sich der Kamerad zum Kameraden. Ja, zur Freundestreue, die lebenslang zwischen Mann und Mann dauert, steigert sich solche Kameradschaft.

Altgermanischer Art, aber in höfischer Verfeinerung zu reich ausgebildeter Sitte erhöht, herrscht als ritterliche Pflicht die Tugend der Gastfreundschaft. Solche zu üben, gibt es der festlichen Anlässe genug: Schwertleite, Siegesfeste, Hochzeit und Sonnwendfeste. An solchen Tagen füllen Freunde, Verwandte, Lehnsleute, die Gefolgschaft, Knappen, Knechte und fahrende Leute aller Art die Höfe und Hallen des Königs. Schon der Empfang der Gäste vollzieht sich in feierlichen Formen. Die herrlichsten Gewänder und Rüstungen, schön geschmückte Pferde, edle Steine und Waffen, der ganze Reichtum wird ausgebreitet, die Gäste zu ehren. Herren und Frauen reiten entgegen. Die Herrin empfängt die vornehmsten Gäste mit einem Kuß. Mit Verneigen und Umfangen, mit herzlichen Willkommensworten vollzieht sich in gemessen-höfischer Art der erste Empfang. Oft folgt gleich ein buntes Schauspiel, ein Turnier, dann ein Festmahl, wobei die Frauen, ausgenommen die Fürstin oder Herrin selbst, von den Männern getrennt sitzen. Reicher Überfluß an Speisen, an Wein und Met sind ein Ausdruck der Ehrung, ebenso der Schmuck der Halle durch reiche Teppichgehänge. Sieben, elf, ja siebzehn Tage — je nach der Bedeutung des Festes — dauert die Festfreude. Am Schluß erschöpft

sich die Gastfreundschaft noch in reichen Gastgeschenken, ja, die vornehmsten Gäste beteiligen sich zur Ehre des Gastgebers an Spenden und Gaben, die besonders den Armen und Fahrenden zugute kommen. Ein reiches Geleit ehrt die abreisenden Gäste. Wer als Gast geladen ist, vertraut blind auf den Schutz des Gastgebers. So streng ist die Pflicht der Gastfreundschaft, daß selbst Feindesboten, die den Frieden aufsagen, als Gäste bewirtet und beschenkt werden. Um so besser noch werden Boten von Verwandten und Freunden behandelt. Sie haben bei guter Nachricht Anspruch auf ein „Botenbrot". Boten, im Auftrage eines mächtigen Herrn kommend, lehnen zwar als Ausdruck ihrer Bedürfnislosigkeit erst alle Geschenke ab, doch geben sie nach, da der Gastgeber sich durch solchen Stolz gekränkt fühlen muß.

Auf eines wird für alles menschliche Zusammenleben der größte Wert gelegt, auf die edle sittliche Haltung, den ritterlichen Anstand und die gute Sitte. Der Kern auch dieser Tugend war ein menschlich-sittlicher. Das rechte „Maß" sollte jeder Wildheit steuern, die in der Bewegtheit des Lebens oft genug durchbrach. „Zucht" und „Scham" und edles Benehmen werden von der Erziehung zu festen Idealen geprägt, die es in jeder Lage zu bewahren gilt. Gottfried von Straßburg bringt diese Ideale in eine Art Lebenslehre, wenn er die edle Zucht erläutert als die Aufgabe, sich selbst zu erkennen, Geburt und Abkunft als Leitsterne anzusehen, wahrhaftig zu sein, barmherzig gegen die Armen, hochgemut gegen die Mächtigen, freigebig und treu, und immer in dem allen beständig.

Auch diese sittlichen Werte setzen sich in zahlreiche alltägliche Formen und Pflichten um.

Alle, die Männer wie die Mädchen, die Knappen und die Knechte, müssen in ihrem Verhalten stets der für sie besonders geltenden „Zucht" eingedenk sein. Immer wird es lobend hervorgehoben, wenn einer durch rechtes Maß und durch würdige Haltung seine gute Erziehung verrät. Zwar heißt es z. B. von Siegfried, daß er aus eigener Art Tugend genug geerbt habe, doch nicht minder auch, daß die Eltern ihm eine sorgfältige Erziehung gegeben haben.

So ist es ein Bild von edelster Kultur, das sich aus dem menschlichen Zusammenleben jener Zeit entfaltet. Darüber hinaus aber beherrscht die Besten eine aus frühgermanischer Zeit stammende Haltung, die allen sittlichen Besitz zu einem höchsten Werte hinaufsteigert. Aus dem Gefühl der Ehre erwächst in Gefahr — und Gefahr lauert täglich — die heldische Standhaftigkeit. Mag das Schicksal mit schlimmster Not, ja mit Untergang drohen, der Held beugt sich ihm nur darin, daß er den Tod als das sichere, unausweichliche Ende widerspruchslos hinnimmt. Doch er gestaltet seinen sicheren Untergang nach eigenem Plan. Es ist die letzte Höhe seines Stolzes, auf seine Weise zu sterben, trotzig, ja mit grimmigem Humor das Ende herauszufordern, als sei der Wille des Schicksals der Triumph seines eigenen Willens. So das verhängte Schicksal anzunehmen, es aber aus Seelenstärke zum eigenen Sieg zu gestalten, diese heldische Größe wurzelt in dem tragischen Lebensgefühl. Dieses weiß darum, daß Leben ewiger Kampf, daß mit dem Leben zugleich der Tod gesetzt ist. In dieser tragischen Haltung, in der Bejahung des Untergangs als einer natürlichen Schickung, wobei jedoch aller Stolz des Lebens, die Ehre und Treue zu sich selbst und anderen bewahrt wird, sammeln sich noch einmal alle Tugenden des Lebens wie in einer Flamme, ehe die Nacht hereinbricht.

35. Der Nibelunge Nôt

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit,
von helden lobebaeren, von grôzer kuonheit,
von fröuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten, muget ir nu wunder hoeren sagen.

Ez wuohs in Burgonden ein vil edel magedîn,
daz in allen landen niht schoeners möhte sîn.
Kriemhilt was si geheizen und was ein schoene wip.
dar umbe muosen degene vil verliesen den lip.

Ir phlâgen dri künege edel unde rich,
Gunthere unde Gêrnôt, die recken lobelich,
und Giselher der junge ein ûz erwelter degen.
diu frouwe was ir swester, die fürsten hetens in ir pflegen.

Die herren wâren milte, von arte hôh geborn,
mit krefte unmâzen küene, die recken ûz erkorn.
dâ zen Burgonden sô was ir lant genant:
si frumden starkiu wunder sît in Etzelen lant.

Ze Wormz bi dem Rîne si wonden mit ir kraft.
in diende von ir landen vil stolziu ritterschaft
mit stolzlîchen êren unz an ir endes zît.
sît sturbens jâmerlîche von zweier edelen frouwen nît.

Daz was von Troneje Hagene, und ouch der bruoder sîn,
Dancwart der vil snelle, und von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven Gêre und Eckewart,
Volkêr von Alzeije, mit ganzen ellen wol bewart.

Ez troumde Kriemhilte in tugenden der si pflac,
wie si einen valken wilden züge manegen tac,
den ir zwêne arn erkrummen, daz si daz muoste sehen:
ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen.

Den troum si dô sagete ir muoter Uoten.
sîn kunde in niht bescheiden baz der guoten:
„der valke den du ziuhest, daz ist ein edel man:
in welle got behüeten, du muost in schiere vloren hân."

„Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?
âne recken minne wil ich immer sîn.
sus schoene wil ich bliben unz an mînen tôt,
daz ich sol von manne nimmer gewinnen keine nôt."

„Nu versprich ez niht ze sêre," sprach aber ir muoter dô.
„solt du immer herzenlîche zer werlde werden frô,
daz geschiht von mannes minne. du wirst ein schoene wip,
öbe dir got noch gefüeget eins rehte guoten ritters lip."

Siegfried in Worms*)

Um die Zeit lebte in Xanten im Niederland der Sohn König Siegmunds, Siegfried mit Namen. Stärker und kühner als alle Helden war er und bestand schon in frühen Jahren Abenteuer, die andere Recken vergeblich suchten. Den Zwerg Alberich überwand er und gewann damit der Nibelungen Reich und Hort; einem Drachen begegnete er und bekam eine hörnene Haut vom Blute des Überwundenen.

Von der schönen Kriemhild hatte auch Siegfried so oft sagen und singen hören, bis ihm keine schöner erschien als die Königstochter der Burgunder. Um sie wollte er werben, im Guten oder Schlimmen. König Siegmund hörte in Sorgen davon, er warnte den Sohn vor der Macht der jungen Könige und vor dem grimmen Hagen. Siegfried aber kümmerte sich nicht um der Eltern Klagen; er zog rheinauf nach Worms, zwölf seiner besten Ritter begleiteten ihn.

Als sie nun in den Hof der Burgunder einritten, um für Siegfried die Königstochter zu fordern, riet man hinter den Fenstern, was da für Gäste kämen. Nach Hagen sandten die Könige, der doch die Recken aller Länder kannte. Auch der hatte den Ritter noch nicht gesehen, es dünkte ihn aber nach der Gestalt des Fremden, daß niemand anders als der Nibelung, als der Königssohn von Xanten, gekommen sei. Während die Reiter absattelten, erzählte der Tronjer eilig, was er vom Gast wußte.

Da empfingen König Gunther und seine Brüder den vom Niederland in hohen Ehren.

Siegfried aber war nicht gekommen, Gast zu sein; erzwingen wollte er, was den Königen zu Worms gehörte. Da bot der kluge Gernot dem so Hochgerühmten die Blutsbrüderschaft der drei Könige an. Mit Waffenspielen wurde der Tag beschlossen.

Kriemhild sah heimlich aus dem Fenster zu.

Ein großes Reiterfest wurde angesagt, viel hohe Sitze baute man für die Zuschauer längs des Rheinstrandes vor Worms. Wichtiger aber als das Fest dünkte viele, daß Kriemhild nach Frau Utes Willen zum erstenmal vor aller Recken Augen den Spielen zuschauen sollte; ihre Mutter selbst, hundert Herren und hundert Frauen geleiteten sie zum Fest.

Siegfried blieb in Worms um der schönen Kriemhild willen.

Fahrt nach Isenland — Doppelhochzeit

Um die Zeit hörte man rheinauf, rheinab viel von einer Königin Brunhild im Isenland, die über alle Maßen schön und zugleich überstark an Kräften war. Sie würfe den Speer weiter als der beste Degen, hieß es; den Stein schleuderte sie höher als irgendeiner und spränge ihm nach. Wer um sie warb, mußte drei Spiele gewinnen; verlor er sie, hatte er's mit seinem Leben zu büßen. Auch in Worms hörte man von Brunhild; König Gunther beschloß, um sie zu werben und blieb auch bei seinem Sinn, als alle Freunde ihn warnten. „Bitte Siegfried um Hilfe", mahnte der listige Hagen endlich. Gunther gefiel der Rat, er wandte sich an den Freund, und der sagte ihm Beistand zu, wenn er zum Dank um Kriemhild werben dürfe.

*) Die eingeschaltete Nacherzählung in Prosa ist von Hans Friedrich Blunck.

Da waren die Burgunder frohen Muts. Schiffe wurden gebaut, köstliche Kleider zugeschnitten, Wein und gute Speisen wurden eingeladen. Siegfried aber tat die Tarnkappe, die er dem Zwerg Alberich abgenommen hatte, zu sich; sie machte ihn unsichtbar und gab ihm die Kraft von vielen.

Als die Helden nun am zwölften Morgen beim Isenstein an Land stiegen und vor die Burg ritten, wurden sie wohl empfangen. Den starken Siegfried erkannte Brunhild unter den Fremden, glaubte, daß er gekommen sei, um sie zu werben, und begrüßte ihn. Siegfried aber wies auf Gunther, seinen Lehensherrn, so sagte er rasch und heischte für ihn, daß Brunhild den Kampf versuche.

Da wappnete sich die Königin; einen Schild ließ sie bringen, den konnten vier Männer nur mit Mühe tragen. Als Hagen das sah, wollte er schier verzagen; Siegfried aber tat, als ginge er zum Schiff, schlüpfte in die Tarnkappe und kehrte eilig zurück. Einen scharfen Wurfspieß, an dem wohl hundert Pfund Eisen waren, prüfte Brunhild danach vor allen Gästen. Herrn Gunther verließ der Mut; er übersann, wie er sich vor solcher Teufelin schützen solle, gern wär er mit seinem Leben wieder am Rhein. Da berührte den Verzagten unsichtbar eine Hand: „Ich bin es, Siegfried, dein Gesell. Gib mir den Schild aus deinen Händen, du habe die Gebärden, ich will das Werk tun."

Der Wettkampf begann. Brunhild warf als erste den Speer mit solcher Kraft auf Gunthers Schild, daß die Helden strauchelten. Siegfried aber kehrte die Schneide um, er schwang die Speerstange zurück, daß Brunhild das Feuer vom Panzer schlug, als triebe es der Wind. Sie mußte König Gunther loben. Dann aber schleuderte sie den Stein und sprang dem Wurfe nach. Zwölf Klafter weit fiel der Fels, noch weiter sprang die junge Königin. Aber wie ein Wunder geschah es: Siegfried warf gewaltiger, er trug im Sprung König Gunther und sprang dennoch über Brunhild hinaus. Da mußte die Königin sich und ihre Mannen überwunden geben.

Neun Tage brauchten die Burgunder bis Worms. Als sie der Stadt nahe waren, beschlossen sie, einen Boten vorauszusenden. Siegfried wurde beauftragt, die Ankunft Brunhilds zu melden, wie auch Kriemhild zu grüßen, damit sie ihm die Treue zu ihren Brüdern vergelte.

An den Schiffen empfingen die Frauen Herrn Gunther und die Gäste; Kriemhild trat auf Brunhild zu und küßte sie. Viele Helden schauten den beiden Königstöchtern zu; wohl niemals hatte man etwas Lieblicheres gesehen als diese zwei, ohne Trug und Lug schien ihre Schönheit und ihr schwesterliches Wort.

Dann lud Frau Ute zur Hochzeitstafel ein. Ehe Herr Gunther aber zu Tisch ging, mahnte der junge Siegfried ihn an sein Wort; da ging der König selbst als Freiwerber zu Kriemhild, doppelte Hochzeit sollte statt der einen werden.

Köstlich und voll Freuden war das Fest; der Niederländer und die schöne Kriemhild schienen nicht geringer als König Gunther und seine junge Gemahlin vom Isenland.

Als aber die Hochzeitstafel fast zu Ende ging, geschah es, daß Brunhild lange zu Siegfried hinüberschauen mußte, sie wurde dabei traurig, daß ihr die Tränen über die Wangen rannen. König Gunther erschrak. „Es ist um deiner schönen Schwester willen", sagte Brunhild rasch; „ich sehe sie neben einem deiner Lehensmannen sitzen, warum hast du das getan?"

Gunther besänftigte sein Weib, er erzählte ihr von dem reichen Land und von vielen Burgen, die dem Freund zu eigen wären.

Die Antwort war der Königin nicht genug. Als das Volk und die Gäste das Haus verlassen hatten, gingen sie und Gunther ins Brautgemach. Brunhild aber wies den König spröde von sich und schwur, ihm nicht eher zu eigen zu sein, bis sie erfahren hätte, warum er Kriemhild einem Lehensmann gegeben hatte. Herr Gunther wollte nicht antworten und versuchte die Königin zu zwingen; Brunhild aber war stärker als er, sie band ihn schmählich und hing ihn in Fesseln. Bis zum frühen Morgen mußte er so gefangen bleiben.

Als Könige und Königinnen anderen Tages zur Messe ins Münster gingen, wußte Herr Gunther sich keinen anderen Rat, als Siegfried zu sagen, was ihm geschehen war, und um seine Hilfe unter der Tarnkappe zu bitten. Noch einmal sagte der Starke es zu. Als Frau Kriemhild des Abends zärtlich ihres Gatten Hände fing, wurde er vor ihren Augen unsichtbar, sie wußte nicht wie. Zu Herrn Gunther eilte Siegfried im Schutz des Zwergenzaubers. Kein Wort sprach er, bezwang Brunhild und zwang sie doch nicht. Nur einen Ring zog er ihr vom Finger und nahm ihr den Gürtel; dann kehrte er zu Kriemhild zurück. Und er antwortete auf keine sorgende Frage und verriet nichts von dem, was geschehen war. Aber er schenkte im Übermut seinem Weibe, was er Brunhild genommen hatte.

Nach vielen Tagen der Feste verabschiedeten sich Siegfried und Kriemhild, um nach Xanten heimzukehren. Der junge Schwäher verschmähte die Teilung des Landes Burgund, er gestattete aber, daß sein Weib sich aus den Gefolgsmannen in Worms eine Schar wählte. Als Kriemhild dabei unter den Recken Herrn Hagens Namen nannte, begehrte der Tronjer auf. Er werde nicht nach Xanten fahren, ihn könne Burgund an niemanden vergeben, bei den Königen wollte er bleiben. Kriemhild gab sich drein; in hohen Ehren reiste das Paar rheinab, fröhlich nahmen Siegmund und Sieglinde ihren Sohn und Frau Utes Tochter auf.

Streit der Königinnen

Daß Siegfried lange nicht nach Worms zu Hofe kam, kränkte Brunhild, die seit dem Wettkampf im Isenland den König der Niederlande als Lehnsmann Herrn Gunthers ansah. Um ihr zu Willen zu sein, schickte der König der Burgunden endlich dreißig Mannen aus und ließ Siegfried und Kriemhild zu Gast bitten. Neun Tage mußten die Boten auf Antwort warten, dann schickten Siegfried und Kriemhild sie reich beschenkt nach Worms, um ihre Zusage zu melden.

Viele Schreine, von Saumtieren getragen, wurden nun vorangesandt. In der Hoffnung auf große Freude reisten Siegfried und Kriemhild und mit ihnen der alte König Siegmund zum Hoflager nach Worms. Herzlich wurden die Gäste empfangen, viel Jubel herrschte in der Stadt der Burgunden.

Einmal, als die Frauen den Ritterspielen zusahen, und Kriemhild sich rühmte, daß ihrem Mann nach seiner Stärke wohl alle Reiche untertan sein müßten, verwies ihr Brunhild das Wort und sagte hart, daß Gunther König über die Könige, auch über Siegfried sei. Er selbst habe ihr im Isenland gesagt, er sei des Königs Lehensmann.

Kriemhild empfand, daß die andere sie demütigen wollte, sie verschwur sich hoch-

fahrend, vor allem Volk ihren Rang zu bezeigen und vor der Königin in die Kirche zu gehen.

Da verließen die Frauen die Kampfspiele, schmückten sich und sorgten für den Schmuck ihres Gefolges. Frau Brunhild aber war früher vorm Münster und vertrat Kriemhilden den Weg. „Es soll vor Königs Weibe des Lehensmanns Weib nicht gehn", sagte sie herrisch. Da ward in Kriemhild ein schlimmes Geheimnis wach; bis ins Herz kränkte sie Siegfrieds Zurücksetzung. Ob eines anderen Mannes Rebse wohl eines Königs Weib hätte werden dürfen, fuhr sie auf, ob nicht vor Herrn Gunther der starke Siegfried Brunhild besessen habe? Ring und Gürtel der Königin, den Siegfried einst genommen hatte, wies sie vor.

Zu König Gunther ging weinend Brunhild, der rief Siegfried und erzählte ihm zornig von Kriemhildens Prahlen. „Vor dem ganzen Heer", antwortete der Schwager, „will ich mich mit einem Eid reinigen, daß ich niemals meinem Weib gesagt habe, ich hätte Brunhild besessen." Da versöhnten die Könige sich und taten, als wären die Worte der Frauen ungesagt.

Aber nicht die Lehensleute, nicht die Königinnen vermochten die Demütigungen zu vergessen. Schweigend und ohne Worte verbrachte Frau Brunhild die Tage. Hagen Tronje ging zu ihr, um sie zu trösten. Nie wieder solle man ihn unter Fröhlichen treffen, verschwur er sich, bis Kriemhilds Gatte für die Lüge seines Weibes gebüßt habe. Er sprach mit den jungen Königen, Gernot und Giselher, die ihm seine Rache verwiesen. Gunther aber war Brunhildens Weinen und des Mitwissens eines anderen leid, er duldete, daß Herr Hagen einen Plan entwarf, wie man Siegfried in die Einsamkeit locken könnte.

Vom Tronjer gerufen, kamen falsche Boten, um einen Krieg anzusagen. Siegfried erfuhr davon, er erbot sich gleich, den Freunden und Schwähern zu helfen. Frau Kriemhild aber fürchtete den Feldzug, sie verging vor bösen Ahnungen und klagte Hagen davon, als er kam, sie um Urlaub zu bitten. Wie er Siegfried besonders dienen dürfe, fragte der Falsche. Da verriet Kriemhild ihm ein Geheimnis, daß nämlich ihrem Mann, als er den Lindwurm erschlagen und in seinem Blute gebadet habe, ein Blatt zwischen die Achseln gefallen sei. Dort vermöchte ein Speer ihn zu treffen. Hagen hörte es, er riet Kriemhild mit List, ein Zeichen auf Siegfrieds Gewand zu nähen, damit er wisse, wo sein Schild den König schützen müsse. Ein feines Kreuz von Seide verlangte Herr Hagen. Gleichzeitig bestellte er Boten, die den Heerzug absagten; zu einer großen Jagd im Odenwald lud man Ritter und Gäste.

Schwer wurde Siegfried der Aufbruch an jenem Tage. „Gott geb, daß ich gesund dich wiedersehen und mich deiner Augen freuen darf", grüßte er Kriemhild. Die aber dachte an das, was sie in ihrer Not Hagen verraten hatte, und fürchtete sich wieder. Sie habe geträumt, daß zwei Eber ihren Liebsten jagten, klagte sie, bei ihr möge er bleiben! Und zwei Berge, habe sie geträumt, seien über ihn gefallen.

Siegfried tröstete sie. Er vermochte nicht zu glauben, daß er Feinde hätte, und zog mit Gunther und den Mannen in den Wald. — Bald trennten sich die Helden, jeder sollte nach des Königs Befehl für sich selbst jagen.

Als Siegfried schon viel Wild gewonnen hatte und das Hifthorn zum Sammeln blies, begegnete er noch einem wilden Bären, fing ihn lebendig und ließ ihn übermütig an der Raststelle frei; die Männer flohen und die Bracken wichen, Siegfried selbst mußte ihm noch einmal entgegentreten. Dann ging man mit Lachen zu Tisch.

Wie Sîfrit erslagen wart

Dô sprach der herre Sifrit „wunder mich des hât,
sît man uns von küchen git sô manegen rât,
war umbe uns die schenken dar zuo niht bringen wîn.
man pflege baz der jegere, ich wil niht jeitgeselle sîn.
Ich hete wol verdienet daz man mîn naeme ware?"
der künec von dem tische sprach in valsche dare.
„man sol iu gerne büezen swes wir gebresten hân.
ez ist von Hagnen schulden: der wil uns erdürsten lân."

Dô sprach von Tronje Hagne „ir edelen ritter balt,
ich weiz hie vil nâhen einen brunnen kalt
daz ir niht enzürnet: da sul wir hine gân."
der rât wart manegem degne ze grôzen sorgen getân.

Sifriden den recken twanc des durstes nôt:
den tisch er dester zîter ruken dan gebôt:
er wolde für die berge zuo dem brunnen gân.
dô was der rât mit meine von den recken getân.

Dô si wolden dannen zuo der linden breit,
dô sprach von Troneje Hagne „mir ist des vil geseit
daz niht gevolgen kunde dem Kriemhilde man,
swenner welle gâhen: wold er uns daz sehen lân!"

Dô sprach von Niderlande der küene Sifrit
„daz muget ir wol versuochen, welt ir mir volgen mit
ze wette zuo dem brunnen. sô daz ist getân,
man jehe dem gewinnes den man siht gewunnen hân."

„Nu welle ouch wirz versuochen," sprach Hagne der degen.
dô sprach der starke Sifrit „sô wil ich mich legen
für iuwer füeze nider an daz gras."
dô er daz gehôrte, wie liep daz Gunthêre was!

Dô sprach der degen küene „ich wil iu mêre sagen,
allez mîn gewaete wil ich mit mir tragen,
den gêr zuo dem schilde, und mîn pirsgewant."
den kocher zuo dem swerte schier er umbe gebant.

Dô zugen si diu kleider von dem libe dan:
in zwein wîzen hemden sach man si beide stân.
sam zwei wildiu pantel si liefen durch den klê:
doch sach man bî dem brunnen den küenen Sifriden ê.

Den prîs von allen dingen truoc er vor manegem man.
daz swert lôst er schiere, den kocher leit er dan,
den starken gêr er leinde an der linden ast:
bi des brunnen fluzze stuont der hêrliche gast.

Die Sîfrides tugende wâren harte grôz.
den schilt er leite nidere dâ der brunne flôz:
swie harte sô in durste, der helt doch niht entranc
ê der künec getrunke, des seit er im vil boesen danc.

Der brunne was küele lûter unde guot.
Gunther sich dô neigte nider zuo der vluot:
als er hete getrunken, dô rihte er sich von dan.
alsam het ouch gerne der küene Sifrit getân.

Do engalt er siner zühte. den bogen und daz swert,
daz truoc allez Hagne von im danwert,
und spranc dâ hin widere da er den gêre vant.
er sach nâch einem bilde an des küenen gewant.

Dô der herre Sîfrit ob dem brunnen tranc,
er schôz in durch daz criuze, daz von der wunden spranc
daz bluot von dem herzen vaste an Hagnen wât.
solher missewende ein helt nu nimmer mêr begât.

Den gêr im gên dem herzen steken er dô lie.
alsô grimmecliche ze flühte Hagne nie
gelief in der werlde vor deheinem man.
dô sich der starke Sîfrit der grôzen wunden versan,

Der herre tobelîchen von dem brunnen spranc:
im ragete von den herten ein gêrstange lanc.
der fürste wânde vinden bogen oder swert:
sô müeste wesen Hagne nâch sîme dienste gewert.

Dô der sêre wunde des swertes niht envant,
done het et er niht mêre wan des schildes rant:
er zuct in von dem brunnen, dô lief er Hagnen an:
done kund im niht entrinnen des künic Gunthêres man.

Swie wunt er was zem tôde, sô krefteclîch er sluoc,
daz ûzer dem schilde draete genuoc
des edelen gesteines: der schilt vil gar zerbrast.
sich hete gerne errochen der vil hêrliche gast.

Dô was gestrûchet Hagne vor siner hant zetal.
von des slages krefte der wert vil lûte erhal.
het er sîn swert enhende, sô waer ez Hagnen tôt.
sêre zurnde der wunde: des twanc in êhaftiu nôt.

Erblichen was sîn varwe: ern mohte niht gestên.
sînes libes sterke muoste gar zergên,
wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc.
sît wart er beweinet von schoenen vrouwen genuoc.

Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man:
daz bluot von sîner wunden sach man vaste gân.
dô begunder schelden, des twanc in grôziu nôt,
die ûf in gerâten heten ungetriuwe den tôt.

Dô sprach der verchwunde „jâ ir boesen zagen,
waz helfent mîniu dienest, sîd ir mich habet erslagen?
ich was iu ie getriuwe; des ich enkolten hân.
ir habet an iuwern friunden leider übele getân.

Die sint dâ von bescholden, swaz ir wirt geborn
her nâch disen zîten. ir habet iwern zorn
gerochen al ze sêre an dem libe mîn.
mit laster sult gescheiden ir von guoten reken sîn."

Die ritter alle liefen dâ er erslagen lac.
ez was ir genuogen ein vröudelôser tac.
die iht triwe hêten, von den wart er gekleit:
daz hete ouch wol verdienet umbe alle liute der helt gemeit.

Der künec von Burgonden klagte ouch sînen tôt.
dô sprach der verchwunde „daz ist âne nôt,
daz der nâch scaden weinet, der in dâ hât getân.
der dienet michel schelden: ez waere bezzer verlân."

Dô sprach der grimme Hagne: „jan weiz ich waz ir kleit.
ez hât nu allez ende an uns, sorge unde leit:
wir vinden ir nu wênic die getürren uns bestân.
wol mich daz ich des heldes hân ze râte getân."

„Ir muget iuch lihte rüemen," sprach her Sifrit.
„het ich an iu erkunnet den mortlîchen sît,
ich hete wol behalten vor iu mînen lîp.
mich riwet niht sô sêre sô vrou Kriemhilt mîn wîp.

Nu müeze got erbarmen daz ich ie gewan den suon
dem man itewîzen sol daz her nâch tuon
daz sîne mâge ieman mortlich hânt erslagen.
möhte ichz verenden, daz solt ich billîchen klagen."

Dô sprach jaemerliche der verchwunde man:
„welt ir, künic edele, triwen iht begân
in der werlde an iemen lât, iu bevolhen sîn
ûf iuwer genâde die lieben triutinne mîn.

Lât si des geniezen daz si iwer swester sî:
durch aller fürsten tugende wont ir mit triwen bî.
wan mir wartent lange mîn vater und mîne man.
ez enwart nie leider an liebem vriunde getân."

Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz.
dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
wan des tôdes wâfen ie ze sêre sneit.
dô mohte reden niht mêre der recke küene unde gemeit.

Dô die herren sâhen daz der helt was tôt,
si leiten in ûf einen schilt der was von golde rôt,
und wurden des ze râte, wie daz solde ergân
daz man ez verhaele daz ez Hagne hete getân.

Dô sprâchen ir genuoge „uns ist übel geschehen.
ir sult ez heln alle, und sult geliche jehen,
da er jagen rite aleine, Kriemhilde man,
in slüegen schâchaere, dâ er füere durch den tan."

Dô sprach von Troneje Hagne „ich bring in in daz lant.
mir ist vil unmaere, wirt ez ir bekant,
diu sô hât betrüebet den Brünhilde muot.
ez ahtet mich vil ringe, swaz si nu weinens getuot."

Kriemhilds Trauer

Er ließ den Erschlagenen nachts in die Burg bringen und legte ihn vor Frau Kriemhilds Kemenate. Als im Münster die Glocken zur Frühmesse läuteten und der Kämmerer kam, um die Herrin zur Kirche zu geleiten, fand er einen Erschlagenen und bat die Königin zu warten, bis er ihn erkannt hätte. Kriemhild aber mußte an Hagens Frage denken, sie ahnte ihr Leid und sank ohne Macht zur Erde.

Ins Münster brachten die Freunde den Toten und betteten ihn in einen Sarg, viel Volk eilte klagend von allen Seiten herbei.

Drei Tage und drei Nächte wachte Kriemhild bei dem Toten; sie hoffte, daß Gott auch ihre Not enden werde. Am vierten Tage, als man Siegfried zu Grabe trug, wurde ihr Leid übergroß; sie ließ den Sarg noch einmal öffnen, des Toten Haupt hob sie auf, Blut brach aus ihren Augen, vor Leid wollte sie sterben.

In der Nacht darauf beschloß der alte König Siegmund mit Kriemhild und mit den Rittern nach dem Niederland aufzubrechen. Die Königin aber vermochte sich nicht von dem Toten zu trennen, sie blieb in Worms.

Freudlos wohnte Siegfrieds Witwe fortan beim Münster. Frau Ute und ihre Brüder Giselher und Gernot versuchten, ihren Kummer zu zerstreuen und den andern ihre Verzeihung zu bringen. Aber Jahre gingen darüber hin, bis endlich die Königin sich bereden ließ, ihren Bruder Gunther zu empfangen; niemals durfte Hagen in ihre Nähe kommen.

Nach der Versöhnung mit Gunther sorgten die Könige, daß die Morgengabe Siegfrieds, daß der Schatz der Nibelungen vom Niederrhein nach Worms gebracht wurde. Frau Kriemhild war nun die Hüterin des unermeßlichen Hortes, sie spendete daraus und linderte die Not der Armen.

Daß aber auch viele Ritter und fahrende Recken ins Land zogen, um von ihrer Güte zu leben, machte Hagen Tronje Sorge; er fürchtete, daß die Königin mächtiger

als ihre Brüder würde. Als deshalb Gunther einmal aus der Stadt geritten war, raubte er der Witwe die Schlüssel zum Schatz. Gernot und Giselher wandten sich drohend gegen ihn, da versenkte Hagen den unheiligen Hort im Rhein, es sollte des Goldes und des Haders für immer ein Ende sein.

Wo der Schatz aber ruhte, wußten nur er und die Könige; niemandem, so schwuren sie, wollten sie's je entdecken, solange einer von ihnen lebte. Für immer sollte die Flut den Fluch überströmen.

Kriemhild und Etzel

Im Heunenland wohnte zu jener Zeit König Etzel mit Frau Helke und war Herr über viele Völker und Recken. Nun begab es sich aber, daß Helke krank wurde und starb, und als Etzel sich nach einer neuen Königin umsah, rieten ihm viele, um Kriemhild zu werben.

Unbekannte Ritter kamen nach Worms; wieder war es Herr Hagen, der Rüdiger, den Fremden aus dem Ostland, erkannte und seinen Namen und seine Taten rühmte.

Als Herr Rüdiger danach aber vorbrachte, warum er gekommen sei, riet Hagen den Königen ab. Indes auch Kriemhild wies den Werber zurück.

Als Rüdiger die Königin heimlich noch einmal aufsuchte und ihr anbot, daß er immer und alles Ungemach nach ihrem Willen vergelten werde, hörte Kriemhild zu weinen auf und ließ den Werber bei seiner Seele beschwören, was er versprochen hatte.

Dann gab sie seiner Bitte nach.

In hohen Ehren reiste Kriemhild nun von Worms ins Heunenland zu König Etzels Burg. In Passau wurde sie vom Bischof Pilgerin empfangen, in Österreich warteten Rüdigers Weib Gotelinde und ihre Tochter auf den hohen Gast.

Als König Etzel vom Kommen der Königin hörte, ritt er ihr voll Freuden entgegen. Feiern und Feste wurden angesagt, in Wien ward Hochzeit gegeben, und alle Völker freuten sich des Bundes.

Dreizehn Jahre lebte Kriemhild nun zu Ofen in der Hauptstadt der Heunen. Ein Sohn wurde ihr geboren; groß war der Königin Macht, und noch nie, so heißt es, hatte eine Frau besser und milder geherrscht.

Indes so hoch sie stand, niemals vergaß Kriemhild, daß ein Mord ungesühnt geblieben war. Heimlich träumte sie, daß die Burgunder zu Gast kämen, und daß sie an Hagen Strafe und Rache vollziehen dürfte.

Oftmals schlug sie dem König auch vor, die Ihren einzuladen.

Endlich gab Etzel ihren vielen Bitten nach.

Fahrt der Burgunder ins Heunenland

Über Bechelaren kamen die Boten an den Rhein. Als sie die Einladung vorbrachten, warnte Hagen Tronje vor der Fahrt. Der junge Giselher, einst der Schwester Liebling, riet aufbrausend, wenn Hagen sich schuldig fühle, möge er im Lande bleiben. Man brauche nicht zu glauben, daß er sich fürchte, antwortete der Tronjer, und riet noch einmal warnend, nicht ohne tausend Ritter ins Heunenland zu fahren. Er selbst werde die Mannen aussuchen, erbot er sich, die die Könige schützten.

Nach einiger Zeit kehrten die Boten reich bedacht nach Ofen zurück und meldeten Kriemhild, daß ihre Brüder kämen. Fröhlich wurde die Königin, weil sie hörte, daß Hagen den Zug begleite.

Guten Muts machten die Burgunderhelden sich auf die Reise und sollten doch niemals die Heimat wiedersehn.

Als sie an die Donau kamen, war der Fluß über die Ufer getreten, kein Schiff war weit und breit zu sehen. Hagen suchte nach einem Fährmann; dabei hörte er das Wasser rauschen, schlich hinzu und sah zwei elbische Frauen baden; rasch nahm er ihre Kleider an sich, da konnten sie nicht entrinnen. Als sie nun wie Vögel schwebend auf der Flut schwammen, boten sie ihm Weissagungen, wenn er ihnen die Kleider zurückgäbe. Wie ihm die Reise geraten werde, fragte Hagen. Sie trogen ihn aber und sagten doppeldeutig, daß noch niemals Helden zu so hohen Ehren in ein fremdes Reich gefahren seien. Da gab der Tronjer die Gewänder zurück. Kaum war es geschehen, da warnte eines der Wasserweiber Herrn Hagen und riet ihm umzukehren. Wer immer in der Heunen Land reite, der müsse des Todes sterben; niemand außer dem Kaplan des Königs werde die Heimat wiedersehen.

Hagen Tronje lachte. „Sagt mir noch an, wie wir über das Wasser kommen", verlangte er und tat ungläubig. Da zeigten ihm die Wasserfrauen die Fährstätte, der Tronjer raubte dem Fergen das Boot und setzte das Heer über. Bei der letzten Fahrt sah er den Kaplan an Bord der Fähre; er mußte der Weissagung der Wasserfrau gedenken und warf den Armen gewalttätig über Bord, um zu erproben, ob wohl wirklich dieser eine nach Worms zurückkäme. Der Pfaff aber schwamm gut, und weil er nicht wußte, warum der Grimmige gegen ihn war, strebte er zum Ufer zurück, von dem er gekommen war. König Gunther, der die Tat seines Mannen nicht verstand, rief über den Fluß hinüber, er selbst werde gutmachen, was Hagen getan und ihn zeitlebens außer Sorgen halten; nach Worms möge er heimreisen und Frau Brunhild seine Grüße bringen. Da ahnte Hagen, daß die Wasserfrau ihm unentrinnbare Wahrheit verkündet hatte; er zerschlug das Fährboot, das niemanden mehr tragen sollte nach den letzten Burgundern.

Zu Bechelaren in Rüdigers Land hatte die schöne Frau Gotelinde mit ihrer Tochter ein Fest gerüstet. Drei Tage blieben die Burgunder am Hof und feierten mit Freunden und Wirtinnen.

Dann geleitete Markgraf Rüdiger die Gäste, seiner Lehenspflicht folgend, zur Burg König Etzels. Boten ritten voran, um die Kommenden anzukünden.

Dô die Burgonden kômen in daz lant,
do gevriesch ez von Berne der alte Hiltebrant.
er seite ez sîme herren. ez was im harte leit:
er bat in wol enphâhen die ritter küene unt gemeit.

Wolfhart der snelle hiez bringen diu marc.
dô reit mit Dietrîche vil manic degen starc,
dâ er sî grüezen wolde, zuo in an daz velt.
dâ heten sî ûf gebunden vil manic hêrlich gezelt.

Dô sî von Tronje Hagne verrist riten sach,
zuo den sînen herren gezogenlich er sprach
„nu sult ir snelle recken von dem sedele stân,
und gêt in hin enkegene, die iuch dâ wellent hie enphân.

Dort kumet her ein gesinde, daz ist mir wol bekant.
ez sint vil snelle degne von Amelunge lant.
der von Berne sî füeret: sî sint vil hôch gemuot.
und lât iu niht versmâhen swâ man iu hie dienst tuot."

Dô stuonden von den rossen daz was michel reht
neben Dietrîche ritter unde kneht.
sî giengen zuo den gesten, dâ man die helde vant:
sî gruozten minnecliche die von Burgonde lant.

Dô sî der herre Dietrich gên im komen sach,
hie muget ir hoeren gerne waz der degen sprach
zuo den Uoten kinden. ir reise was im leit:
er wând ez weste Rüedegêr, daz er inz hête geseit.

„Sit willekomen, ir herren, Gunther und Giselhêr,
Gêrnôt unde Hagne: sam sî hêr Volkêr
und Dancwart der snelle. ist iu daz niht bekant?
Kriemhilt noch sêre weinet den helt von Niblunge lant."

„Si mac vil lange weinen," sprach dô Hagene:
„er lit vor manegem jâre ze tôde erslagene.
den künic von den Hiunen sol sî nu holden hâben:
Sîfrit kumet niht widere, er ist nu lange begraben."

„Die Sîfrides wunden lâzen wir nu stên:
sol leben vrou Kriemhilt, sô mac schade ergên."
sô redete von Berne der herre Dietrich.
„trôst der Niblunge, dâ vor behüete duo dich."

„Wie sol ich mich behüeten?" sprach der künic hêr.
„Ezel uns böten sande waz sold ich frâgen mêr?,
daz wir zuo im solden rîten in daz lant:
ouch hât uns manic maere mîn swester Kriemhilt gesant."

Dô giengen sunderspråchen die drî künige rich,
Gunthêr und Gêrnôt und och her Dietrich.
„nu sag uns, von Berne vil edel ritter guot,
wie dir sî gewizzen umb der küniginne muot."

Dô sprach der voit von Berne „waz sol ich iu sagen?
ich hoere alle morgen weinen unde klagen
mit jaemerlîchen sinnen daz Etzelen wîp
dem richen göte von himele des starken Sîfrides lîp."

„Ez ist et unerwendet", sprach der küene man,
Volkêr der videlaere, „daz wir vernomen hân.
wir suln ze hove riten und suln lâzen sehen
waz uns snellen degenen müge zen Hiunen geschehen."

Die küenen Burgonden hin ze hove riten:
si kômen hêrlichen nâh ir landes siten.
dô wundert dâ zen Hiunen vil manegen küenen man
umb Hagnen von Troneje, wie der waere getân.

Durch daz man seite maere des was im genuoc
daz er von Niderlanden Sifriden sluoc,
sterkest aller recken, vroun Kriemhilde man,
des wart michel vrâgen ze hove nâh Hagenen getân.

Der helt was wol gewahsen, daz ist alwâr,
grôz was er zen brusten, gemischet was sîn hâr
mit einer grîsen varwe, diu bein wârn im lanc,
eislich sîn gesiune, er hete hêrlichen ganc.

Dô hiez man herbergen die Burgonden man.
Gunthers gesinde wart gesundert dan.
daz riet diu küniginne, diu im vil hazes truoc;
dâ von man sîd die knehte an der herberge sluoc.

Dancwart Hagen bruoder der was marschalch:
der künec im sîn gesinde vlîziclîch bevalch,
daz er ir wol pflaege und in gaebe genuoc.
der helt von Burgonden in allen holden willen truoc.

Kriemhilt diu schoene mit ir gesinde gie
dâ si die Niblunge mit valschem muote enphie.
si kuste Giselhêren und nam in bî der hant.
daz sach von Troneje Hagene: den helm er vaster gebant.

„Nâch sus getânem gruoze", sô sprach Hagene,
„mugen sich verdenken snelle degene:
man grüezet sunderlîchen die künige und ir man:
wir haben niht guoter reise zuo dirre hôhzit getân."

Si sprach „nu sît willekomen swem iuch gerne sîht.
durch iwer selbes vriuntschaft grüeze ich iuch niht.
saget waz ir mir bringet von Wormz über Rîn,
dar umbe ir mir sô grôze soldet willekomen sîn."

„Waz sint disiu maere", sprach dô Hagene,
„daz iu gâbe solden bringen degene?
ich waere wol sô rîche, ob ich mich baz verdâht,
daz ich iu mîne gâbe her ze lande hete brâht."

„Nu sult ir mich der maere mêre wizzen lân.
hort der Niblunge, war habet ir den getân?
der was doch mîn eigen: daz ist iu wol bekant:
den soldet ir mir bringen in daz Etzelen lant."

„Entriwen, mîn vrou Kriemhilt, des ist manic tac,
daz ich der Niblunge hortes nie gepflac.
den hiezen mîne herren senken in den Rîn:
dâ muoz er waerliche unz an daz jungiste sîn."

Dô sprach diu küniginne „ich hâns och wol gedâht.
ir habet mirs noch vil wênic her ze lande brâht,
swie er mîn eigen waere und ich sîn wilent phlâc.
des hân ich zit vil swaere und manegen trürigen tac."

„Ich bringe iu den tiuvel", sprach Hagene.
„ich hân an mîme schilde sô vil ze tragene,
und an mîner brünne: mîn helme der ist lieht,
daz swert an mîner hende: des enbringe ich iu nieht."

Dô sprach diu küniginne ze den recken über al
„man sol deheiniu wâfen tragen in den sal.
ir helde, ir sult mirs ûfgeben: ich wils behalten lân."
„entriwen", sprach dô Hagne, „daz wirdet nimmer getân.

Jane ger ich niht der êren, fürsten tohter milt,
daz ir ze den herbergen traget mînen schilt
und ander mîn gewaete: ir sît ein künigîn.
daz enlêrte mich mîn vater niht: ich wil selbe kameraere sîn."

„Owê mîner leide", sprach vrou Kriemhilt.
„war umbe wil mîn bruoder und Hagne sînen schilt
niht lâzen behalten? si sint gewarnôt.
und wesse ich wer daz taete, ich riete im immer sînen tôt."

Des antwurte ir mit zorne der herre Dietrîch
„ich binz der hât gewarnet die edeln fürsten rîch
und Hagnen den küenen, den Burgonden man.
nu zuo, vâlandinne, du solt mihs niht geniezen lân."

Des schamte sich vil sêre daz Etzelen wip:
si vorhte bitterlichen Dietrîches lip.
si gie von im balde, daz si niht ensprach,
wan daz si swinde blicke an ir viende sach.

Bî henden sich dô viengen zwêne degene:
daz eine was her Dietrîch, daz ander Hagene.
dô sprach gezogenlîchen der reke vil gemeit
„iwer komen ze den Hiunen ist mir waerlichen leit

Durch daz diu küniginne alsô gesprochen hat."
dô sprach von Troneje Hagne „des wirt wol alles rât."
sus reiten mit ein ander die zwêne küene man.
daz sach der künic Etzel; dar umbe er vrâgen began.

„Diu maere ich weste gerne", sprach der künic rîch,
„wer jener reke waere, den dort her Dietrîch
sô vriuntlîch enpfâhet. er treit vil hôhen muot:
swer sîn vater waere, er mac wol sîn ein recke guot."

Des antwurte dem künege ein Kriemhilde man
„er ist geborn von Tronije, sîn vater hiez Aldrîân.
swie blîde er hie gebâre, er ist ein grimmic man:
ich lâze iuch daz beschouwen daz ich gelogen niene hân."

Wie er nicht gên ir ûf stuont

Dô schieden sich die zwêne recken lobelîch,
Hagen von Tronije unt ouch her Dietrîch.
dô blikte über ahsel Gunthêres man
nâch eime hêrgesellen, den er vil schiere gewan.

Dô sach er Volkêren bî Gîselhere stên,
den spaehen videlaere: er bat in mit im gên,
wan er vil wol erkande sînen grimmen muot.
er was an allen dingen ein ritter küene unde guot.

Noch liezen sî die herren ûf dem hove stân.
niwan sî zwêne aleine sach man dannen gân
über den hof vil verre für einen palas wît.
die ûz erwelten degne vorhten niemannes nît.

Si gesâzen vor dem hûse gein eime sal
der was Kriemhilde ûf eine banc zetal.
dô lûht in vor dem libe ir hêrlich gewant.
genuoge die daz sâhen heten gerne sî bekant.

Allsam tier diu wilden gekaphet wurden an
die übermüeten helde von den Hiunen man.
sî ersach durch ein venster Etzelen wîp:
des wart aber betrüebet der schoenen Kriemhilde lip.

Ez mande sî ir leide: weinen sî began.
des hete michel wunder die Etzelen man,
waz ir sô rehte swaere verrihtet hete ir muot.
sî sprach „daz hât Hagne, ir helde küene unde guot."

Si sprâchen zuo der vrouwen „wie ist daz geschehen?
wan wir iuch niuliche haben vrô gesehen.
nie niemen wart sô küene, derz iu hât getân,
heizet irz uns rechen, ez sol im an sîn leben gân."

„Daz wold ich immer dienen, swer raeche mîniu leit:
alles des er gerte, des waer ich im bereit.
ich biut mich iu ze füezen", sprach des küneges wîp:
„rechet mich an Hagnen, daz er verliese den lîp."

Dô garten sich vil balde sehzec küener man:
durch Kriemhilde willen sî wolden hin gân
und wolden slahen Hagnen, den vil küenen man,
und ouch den videlaere. daz wart mit râte getân.

Dô diu küniginne ir schar sô kleine sach,
in eime grimmem muote sî ze den helden sprach
„des ir dâ habet gedinge, des sult ir âbe gân.
ja endurfet ir sô ringe Hagnen nimmer bestân.

Swie starc unt swie küene von Troneje Hagne sî,
noch ist verre sterker, der im dâ sitzet bî,
Volkêr der videlaere: der ist ein übel man.
ja ensult ir die helde niht sô lihte bestân."

Dô sî daz gehôrten, dô garte sich ir mêr,
vier hundert recken. diu küniginne hêr
was des vil genoete daz sî in taete leit.
dâ von wart sîd den degnen michel sorge bereit.

Dô sî vil wol gewâfent ir gesinde sach,
zuo den snellen recken diu küniginne sprach
„nu bitet eine wile: jâ sult ir stille stân.
ich wil under krône zuo mînen vienden gân.

Und hoeret itewîze, waz mir hât getân
Hagne von Tronije, Guntheres man.
ich weiz in sô gemuoten daz er mir lougent niht.
sô ist ouch mir unmaere swaz im dar umbe geschiht."

Dô sach der videlaere, ein wundernküene man,
die edeln küniginne ab einer stiegen gân
nider abeme hûse. dô er daz ersach,
Volkêr der küene zuo sîme hêrgesellen sprach

„Nu schowet, vriunt Hagne, wâ sî dort here gât,
diu uns âne triuwe inz lant geladet hât.
in gesach mit küneges wibe nie sô manegen man,
die swert enhende trüegen, alsô strîtlîchen gân.

Und sint ouch sumeliche zen brusten alsô wît,
swer sîn selbes hüeten wil, des ist wol zît.
ich waene sî die liehten brünne an in tragen:
wen sî dâ mit meinen, daz enhoer ich niemen sagen."

Dô sprach in zornes muote Hagne der küene man
„ich weiz wol daz ez allez ist ûf mich getân,
daz si diu liehten wâfen tragent an der hant.
vor den möht ich geriten noh in der Burgonden lant.

Nu saget mir, vriunt Volkêr, ob ir mir welt gestân,
ob mit mir wellent striten Kriemhilde man.
daz lâzet ir mich hoeren, als liep als ich iu si.
ich won iu immer mêre mit triwen dienstlîchen bî."

„Ich hilfe iu sicherlîchen." sô sprach der spilman.
„ob ich uns hin engegne saehe den künic gân
mit allen sînen recken, die wile ich leben muoz
so entwiche ich iu durh vorhte nimmer ûz helfe einen fuoz."

„Nu lôn iu got von himele, vil edel Volkêr.
ob si mit mir striten, wes bedarf ich danne mêr?
sîd ir mir helfen wellet, als ich hân vernomen,
sô suln dise recken vil gewerlîchen komen."

„Nu stê wir von dem sedele", sprach der spilman:
„si ist ein küniginne: und lât si für gân.
bieten ir die êre: si ist ein edel wîp.
dâ mite ist ouch getiuwert unser ietweders lîp."

„Nein durch mîne liebe", sprach dô Hagene.
„sô wolden sich versinnen dise degene
daz ichz durch vorhte taete, und solt ich hine gên.
ich enwil durch ir deheinen nimmer von dem sedel stên.

Jâ zimet ez uns beiden zwâre lâzen baz.
zwiu solt ich den êren, der mir ist gehaz?
daz getuon ich nimmer, die wile ich hân den lîp.
ouch enruoch ich waz mich nidet des künic Etzelen wîp."

Der übermüete Hagne leit über sîniu bein
ein vil liehtez wâfen, ûz des knopfe schein
ein vil liehter jaspis grüener danne ein gras.
wol erkand ez Kriemhilt, daz ez Sîfrides was.

Dô si daz swert erkande, dô gie ir trûrens nôt.
daz gehilz was guldîn, diu scheide ein borte rôt.
ez mande si ir leide: weinen si began.
ich waene ez hete dar umbe der küene Hagne getân.

Volkêr der snelle zôh nâher ûf der banc
einen videlbogen starken, michel unde lanc,
gelîch eime swerte schârf unde breit.
dô sâzen unervorhten die zwêne recken gemeit.

Nu dûhten sich sô hêre die zwêne küene man,
daz si niht wolden von dem sedel stân
durch niemannes vorhte. des gieng in an den fuoz
diu edel küniginne und bôt in vîntlîchen gruoz.

Si sprach „nu saget, her Hagne, wer hât nâh iu gesant,
daz ir getorstet riten her in ditz lant,
unde ir daz wol erkandet waz ir mir habet getân?
hetet ir guote sinne, ir soldetz billîchen lân "

„Nâch mir ensande niemen", sprach dô Hagene.
„man ladete her ze lande drîe degene:
die heizent mîne herren, sô bin ich ir man:
deheiner hovereise ich selden hinder in gestân."

Si sprach „nu saget mir mêre, zwiu tâtet ir daz,
daz ir daz habet verdienet daz ich iu bin gehaz?
ir sluoget Sîfriden, mînen lieben man;
des ich unz an mîn ende immer mêr ze weinen hân."

Er sprach „waz sol des mêre? der rede ist nu genuoc.
ich binz et aber Hagne, der Sîfriden sluoc,
den helt ze sînen handen. wie sêr er des enkalt
daz diu vrowe Kriemhilt die schoenen Prünhilde schalt!

Ez ist et âne lougen, küniginne rîch,
ich hân des alles schulde, des schaden schedelich.
nu rech ez swer sô welle, ez sî wîp oder man.
ich enwold iu danne liegen, ich hân iu leides vil getân."

Si sprach „daz hoeret, recken, wâ er mir lougent niht
aller mîner leide. swaz im dâ von geschiht,
daz ist mir vil unmaere, ir Etzelen man."
die übermüeten degne sâhen alle ein ander an.

Dô sprach ein der recken „wes seht ir mich an?
daz ich ê dâ lobete, des wil ich abe gân,
durch niemannes gâbe verliesen mînen lîp.
jâ wil uns verleiten des künic Etzelen wîp."

Dô sprach dâ bî ein ander „des selben hân ich muot.
der mir gaebe türne von rôtem golde guot,
disen videlaere wold ich niht bestân,
durh sîne swinde blicke, di ich an im gesehen hân.

Och erkenne ich Hagnen von sînen jungen tagen:
des mac man von dem recken lihte mir gesagen.
in zwein und zweinzik stürmen hân ich in gesehen,
dâ vil maneger vrouwen ist herzeleit von im geschehen.

Dannoch was der recke sîner jâre ein kint.
daz dô die tumben wâren, wie grîse die nu sint!
nu ist er komen ze witzen und ist ein grimmic man.
och treit er Balmungen, daz er übele gewan."

Dâ mite was gescheiden daz niemen dâ enstreit
dô wart der küniginne vil herzenlîchen leit.
die helde kêrten dannen: ja vorhten sî den tôt
von den zwein degenen: des gie in sicherlîchen nôt.

Wie sî der schiltwacht pflâgen

Der tac hete nu ende und nâhet in diu naht.
die wegemüeden recken ir sorge sî anvaht,
wann sî solden ruowen und an ir bette gân.
daz beredete Hagne: ez wart in schiere kunt getân.

Gunthêr sprach ze dem wirte „got lâze iuch wol geleben.
wir wellen varn slâfen: ir sult uns urloup geben.
swenn ir daz gebietet, sô kome wir morgen fruo."
er schiet von sînen gesten harte vroelîchen duo.

Dringen allenthalben die geste man dô sach.
Volkêr der küene zuo den Hiunen sprach
„wie geturret ir den recken für die füeze gân?
und welt ir iuchs niht mîden, sô wirt iu leide getân.

Sô slah ich eteslîchem sô swaeren gîgen slac,
hât er getriwen iemen, daz erz beweinen mac.
wan wîchet ir unz recken? jâ dunket ez mich guot.
ez heizent allez degne, und sint geliche niht gemuot."

Dô der videlaere sô zorneclîchen sprach,
Hagne der küene hinder sich dô sach:
er sprach „iu râtet rehte der küene spilman.
ir Kriemhilde helde sult ze herberge gân.

Des ir dâ habet gedingen, ich waene ez iemen tuo.
welt ir iht beginnen, sô komet uns morgen vruo
und lât uns ellenden hînt haben gemach:
jâ waen ez von helden mit solhem willen ie geschach."

Dô brâhte man die geste in einen wîten sal.
den funden sî berihtet den reken über al
mit vil rîchen betten lanc unde breit.
in riet vrou Kriemhilt diu aller groeziste leit.

„Owê der nahtselde", sprach Gîselhêr daz kint,
„und owê mîner vriunde die mit uns komen sint.
swie et ez mir mîn swester sô güetlîch erbôt,
ich fürht wir müezen alle von ir schulde ligen tôt."

„Nu lât iwer sorgen", sprach Hagne der degen.
„ich wil noh hînt selbe der schiltwache phlegen.
ich trouwe iuch wol behüeten unz uns kumet der tac.
des sît gar ân angest: sô wend ez danne, swer der mac."

Dô nigen sî im alle und seiten im des danc.
sî giengen zuo den betten. diu wile was niht lanc,
daz sich geleit hêten die waetlîchen man.
Hagne der küene, der helt sich wâfen began.

Dô sprach der videlaere, Volkêr der degen,
„versmâhetez iu niht, Hagne, sô wold ich mit iu phlegen
hînt der schiltwache unz morgen vruo."
der helt vil minneclîchen dancte Volkêre duo.

„Nu lôn iu got von himele, vil lieber Volkêr.
ze allen minen sorgen so engerte ich niemen mêr,
niwan iuch aleine, swâ ich hete nôt.
ich sol ez wol verdienen, mich enwendes der tôt."

Dô garten sî sich bêde in liehtez ir gewant.
dô nam ir ietwedere den schilt an sîne hant,
und giengen ûz dem hûse für die tür stân.
dô phlâgen sî der geste: daz was mit triuwen getân.

Volkêr der snelle, zuo des sales want
sînen schilt den guoten leint er von der hant.
dô im der seiten doenen sô süezlîch erclanc,
die stolzen ellenden die seitens Volkêre danc.

Dô klungen sîne seiten daz al daz hûs erdôz.
sîn ellen zuo der fuoge diu wârn beidiu grôz.
süezer unde senfter gigen er began:
do entswebete er an den betten vil manegen sorgenden man.

Dô sî entslâfen wâren und er daz ervant,
dô nam der degen widere den schilt an die hant,
und gie ûz dem gadme für den turn stân,
und huote der ellenden vor den Kriemhilde man.

Des nahtes wol enmitten, ine weiz ez ê geschach
daz Volkêr der küene schînen helmen sach
verre ûz einer vinster. die Kriemhilde man
wolden an den gesten schaden gerne hân getân.

Dô sprach der videlaere „vriunt, her Hagene,
uns zimet disiu sorge ensamt ze tragene.
ich sihe gewâfent liute vor dem hûse stên:
als ich mich versinne, sî wellent unsich bestên."

„Sô swîget", sprach dô Hagne, „lât si her nâher baz.
ê si unser werden innen, sô wirt hie helmevaz
verrucket mit den swerten von unser zweier hant.
si werdent Kriemhilde hin wider vil übele gesant."

Ein der Hiunen recken vil schiere daz gesach
daz diu tür was behüetet: wie balde er dô sprach!
„des wir dâ heten willen, ja enmag es niht ergân.
ich sihe den videlaere an der schiltwache stân.

Der treit ûf sîme houbte einen helmen glanz,
lûter unde herte, starc unde ganz:
ouch lohent im die ringe, sam daz fiuer tuot.
bî im stêt ouch Hagne. des sint die geste wol behuot."

Jehant si kêrten widere. dô Volkêr daz ersach,
wider sînen gesellen er zorneclîchen sprach
„nu lât mich zuo den recken von dem hûse gân:
ich wil vrâgen maere der vrowen Kriemhilde man."

„Nein durh mîne liebe." sprach dô Hagene.
„komet ir von dem hûse, die snellen degene
bringent iuch mit swerten lihte in solhe nôt,
daz ich iu müese helfen, waerz aller mîner mâge tôt.

Sô wir danne beide koemen in den strît,
ir zwêne oder viere in einer kurzen zît
sprungen zuo dem hûse und taeten uns diu leit
an den slâfenden diu nimmer wurden verkleit."

Dô sprach aber Volkêr „sô lât daz geschehen
daz wir si bringen innen daz wir si hân gesehen;
daz des iht lougen Kriemhilde man,
daz si ungetriuliche vil gerne hêten getân."

Jehant dô rief in Volkêr hin engegene
„wes gêt ir sus gewâfent, snelle degene?
welt ir schâchen rîten, Kriemhilde man,
dar sult ir mich ze helfe und mînen hergesellen hân."

Des antwurte im niemen. zornic was sîn muot:
„phî, ir zagen boese," sprach der helt guot,
„wolt ir slâfende uns ermordert hân?
daz ist sô guoten helden noch vil selten her getân."

Dô wart der küniginne vil rehte daz geseit,
daz ir boten niht enwurben. von schulden was ir leit.
dô fuogte si ez anders: vil grimmec was ir muot,
des muosen sît verderben helde küene unde guot.

Sus giengen zuo dem münster die fürsten und ir man.
ûf dem vrônen vrîthove dâ hiez si stille stân
Hagne der küene, daz si sich schieden niht.
er sprach „jâ weiz noch niemen waz uns von den Hiunen geschiht.

Leget, mîne vriunde, die schilde für den fuoz,
und geltet, ob iu iemen biete swachen gruoz,
mit tiefen verchwunden: daz ist der Hagnen rât:
daz ir sô werdet funden sam ez iu lobelîchen stât."

Dô kom der wirt des landes und ouch sîn schoene wîp.
mit rîchem gewande gezieret was ir lîp,
der vil snellen recken die man sach mit ir varn:
dô kôs man hôhe stouben von den Kriemhilde scharn.

Dô der künic rîche sus gewâfent sach
die künege und ir gesinde, wie balde er dô sprach!
„wie sihe ich vriunde mîne under helmen gân?
mir ist leit ûf mîne triuwe, und hât in iemen iht getân:

Ich solz in gerne büezen swie si dunket guot.
hât iemen im beswaeret daz herze und ouch den muot,
des bringe ich si wol innen daz ez mir ist vil leit.
swaz si mir gebietent, des bin ich alles in bereit."

Des antwurte Hagne „uns hât niemen niht getân.
ez ist site mîner herren, daz si gewâfent gân
ze allen hôhgezîten ze vollen drîen tagen.
swaz man uns hie taete, wir soldenz Etzelen sagen."

Vil wol gehôrte Kriemhilt waz Hagne gesprach.
wie rehte vientliche si im under d'ougen sach!
sine wolde doch niht melden den site von ir lant,
swie lange si den hête ze den Burgonden erkant.

Kampfspiele folgten der Andacht. Irmfried und Hawart und der tapfere Blödel zeigten ihre Künste den Gästen. Volker aber, dem ein Heunenritter, ein Weiberliebling, zum Ärgernis wurde, durchstach ihn, als sie im Spiel gegeneinanderritten. Streit gab's, kaum konnte König Etzel ihn schlichten. Noch einmal gehorchten die Heunen, als er Frieden gebot, sie folgten den Gästen, — sie folgten ihnen mit Waffen. Kriemhild begann sich zu fürchten; heimlich versuchte sie Dietrich von Bern zu bewegen, Siegfried an Hagen zu rächen, das sei ihr genug. — Auch der Tronjer sei als Gast ins Land gekommen, erhielt sie zur Antwort. Da wandte sich die Königin an Blödel, und König Etzels Bruder ließ sich gewinnen. Während im hohen Saal das Gastmahl begann und Kriemhild ihren jungen Sohn Ortlieb den Gästen zeigte, rüsteten sich viele Heunen, erhitzt durch den Tod eines der Ihren, zum Überfall.

Anstatt aber zur Burg zu rücken und an Hagen die Rache zu vollziehen, die Kriemhilde wollte, führte Blödel seine Mannen zu den Troßknechten der Burgunder, die unter dem starken Dankwart in ihrer Herberge zu Tisch saßen. Ein wildes Getümmel hob an, waffengewaltig wehrten sich die Knechte der Burgunder gegen die vielfache Übermacht. Endlich aber mußten sie alle sterben; nur Dankwart stand noch und focht. Ehe sie ihn aber fällen konnten, erspähte Dankwart einen Weg durch ihre Schar und schlug sich, ein einsamer Held, durch die Heunen bis in den Königssaal.

Wie die Burgonden mit den Hiunen striten

Alsô der küene Dancwart under die tür getrat,
daz Etzeln gesinde er hôher wichen bat.
mit bluote was berunnen allez sin gewant:
ein vil scharfez wâfen truoc er blôz an siner hant.

Vil lûte rief dô Dancwart zuo eime degene
„ir sitzet alze lange, bruoder Hagene.
iu und gote von himele klage ich unser nôt:
rittere unde knehte sint an den herbergen tôt."

Er rief im hin enkegne „wer hât daz getân?"
„daz hât der herre Bloedel unde sîne man.
ouch hât ers sêre enkolten, daz wil ich iu sagen:
ich hân mit mînen handen im sîn houpt ab geslagen."

„Daz ist ein schade kleine," sprach dô Hagene,
„dâ man saget maere von eime degene,
ob er von reken handen verliuset sînen lîp:
in suln deste ringer klagen waetlîchiu wîp.

Nu saget mir, bruoder Dancwart, wie sît ir sô rôt?
ich waene ir von wunden lidet grôze nôt.
ist er inder inme lande der ez iu hât getân,
in erner der übel tiuvel, ez muoz im an sîn leben gân."

„Ir sehet mich wol gesunden: mîn wât ist bluotes naz.
von ander manne wunden ist mir geschehen daz;
der ich alsô manegen hiute hân erslagen,
ob ich des swern solde, ine kundez nimmer gesagen."

Er sprach „bruoder Dancwart, sô hüetet uns der tür,
lât der Hiunen einen komen niht derfür."
„sol ich sîn kameraere," sprach der küene man,
„alsô rîchen künigen ich wol gedienen kan."

„Mich nimet des michel wunder," sprach aber Hagene,
„waz nu hie inne rûnen die Hiunen degene.
si waen des lihte enbaeren der an der tür dâ stât
unt diu hovemaere geseit den Burgonden hât.

Ich hân vernomen lange von Kriemhilde sagen
daz si ir herzeleide wolde niht vertragen.
nu trinken wir die minne und gelten's küneges win.
der junge voit der Hiunen der muoz der aller êrste sîn."

Dô sluoc daz kint Ortlieben Hagen der helt guot,
daz im gein der hende anme swerte vlôz daz bluot
unt der küniginne daz houpt spranc in die schôz.
dô huop sich under degenen ein mort vil grimme unde grôz.

Nur zwei Scharen hielten sich vom Kampfe fern, Dietrich von Bern mit seinen Recken und Rüdiger mit seinen Rittern. Beide wollten nicht gegen die fechten, in deren Lehen sie standen, noch auch gegen die Freunde stürmen. Mit gewaltiger Stimme forderte Dietrich Friede für sich und die Seinen; König Gunther selbst gab ihm das Wort, die Schwerter senkten sich. Da nahm Herr Dietrich am einen Arm die Königin, am anderen führte er Etzel zum Hause hinaus.

Si heten die si wolden lâzen für den sal:
dô huop sich innerhalben groezlicher schal.
die geste sêre râchen daz in ê geschach.
Volkêr der vil küene, hey waz er helme zebrach!

Sich kêrte gein dem schalle Gunther der künic hêr.
„hoert ir die doene, Hagne, die dort Volkêr
videlt mit den Hiunen, swer zuo den türnen gât?
ez ist ein rôter anstrich, den er zem videlbogen hât."

„Mich riwet âne mâze," so sprach Hagene,
„daz ich ie gesaz in dem hûse vor dem degene.
ich was sîn geselle unde ouch er der mîn:
kom wir immer wider heim, daz sul wir noch mit triwen sîn.

In gesach nie videlaere sô hêrliche stân,
alsô der degen Volkêr hiute hât getân.
sîne leiche hellent durch helm und durch rant.
jâ sol er rîten guotiu ros und tragen hêrlich gewant."

Swaz der Hiunen mâge in dem sale was gewesen,
der enwas nu deheiner dar inne mê genesen.
des was der schal geswiftet, daz niemen mit in streit:
diu swert von handen leiten die küenen recken gemeit.

Wie sie die tôten abe wurfen

Die herren nâch ir müede gesâzen dô zetal.
Volkêr unde Hagne die giengen für den sal.
sich leinden über schilde die übermüeten man:
dô wart dâ rede spaehe von in beiden vil getân.

Dô sprach von Burgonden Giselher der degen
„jane muget ir, lieben vriunde, noch ruôwe niht gephlegen:
ir sult die tôten liute ûz dem hûse tragen.
wir werden noch bestanden, ich wilz iu waerlîchen sagen.

Sine suln uns under füezen hier niht langer ligen.
ê daz uns die Hiunen mit sturme an gesigen,
wir howen noch die wunden diu mir vil sanfte tuot.
des hân ich", sprach dô Giselher, „einen staetigen muot."

Dô volgeten si dem râte unt truogen für die tür
siben tûsent tôten wurfen si derfür.
vor des sales stiegen vieln si zetal.
dô huop sich von ir mâgen ein vil klagelîcher schal.

. . . . . .

Dô stuonden vor dem hûse manic tûsent man.
Volkêr unde Hagne reden dô began
mit Ezeln dem künige allen ir muot.
des kômen sît in sorge die helde küene unde guot.

„Ez zaeme", sô sprach Hagne, „vil wol volkes trôst,
daz die herren vaehten ze aller vorderôst,
alsô der mînen herren hie ieslîcher tuot:
die howent durch die hel me,daz nâch den swerten vliuzet bluot."

Ezel was der küene, er vazte sînen schilt.
„nu vart gewerlîche", sprach vrou Kriemhilt,
„und bietet ir den recken daz golt über rant:
wan erreicht iuch Hagene, ir habet den tôt an der hant."

Der künic was sô küene, er wold erwinden niht;
daz von sô rîchen fürsten selden nu geschiht:
man muos in bî dem vezzel ziehen wider dan.
Hagne der grimme in aber hoenen began.

„Ez was ein verriu sippe", sprach Hagne der degen,
„wie Ezel unde Sifrit ze samne hât gephlegen:
er minnete Kriemhilden, ê si ie gesaehe dich:
künic vil boese, war umbe râtest ane mich?"

Dise rede hôrte des edeln küneges wîp.
des wart in ungemüete Kriemhilde lîp,
daz er si torste schelden vor Etzelen man;
dar umbe si aber râten an die geste began.

Si sprach „der von Tronije Hagen slüege
unde mir sîn houbet her für mich trüege,
dem fult ich rôtes goldes den Etzelen rant,
dar zuo gaeb i'm ze miete vil guote bürge unde lant."

„Nu enweiz ich, wes si bîtent", sprach der spilman.
„ine gesach nie helde mê sô zagelîchen stân,
dâ man hôrte bieten alsô hôhen solt.
jâ ensold in Etzel dar umbe nimmer werden holt.

Die hie sô lasterlîchen ezzent des küneges brôt
unde im nu geswîchent in der groezisten nôt,
der sihe ich hie manegen vil zaglîchen stân,
und wellent doch sîn küene: si müezens immer schande hân."

Wie diu künigin den sal vereiten hiez

Dô sprach zuo dem künige der starke Gêrnôt
„sô sol iu got gebieten daz ir friuntlîchen tuot.
slaht uns ellende, und lât uns zuo iu gân
hin nider an die wite: daz ist iu êre getân.

Swaz uns geschehen künne, daz lât dâ kurz ergân.
ir hapt sô vil gesunder, unt turrens uns bestân,
daz si uns sturmmüede lâzent niht genesen.
wie lange sul wir recken in disen arebeiten wesen?"

Die Etzelen recken die heten ez nâch getân,
daz si si wolden lâzen für den palas gân.
daz gehôrte Kriemhilt: ez was ir grimme leit.
des wart den ellenden fride gâhes widerseit.

„Neinâ, ziere recken, des ir dâ habet muot,
ich râte an rehten triuwen daz ir des niht entuot,
daz ir die mortraezen iht lâzet für den sal.
sô müesen iwer mâge lîden den toetlîchen val.

Ob ir nu nieman lebte wan diu Uoten kint,
die mînen edelen bruoder, und koemens an den wint,
erkuolent in die ringe, sô sît ir alle verlorn.
ezn wurden küener degene zer werlde nie geborn."

Dô sprach der junge Giselher „vil schoeniu swester mîn,
des getrout ich vil übele, dô du mich über Rîn
ladetes her ze lande in dise grôze nôt.
wie hân ich an den Hiunen hie verdienet den tôt?

Ich was dir ie getriuwe, nie tet ich dir leit:
ûf solhen gedingen her ze hove ich reit,
daz du mir holt waerest, vil liebiu swester mîn.
bedenke an uns genâde: ez mac niht anders gesîn."

„Ich enmag iu niht genâden: ungenâde ich hân.
mir hât von Tronge Hagene sô grôziu leit getân,
ez ist vil unversüenet die wile ich hân den lîp.
ir müeztes alle engelten", sprach daz Etzelen wîp.

„Welt ir mir Hagen einen ze einem gîsel geben,
sone wil ich niht versprechen ichen welle iuch lâzen leben:
wan ir sît mîne brüeder unde einer muoter kint:
sô red ichz nâch der suone mit disen helden die hie sint."

„Mune welle got von himele", sprach dô Gêrnôt.
„ob unser tûsent waeren, wir laegen alle tôt,
der sippe dîner mâge, ê wir den einen man
gaeben hie ze gîsel. ez wirt nimmer getân."

„Wir müesen doch ersterben." sô sprach dô Gîselher.
„uns enscheidet niemen von ritterlicher wer.
swer gerne mit uns vehte, wir sîn et aber hie;
wan ich deheinen mînen friunt an triwen nie verlie."

Dô sprach der küene Dancwart, im zaeme niht ze dagene:
„jâ enstêt niht eine mîn bruoder Hagene.
die hie den vride versprechent, ez möht in werden leit.
des bringe wir iuch inne: daz si iu waerlich geseit."

Dô sprach diu küniginne „ir helde vil gemeit,
nu gêt der stiege nâher und rechet mîniu leit.
daz wil ich immer dienen als ich von rehte sol.
der Hagen übermüete der gelôn ich im wol.

Lât einen ûz dem gademe niht komen über al:
sô heiz ich viern enden zünden an den sal:
sô werdent wol errochen elliu mîniu leit."
die Etzelen recken die wurden alle schiere bereit.

Die noh hie ûze stuonden, die tribens in den sal
mit slegen und mit schüzzen: des wart grôz der schal.
doch wolden nie gescheiden die fürsten und ir man:
sine kunden von ir triuwe an ein ander niht verlân.

Den sal den hiez dô zünden daz Etzelen wîp.
dô qualte man mit fiure den helden dâ den lîp.
daz hûs von einem winde vil balde al erbran.
ich waene volk enheinez groezer angest ie gewan.

Ir einer sprach dar inne „wir müezen ligen tôt.
waz hilfet uns daz grüezen daz uns der künec enbôt?
mir tuot von starker hitze der durst sô rehte wê,
daz waene mîn leben in disen sorgen schier zergê."

Dô sprach von Trongen Hagen, „ir edeln ritter guot,
swen twinge dürstennes nôt, der trinke hie daz bluot.
daz ist an solher hitze noh bezzer denne wîn.
ez en mac et niht bezzer an disen ziten gesîn."

Dô gie der recken einer da er einen tôten vant:
er kniet im zuo der wunden, den helm er abe gebant:
dô begunde er trinken daz fliezende bluot.
swie ungewon ers waere, ez dûhte in groezlichen guot.

„Nu lône iu got, her Hagene", sprach der müede man,
„daz ich von iwer lêre sô wol getrunken hân.
mir ist noch geschenket vil selten bezzer wîn.
lebe ich deheine wile, ich sol iu immer waege sîn."

Dô die andern daz gehôrten daz ez in dûhte guot,
dô wart ir michels mêre die trunken ouch daz bluot.
dâ von gewan vil krefte ir etliches lîp.
des engalt an lieben friunden sît manic waetlîchez wîp.

Daz fiur viel genôte ûf si in den sal:
dô leiten siz mit schilten von in hin zetal.
der rouch und ouch diu hitze in tâten beidiu wê.
ich waen sô grôzer jâmer an helden immer mêr ergê.

Dô sprach von Tronge Hagene „stêt zuo des sales want,
lât niht die brende vallen ûf iwer helmbant,
tret si mit den füezen tiefer in daz bluot.
ez ist ein übel hôchzît die uns diu küniginne tuot."

In sô getânem leide in doch der naht zeran.
noch stuont vor dem hûse der küene spilman
und Hagen sîn geselle, geleint über rant:
si warten schaden mêre von den ûz Etzelen lant.

Dô sprach der videlaere „nu gê wir in den sal.
sô waenent des die Hiunen daz wir sîn über al
tôt von dirre quâle diu an uns ist getân.
si sehent uns noch begegene in strîte ir eteslîchen gân."

Dô sprach von Burgonden Giselher daz kint
„ich waen ez tagen welle: sich hebet ein küeler wint.
nu lâz uns got von himele noch lieber zît geleben.
uns hât mîn swester Kriemhilt ein arge hôhgezît gegeben."

Dô sprach aber einer „ich kiuse nu den tac.
sît daz ez uns nu bezzer wesen niene mac,
sô wâfent ir iuch, helde, gedenket an den lîp.
jâ kumt uns aber schiere des künic Etzelen wîp."

Der wirt wolde waenen, die geste waeren tôt
von ir arbeite und von des fiurs nôt:
dô lebt ir noch dar inne sehs hundert küener man,
daz nie künec deheiner bezzer degene gewan.

Man sagte Kriemhilte, ir waere vil genesen.
dô sprach diu küniginne, daz möhte nimmer wesen
daz ir deheiner lebte von des fiurs nôt:
„ich wil des baz getrouwen daz si alle ligen tôt."

Noch genaesen gerne die fürsten und ir man,
ob noch ieman wolte genâde an in begân.
des en kunden si niht vinden an den von Hiune lant:
dô râchen si ir sterben mit vil williger hant.

Des tages wider morgen grüezen man in bôt
mit hertem urliuge: des kômen helde in nôt.
dô wart zuo in geschozzen vil manic starker gêr:
sich werten ritterliche die recken küen unde hêr.

Dem Etzeln gesinde erweget was der muot,
daz si wolten dienen daz Kriemhilde guot;
dar zuo si wolden leisten daz in der künec gebôt:
dâ muose maneger schiere von in kiesen den tôt.

Von geheize und ouch von gâbe man möhte wunder sagen.
si hiez golt daz rôte dar zuo mit schilden tragen:
si gab ez swer sîn ruochte unde ez wolte enphân.
jane wart nie groezer solden ûf vîende mêr getân.

Ein michel teil der recken dar zuo gewâfent gie.
dô sprach der küene Volkêr „wir sîn et aber hie.
ine gesach ûf vehten nie helde gerner komen,
di daz golt des küniges uns ze vâre hânt genomen."

Dô riefen ir genuoge „nâher, helde, baz.
daz wir dâ suln verenden, nu tuon bizîte daz.
hie belîbet niemen, wan der doch sterben sol."
dô sach man schier ir schilde stecken gêrschüzze vol.

Waz mag ich sagen mêre? wol zwelf hundert man
di versuochten ez vil sêre wider unde dan.
dô kuolten mit den wunden die geste wol ir muot.
ezen mohte nieman scheiden: des sach man fliezen dâ daz bluot

Von verchtiefen wunden: der wart dâ vil geslagen.
islîchen nâch den friunden hôrte man dô klagen.
die biderben sturben alle dem rîchen künege hêr.
des heten holde mâge nâch in grâezlîchiu sêr.

Wie Rüdiger und Dietrichs Recken erschlagen wurden

An jenem Morgen kam Rüdiger von Bechelaren zum schwelenden Saal. Unselig war dem Markgrafen zu Sinn, der doch dem jungen Giselher die Tochter gegeben hatte und zugleich König Etzels Lehensmann war; gern hätten Dietrich von Bern wie auch er selbst versucht, die letzten Feinde miteinander zu versöhnen.

Da rief ihn Kriemhild an. Ob er noch an den Eid zu Worms denke, fragte sie. Der Markgraf erschrak. „Ehr und Leben geb ich für euch", antwortete er, „die Seele zu verlieren habe ich euch nicht geschworen, Frau Königin." Herr Etzel kam hinzu. Er mahnte den starken Rüdiger, er mahnte ihn an seinen Mannenschwur.

Selten war einem Helden ein schlimmerer Entschluß auferlegt. Er flehte den König, Land und Burgen zurückzunehmen; was immer Etzel ihm verliehen habe, wolle er verlieren, mit Weib und Tochter wolle er das Land räumen, ehe er gegen die Freunde kämpfe, die er selbst nach Ofen geleitet habe. König Etzel und Kriemhild aber dachten der Toten ohne Zahl, sie konnten den Markgrafen von seinem Eid nicht lösen. Da setzte der edle Rüdiger auf der Waage die Seele über den Leib. Weib, Kind und die Heimatlosen zu Bechelaren befahl er der Gnade des Königs und wappnete sich.

Der junge Giselher sah Herrn Rüdiger näherkommen, er glaubte, er brächte Frieden und bot ihm Willkommen. „Ihr kühnen Nibelungen", antwortete der von Bechelaren, „nun wehrt euch allzumal. Ich muß noch heute streiten, wie ich den Schwur getan." Den Freundesgruß tauschte er mit dem Gegner. Dank sagten ihm die Könige für viel Treue und Liebe, die er ihnen angetan hatte, Abschied nahmen Giselher und Rüdiger.

Als sie nun schon gegeneinander streiten wollten, rief Hagen den Markgraf noch einmal an. Den Schild, den Frau Gotelinde ihm gegeben, sagte er, hätten ihm die Heunen zerhauen. Da schenkte Rüdiger ihm seinen eigenen Schild, ritterlich wollten sie streiten. Es war seine letzte Gabe, viele Augen wurden von Tränen rot. „Möge Gott geben", schrie Hagen, „daß eure Milde immer lebendig bleibe. Nie will ich dich selbst berühren, Rüdiger, und ob du alle erschlügst aus der Burgunder Land." Gegeneinander liefen die Helden dann, Rüdigers Mannen und die letzten der Nibelungen. Lange ging der Kampf, da traf Rüdiger auf Gernot den Starken und spaltete ihm den steinharten Helm. Aber noch im Sterben schlug der König dem Freund durch Helmband und Schild.

Schwer wog das Sterben der beiden Gewaltigen, so schwer, daß es still im Saal wurde und König Etzel im Burghof zu fürchten begann, Rüdiger hätte dem Feind Frieden gegeben. Volker gab ihm die Antwort, er verkündete den Heunen des Markgrafen Tod. Da wurde des Königs Jammer so stark, wie eines Löwen Stimme scholl sein Wehruf über Stadt und Burg.

In ihren Herbergen hörten Dietrichs Mannen die Klage. Der starke Wolfhart trat vor die Tür, um zu hören, was geschehen sei, schon hatte auch Helferich von

Rüdigers Tod gehört. Aber Dietrich von Bern glaubte nicht daran; in ein Fenster der Herberge setzte er sich, ihm war das Herz so schwer.

Hildebrand und die zwölf Recken des Berners baten um Urlaub, sie wollten die Burgunder fragen. Als sie nun in Wahrheit vernahmen, daß Rüdiger erschlagen war, hoben auch sie an zu klagen und verlangten den Toten, damit sie an ihm noch vergelten könnten, was er mit Treue an jedem der Fremden getan. König Gunther war ritterlich bereit, dem Wunsche der Zwölf zu willfahren; Volker der Spielmann aber spottete und riet, den Toten selbst zu holen, über dem er geige. „Ehe ihr indes meinen Saiten die Töne raubt, wird euer Helm trüb werden von meiner Hand." Da ging von den Schwertern der feuerrote Wind, die besten aller Recken, des Berners Mannen, schritten gegen die Burgunder. Von Meister Hildebrands Hand wurde der übermütige Volker erschlagen, der starke Dankwart fiel und der junge König Giselher. Mann gegen Mann kämpften die Stärksten der Nibelungen und die Ritter Dietrichs von Bern; so grimmig war der Kampf, daß sie nicht mehr voneinander ließen, bis sie schier alle einander überwunden hatten.

Wie Gunther unde Hagene unde Kriemhilt wurden erslagen

Dâ was nu niemen lebende al der degene,
niwan die zwêne aleine, Gunther und Hagene.
mit bluote gie berunnen der alte Hildebrant:
er brâhte leidiu maere dâ er Dietrichen vant.

„Nu sagt mir, meister Hildebrant, wie sît ir sô naz
von dem verchbluote? oder wer tet iu daz?
ich waene ir mit den gesten zem hûse habt gestriten.
ich verbôt ez iu sô sêre: dô het irz billîch vermiten."

Dô sagt er sînem herren „ez tet Hagene.
der sluog mir dise wunden in dem gademe,
dô ich von dem recken wolde wenden dan
mit mînem lebne ich kûme dem tievel entran."

Dô sprach der Bernaere „vil reht ist iu geschehen,
dô ir mich friuntschefte den reken hôrtet jehen,
daz ir den fride dô brâchent, den ich in het gegeben.
het ichs niht immer schande, ir soldet verliesen daz leben."

„Nu enzürnet niht sô sêre, mîn her Dietrîch.
an mir unt mînen friunden der schade ist alze rîch.
wir wolden Rüedegêren hân getragen dan:
desen wolden uns niht gunnen des künic Guntheres man."

„Sô wê mir dirre leide. ist Rüedegêr doch tôt,
den muoz ich immer klagen: des gêt mir grôziu nôt.
Gotelint diu edele ist mîner basen kint.
ach wê der armen weisen die dâ ze Bechelâren sint."

Riwen unde leides mant in dô sîn tôt.
er begunde weinen: des gie dem helde nôt.
„owê getriwer helfe die ich verlorn hân.
jane überwinde ich nimmer mêre des künic Ezeln man.

Megt ir mir, meister Hildebrant, diu rehten maere sagen,
wer der reke waere der in dâ hât erslagen?"
er sprach „daz tet mit kreften der starke Gêrnôt:
vor Rüedegêres handen ist ouch der helt gelegen tôt."

Er sprach ze Hildebrande „nu sagt mînen man
daz sî sich balde waffen: wan ich wil dar gân.
und heizet mir gewinnen mîn liehtez wîfgewant.
ich wil selbe frâgen die helde ûz Burgonde lant."

Dô sprach meister Hildebrant „wer sol zuo iu gên?
swaz ir habt der lebenden, die seht ir bi iu stên.
daz bin ich alterseine: die andern die sint tôt."
dô erschricte er dirre maere: des gie im waerlîchen nôt,

Wan er leit sô grôzez zer werlde nie gewan.
er sprach „und sint erstorben alle mîne man,
sô hât mîn got vergezzen, ich armer Dietrîch.
ich was ein künec gewaltic hêr unde rîch.

Wie kunde ez sich gefüegen", sprach aber her Dietrîch,
„daz sî alle sint erstorben, die helde lobelîch,
von den strîtmüeden, die doch heten nôt?
wan durch mîn ungelücke, in waere fremde noch der tôt.

Sît daz es mîn unsaelde niht langer wolt entwesen,
sô sagt mir, ist der geste noch ieman dâ genesen?"
dô sprach meister Hildebrant „daz weiz got, nieman mêr
niwan Hagen aleine und Gunther der künic hêr."

Dô nam der herre Dietrîch selbe sîn gewant:
im half, daz er sich wâfent, der alte Hildebrant.
dô klagt alsô sêre der kreftige man,
daz daz hûs erdiezen von sîner stimme began.

Do gewan er aber widere rehten heldes muot.
in grimme wart gewâfent dô der degen guot,
einen schilt vil vesten den nam er an die hant.
sî giengen balde danne, er unde meister Hildebrant.

Dô sprach von Tronge Hagene „ich sihe dort her gân
den herren Dietrîche: der wil uns bestân
nâch sînem starken leide daz im hie ist geschehen.
man sol daz hiute kiesen wem man des besten müge jehen.

Jane dunket sich von Berne der herre Dietrîch
nie sô stark des libes und sô gremlîch,
und wil erz an uns rechen daz im ist getân",
alsô redete Hagene, „ich getar in harte wol bestân."

Dô Dietrich gehôrte den grimmen Hagen muot,
den schilt vil balde zucte der snelle degen guot.
wie balde gein im Hagne von der stiegen spranc!
Nibelunges swert daz guote vil lûte ûf Dietrîch erklanc.

Dô wesse wol her Dietrich daz der küene man
vil grimmes muotes waere schirmen im began
der herre von Berne vor angestlîchen slegen.
vil wol erkanter Hagenen, den vil zierlîchen degen.

Ouch vorht er Balmunge, ein wâfen starc genuoc.
under wilen Dietrich mit listen wider sluoc,
unz daz er Hagenen mit strîte doch betwanc.
er sluog im eine wunden: diu was tief unde lanc.

Do gedâht der herre Dietrich „du bist in nôt erwigen:
ich hâns lützel êre, soltu tôt vor mir geligen.
ich wil ez sus versuochen, ob ich ertwingen kan
dich mir ze einem gîsel." daz wart mit sorgen getân.

Den schilt liez er vallen: sîn sterke diu was grôz:
Hagen von Tronge mit armen er beslôz.
des wart dô betwungen von im der küene man.
Gunther der edele dar umbe trûren began.

Hagenen bant dô Dietrich und fuort in dâ er vant
die edeln küniginne, und gab ir bî der hant
den küenisten recken der ie swert getruoc.
nâch ir vil starkem leide dô wart si vroelich genuoc.

Vor liebe neig dem degne daz vil edel wîp:
„immer sî dir saelic dîn herze und ouch dîn lîp.
du hâst mich wol ergetzet aller mîner nôt.
daz sol ich immer dienen, mich ensûme der tôt."

Dô sprach der herre Dietrich „ir sult in lân genesen,
edeliu küniginne. und mag daz noch gewesen,
wie wol er iuch ergetzet daz er iu hât getân!
er sol des niht engelten daz ir in gebunden sehet stân."

Dô hiez si Hagen füeren an sînen ungemach,
dâ er lac beslozzen unt dâ in niemen sach.
Gunther der künic edele rüefen dô began
„war kom der helt von Berne? der hât mir leide getân."

Dô gie im hin engegene der herre Dietrîch.
Guntheres ellen daz was vil lobelîch:
do enbeit och er niht mêre, er lief her für den sal.
von ir beider swerten huob sich ein groezlicher schal.

Ir ellen und ir sterke beide wârn grôz.
palas unde türne von ir slegen dôz,
dô si mit den swerten hiuwen ûf die helme guot.
ez het der künic Gunther einen hêrlîchen muot.

Sît twang in der von Berne, als Hagen ê geschach.
daz bluot man durch die ringe dem helde fliezen sach,
von einem starkem swerte: daz truog her Dietrich:
doch het gewert her Günther nâch müede loblîchen sich.

Dietrich von Berne der nam in bi der hant:
dô fuort er in gebunden da er Kriemhilde vant.
dô was mit sînem leide ir sorgen vil erwant.
si sprach „willekomen Gunther ûzer Burgonden lant."

Er sprach „ich solde iu nîgen, vil liebiu swester mîn,
ob iwer grüezen mehte genaediclîcher sîn.
ich weiz iuch, küniginne, sô zornic gemuot,
daz ir mich unde Hagenen vil swachez grüezen getuot."

Dô sprach der helt von Berne „vil edels küneges wîp,
ez enwart nie gîsel mêre sô guoter ritter lîp,
als ich iu, vrowe hêre, an in gegeben hân:
nu sult ir die ellenden mîn vil wol geniezen lân."

Si jach si taet ez gerne. dô gie her Dietrîch
mit weinenden ougen von den helden lobelîch.
sît rach sich grimmicliche daz Etzelen wîp:
den ûz erwelten degnen nam si beiden den lîp.

Dô gie diu küniginne dâ si Hagen sach.
wie rehte vîntlîche si zuo dem reken sprach!
„welt ir mir geben widere daz ir mir hapt genomen,
so megt ir noch wol lebende heim zuo den Burgonden komen."

Dô sprach der grimme Hagne „diu bete ist gar verlorn,
vil edeliu küniginne. jâ hân ich des geswôrn.
daz ich den hort iht zeige die wile daz si leben,
deheiner mîner herren, so enwirt er nieman gegeben."

„Ich bringez an ein ende." sô sprach daz edel wîp.
dô hiez si ir bruoder nemen dâ den lîp.
man sluog im ab daz houbet: bi hâre si ez truoc
für den helt von Tronge. dô wart im leide genuoc.

Alsô der ungemuote sines herren houbet sach,
wider Kriemhilde dô der reke sprach
„du hâst ez nach dinem willen ze einem ende brâht,
und ist och rehte ergangen als ich mir hête gedâht.

Nu ist von Burgonde der edel künic tôt,
Gîselher der junge, und och Gêrnôt.
den schatz weiz nu nieman wan got unde mîn:
der sol dich vâlandinne immer gar verholn sîn."

Si sprach „sô habt ir übele geltes mich gewert.
sô wil ich doch behalten daz Sîfrides swert.
daz truoc mîn holder friedel, do ich in jungist sach,
an dem mir herzen leide vor allem leide geschach."

Si zôch ez von der scheide: daz kunde er niht erwern.
dô dâhte si den recken des lebenes behern.
si huob ez mit ir handen, daz houpt si im abe sluoc.
daz sach der künic Etzel: dô was im leide genuoc.

„Wâfen", sprach der fürste, „wie ist nu tôt gelegen
von eines wibes handen der aller beste degen
der ie kom ze sturme oder ie schilt getruoc!
swie vînt ab ich im waere, ez ist mir leide genuoc."

Dô sprach der alte Hildebrant „ja geniuzet sis niht,
daz si in slahen torste. swaz halt mir geschiht,
swie er mich selben brâhte in angestliche nôt,
iedoch sô wil ich rechen des küenen Trongers tôt."

Hildebrant der alte ze Kriemhilde spranc,
er sluog der küniginne eines swertes swanc.
jâ tet ir diu sorge von Hildebrande wê.
waz mohte si gehelfen daz si vil groezlichen schrê?

Dô was gelegen über al dâ der veigen lîp.
ze stücken was gehouwen dô daz edel wîp.
Dietrich und Etzel weinen dô began:
si klagten inneclîche beidiu mâge unde man.

Diu vil michel êre was dâ gelegen tôt.
die liute heten alle jâmer unde nôt.
mit leide was verendet des küneges hôhzît,
als ie diu liebe leide ze aller jungiste gît.

Ich enkan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach:
wan ritter unde vrouwen weinen man dâ sach,
dar zuo die edeln knehte, ir lieben friunde tôt.
hie hât daz maer ein ende: daz ist der Nibelunge nôt.

36. Die Nibelungen

Agnes Miegel

In der dunkelnden Halle saßen sie,
sie saßen geschart um die Flammen,
Hagen Tronje zur Linken, sein Schwert auf dem Knie,
die Könige saßen zusammen.

Schön Kriemhild kauerte nah der Glut,
von ihren schmalen Händen
zuckte der Schein wie Gold und Blut
und sprang hinauf an den Wänden.

König Gunther sprach: „Mein Herz geht schwer,
hör ich den Ostwind klagen!
Spielmann, lang deine Fiedel her,
sing uns von frohen Tagen!"

Aufflog ein jubelnder Bogenstrich
und flatterte an den Balken;
Herr Volker sang: „Einst zähmte ich
einen edelen Falken . . ."

Die blonde Kriemhild blickte auf
und sprach mit Tränen und leise:
„Spielmann, hör mit dem Liede auf,
sing eine andere Weise!"

Die braune Fiedel raunte alsbald
träumend und ganz versonnen;
Herr Volker sang: „Im Odenwald
da fließt ein kühler Bronnen . . ."

Die blonde Kriemhild wandte sich
und sprach mit Tränen und bange:
„Mein Herz schlägt laut und fürchtet sich
und bebt bei deinem Sange . . ."

Anhub die Fiedel zum drittenmal,
aufweinend in Gram und Leide;
Herrn Volkers Stimme sang im Saal,
wie ein Vogel auf nächtiger Heide:

„Es glimmt empor aus ewger Nacht
heißer als alle Feuersglut,
gelb wie das Aug der Zwergenbrut,
das gierig seinen Glanz bewacht, —
o weh der Lust, die mich gezeugt!

Wie Brunft nach Brunft im Forste schreit,
wie nach der Lohe lechzt die Glut,
so treibt die Gier nach Menschenblut
ans Licht den Hort der Dunkelheit, —
o weh dem Schoß, der mich gebar!

Es ruft den Neid, es weckt den Mord,
stört auf die Drachen Trug und List,
hetzt Rachsucht, die die Rache frißt, —
und immer röter glüht der Hort, —
O weh der Brust, die mich gesäugt!

Es treibt und schwimmt im Purpurquell,
es trinkt den Quell und lechzt nach mehr,
es braust und schäumt, die Flut steigt schnell,
breit wie die Donau strömt es her, —
O weh der Lieb, die lieb mir war!

Es schäumt und braust, atmet und steigt,
schon brandet's draußen an die Tür,
es klopft und pocht, der Riegel weicht,
nun flutet's heiß und rot herfür, —
weh über mich, weh über euch!" —

Jäh bei dem letzten Bogenstrich
sprangen die Saiten und schrien,
Hagen von Tronje neigte sich
und wiegte sein Schwert auf den Knien.

Die Könige saßen bleich und verstört,
doch die schöne Kriemhild lachte;
sie sprach: „Nie hab ich ein Lied gehört,
das mich lustiger machte!"

Sie kniete nieder und schürte die Glut,
von ihren schmalen Händen
zuckte der Schein wie Gold und Blut
und sprang hinauf an den Wänden.

37. Der Fiedler von Alzey

Ernst Bertram

Kurz eh das Letzte kommt — o rote Not —
ruft Gott aus seinem Volke den Gesang
schon sterbenden herauf, daß er die Nacht
verherrliche zum Sternbild Melodie,
Fiedler vorm Untergang. Noch einmal horcht
Gezücht gesanglos wimmelnd, rattengrau,
im Abenddunst der leeren Steppe zu,
wie der die Helden tönt. Dann stillen Blicks
zerbricht er seines Bogens Glück und weiß:
Nun kommt der Brand im Saal. Sie trinken wild
das warme Blut des Freunds. Die Welt wird Schrei,
Rache, Gelächter, Qualm. Die Welt erlischt.

38. Ein Lied Volkers

Börries, Freiherr von Münchhausen

Mir dröhnt der Helm an den Ohren,
wenn Hagen im Kampf Befehle gibt, —
und hab unter Speeren und Sporen
doch keine Stimme wie seine geliebt.

Was immer der Tronnier begonnen,
es dünkte mir edel und eisern gut, —
und ich sah doch beim Odenwald-Bronnen
an seinem Speer auch Siegfrieds Blut!

Hochmütig und Freund der Gewalttat,
so reitet er durch die umdüsterte Welt,
und um was seine Faust sich geballt hat,
das hält sie in Treue, die niemals zerspellt.

Wir, die wir den Lehnseid geschworen,
stehn täglich gelassen vor offenem Grab,
doch Hagen hat etwas verloren,
das keiner von uns seinem Lehnsherrn gab:

Wenn er geht durch die Gassen der Zelte,
so raunt's an den Feuern beidseits um ihn her:
„Der bessere Mann, den er fällte,
trug bückend im Rücken den tückischen Speer!"

Und reiten im Heerzug die Scharen,
so flüstert von Sattel zu Sattel es rauh:
„Der Hort, nach dem wir einst gefahren,
er raubte ihn heimlich der wehrlosen Frau!"

Er ist, den die Edelsten scheuen,
er ist von den Dornen des Grauens umzäunt,
und der treueste aller Getreuen
fand selber nicht einen hingebenden Freund.

Wir gaben an klirrenden Tagen
dem König den Schwertarm für billige Huld, —
doch am schwersten Tage gab Hagen
an Gunther den Eid: „Mein Teil sei die Schuld!"

Drum, ob auch das Herz mir erzittert,
als Siegfried gestöhnt und als Kriemhild geweint,
doch bist du, vom Grauen umwittert,
der Held meiner Lieder, mein Hagen, mein Freund.

Der Schenk von Limburg

(Große Heidelberger Liederhandschrift)

39. Tanzlied

Springe wir den reigen
nu, frouwe mîn,
vröun uns gegen dem meigen,
uns kumet sîn schîn!
der winter, der der heide
tet senede nôt,
der ist nu zergangen.
sîst wunneclîch beyangen
von bluomen rôt.

40. Liebeslied

Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen:
verlorn ist daz sluzzelîn:
dû muost immer drinne sîn.

41. Sommer

Ich gesach den sumer nie,
daz er sô schône dûhte mich.
mit manigen bluomen wolgetân
diu heide hât gezieret sich.
sanges ist der walt sô vol,
diu zît, diu tuot den kleinen vogelen wol.

42. Der Falke

Der von Kürenberg

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete als ich in wolte hân
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und fluog in anderiu lant.

Sît sach ich den valken schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn.
got sende sie zesamene die gerne geliep wellen sîn!

43. Lob des Frühlings

Heinrich von Veldeke

In den aberillen sô die blûmen springen,
sô lôven die linden end grûnen die bûken,
sô hebben her willen die vogele singen,
want si minne vinden, aldâr si si sûken,
an her genôt: want her blitscap is grôt;
der mich nie verdrôt:
want si swegen al den winter stille.

Walther von der Vogelweide

44. Not des Reiches

Ich saz ûf einem steine
und dachte bein mit beine;
dar ûf satzt ich den ellenbogen.
ich het in mîne hant gesmogen
mîn kinn und ein mîn wange.
dô dâcht ich mir vil ange,
wie man zer welte solte leben.
deheinen rât kond ich mir geben,
wie man driu dinc erwurbe,
der keines nicht verdurbe.
diu zwei sint êre und farnde guot,
daz dicke ein ander schaden tuot;
daz dritte ist Gotes hulde,
der zweier übergulde.
die wolt ich gern in einen schrîn.
jâ, leider des mac nicht gesîn,
daz guot und weltlich êre
und Gotes hulde mêre
zesamene in ein herze komen.
stîg unde weg sint in benomen:
untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze;
fride und recht sint sêre wunt.
diu driu habent geleites nicht, diu zwei werden ê gesunt.

45. Ruf zur Einheit

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen.
ich sach, swaz in der welte was:
velt, walt, loup, rôr unde gras.
swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer erde biuget —
daz sach ich, unde sag iu daz:
der keinez lebet âne haz!
daz wilt und daz gewürme
die strîtent starke stürme.
sam tuont die vogel under in,
wan daz si habent einen sin:
si dûchten sich ze nichte,
si enschüefen starc gerichte.
si kiesent künege unde recht,
si setzent herren unde knecht.
sô wê dir, Tiutschiu zunge,

her walther vō der Vogelweide.

Walther von der Vogelweide

(Große Heidelberger Liederhandschrift)

wie stât dîn ordenunge!
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât.
bekêrâ dich, bekêre!
die zirkel sint ze hêre,
die armen künege dringent dich:
Philippe setz den Waisen ûf, und heiz si treten hinder sich!

46. Des Reiches Krone

Diu krône ist elter, danne der künec Philipp sî.
dâ mugent ir alle schouwen wol ein wunder bî,
wies ime der smit sô ebene habe gemachet.
sîn kaiserlîches houbet zimt ir alsô wol,
daz si ze rechte nieman guoter scheiden sol:
ir beweder daz ander nicht enswachet.
si liuchtent beide ein ander an,
daz edel gesteine wider den jungen süezen man.
die ougenweide sehen die fürsten gerne.
swer nû des Rîches irre gê,
der schouwe, wem der Waise ob sîme nacke stê:
der stein ist aller fürsten leitesterne.

47. Die Lüge Roms

Ich sach mit mînen ougen
manne und wîp tougen,
deich gehôrte und gesach,
swaz iemen tet, swaz iemen sprach.
ze Rôme hôrte ich liugen,
und zwêne künege triugen.
dâ von huop sich der meiste strît,
der ê was oder iemer sît,
dô sich begunden zweien
die pfaffen unde laien.
daz was ein nôt vor aller nôt:
lîp unde sêle lac dâ tôt.
die pfaffen strîten sêre,
doch wart der laien mêre.
diu swert, diu leiten si dernider,
und griffen zuo der stôle wider.
si bienen, die si wolten,
und nicht, den si solten.
dô stôrte man diu goteshûs.
ich hôrte verre in einer klûs
vil michel ungebaere;
dâ weinte ein klôsenaere,
er klagete Got siniu leit:
„owê der bâbest ist ze junc! hilf, Herre, dîner kristenheit!"

48. An Philipp von Schwaben

Philippe, künec hêre,
si gebent dir alle Heiles wort
und wolden liep nâch leide.
nû hâst dû guot und êre,
daz ist wol zweier künege hort,
diu gip der milte beide.
der milte lôn ist sô diu sât,
diu wünneclîche wider gât,
dar nâch man si geworfen hât
wirf von dir milteclîche!
swelch künec der milte geben kan,
si gît im, da er nie gewan.
wie Alexander sich versan!
der gap und gap, dô gap sîm elliu rîche.

49. An Otto IV.

Her kaiser, sît ir willekomen!
der küneges name ist iu benomen,
des schînet iuwer krône ob allen krônen.
iur hant ist krefte und guotes vol,
ir wellet übel oder wol,
so mac si beidiu: rechen unde lônen.
darzuo sag ich iu maere:
die fürsten sint iu undertân,
si habent mit zühten iuwer kunft erbeitet.
und ie der Missenaere
derst iemer iuwer, âne wân!
von Gote wurde ein engel ê verleitet.

Her kaiser, ich bin frônebote
und bring iu botschaft von Gote:
ir habt die erde, er hât das himelrîche.
er hiez iu klagen, ir sît sîn voget,
in sînes sunes lande broget
diu heidenschaft iu beiden lasterliche.
ir muget im gerne richten:
sîn sun, der ist geheizen Krist,
er hiez iu sagen wie erz verschulden welle:
nû lât in zuo iu pflichten!
er richtet iu, dâ er voget ist,
klagt ir joch über den tiufel ûz der helle.

Her kaiser, swenne ir Tiutschen fride
gemachet staete bî der wide,
sô bietent iu die fremden zungen êre.
die sult ir nemen ân arebeit,

und süenen all die kristenheit.
daz tiuret iuch, und müet die heiden sêre.
ir tragt zwei kaisers ellen,
des âren tugent, des lêuen kraft:
die sint dez herzeichen an dem schilte.
die zwêne hergesellen,
wan woltens an die heidenschaft!
waz widerstüende ir manheit und ir milte?

50. Der Pfaffen Doppelzüngigkeit

Got git ze künege, swen er wil,
dârumbe wundert mich nicht vil.
uns laien wundert um der pfaffen lêre.
sî lêrten uns bî kurzen tagen,
daz wellents uns nû widersagen.
nû tuons durch Got und durch ir selber êre,
und sagen uns bî ir triuwen,
an welcher rede wir sîn betrogen;
volrecken uns die einen wol von grunde,
die alten oder die niuwen.
uns dunket, eines sî gelogen!
zwô zungen stânt unebne in einem munde.

51. Der Opferstock

Sagt an, her Stoc, hât iuch der bâbest her gesendet,
daz ir in rîchet und uns Tiutschen ermet unde pfendet?
swenn im diu volle mâze kumt ze Laterân,
sô tuot er einen argen list, als er ê hât getân:
er sagt uns danne, wie daz Rîche stê verworren,
unz in erfüllent aber alle pfarren.
ich waen, des silbers wênic kumt ze hilfe in Gotes lant!
grôzen hort zerteilet selten pfaffen hant.
her Stoc, ir sît ûf schaden her gesant,
daz ir ûs Tiutschen liuten suochet toerinne unde narren!

52. Der welsche Schrein

Ahî! wie kristenlîche nû der bâbest lachet,
swenne er sînen Welschen sagt: „ich hânz alsô gemachet!"
daz er da sagt, des solt er niemer hân gedâcht!
er giht: „ich hân zwên Almân under eine krône brâcht,
daz siz Rîche sulen stoeren unde wasten,
ie dar under füllen wir die kasten!
ich hâns an mînen stoc gement, ir guot ist alles mîn,
ir Tiutsches silber vert in mînen welschen schrîn.
ir pfaffen, ezzet hüener, trinket win,
unde lât die Tiutschen narren fasten!"

53. Wider den Ablaßhandel

Ir bischofe und ir edeln pfaffen sît verleitet!
secht, wie iuch der bâbest mit des tiufels stricken beitet!
saget ir uns, daz er sant Pêters slüzzel habe,
sô saget, warum er sîne lêre von den buochen schabe!
daz man Gotes gâbe icht koufe oder verkoufe,
daz wart uns verboten bî der toufe.
nû lêr ez in sîn swarzez buoch, daz im der hellemôr
hât gegeben, und ûz im les et sîniu rôr.
ir kardenâle, decket iuwern kôr!
unser alter frôn, der ist under einer übelen troufe.

54. An Friedrich II.

Von Rôme vogt, von Pülle künec, lât iuch erbarmen,
daz man mich bî rîcher kunst lat alsus armen!
gerne wolde ich, möchte ez sîn, bî eigenem fiure erwarmen.
zâhî! wie ich dann sunge von den vogellînen,
von der heide und von den bluomen, als ich wilent sanc!
swelch schoene frouwe mir dann gaebe ir habedanc,
der liez ich liljen unde rôsen ûz ir wangen schînen.
kum ich spât und rît fruo — „gast, wê dir, wê!"
sô mac der wirt wol singen von dem grüenen klê.
die nôt bedenket, milter künec, daz iuwer nôt zergê!

55. Das Lehen

Ich hân mîn lêhen! al die welt, ich hân mîn lêhen!
nû fürchte ich nicht den hornunc an die zêhen
und will alle boese herren deste minder flehen.
der edel künec, der milte künec hât mich berâten,
daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.
mîn nâchgebûren dunke ich verre baz getân:
sî sehent mich nicht mêr an in butzen wîs, als sie wilent tâten.
ich bin ze lange arm gewesen ân mînen danc!
ich was sô volle scheltens, daz mîn âtem stanc:
das hât der künec gemachet reine, und darzuo mînen sanc.

56. Unbill des Winters

Diu welt was gelf, rôt unde blâ,
grüen in dem walde und anderswâ.
die kleinen vogele sungen dâ,
nû schrîet aber diu nebelkrâ.
pfligt sî icht ander farwe? — jâ!
sî ist worden bleich und übergrâ.
des rimpfet sich vil manic brâ.
Ich saz ûf einem grüenen lê,
da ensprungen bluomen unde klê
zwischen mir und einem sê.
der ougenweide ist dâ nicht mê!
dâ wir schapel brâchen ê,
dâ lit nû rîf und ouch der snê,
daz tuot den vogellînen wê.

Die tôren sprechent: „snîâ, sni!“
die armen liute: „owê, owî!“
des bin ich swaere alsam ein blî.
der winterſorge hân ich drî:
swaz der und der ander sî,
der wurde ich alse schiere frî,
waer uns der sumer nâhe bî.

Œ danne ich lange lebt alsô,
ê wolt ich essen krebse rô.
sumer, mach uns aber frô,
dû zierest anger unde lô!
mit den bluomen spilt ich dô.
mîn herze swebt in sunnen hô,
daz jaget der winter in ein strô.

Ich bin verlegen als ein sû,
mîn slecht hâr ist mir worden rû.
süezer sumer, wâ bist dû?
jâ, gerner saehe ich feltgebû!
ê daz ich lange in selcher drû
beklemmet waere, als ich bin nû:
ich wurde ê münch ze Toberlû!

57. Mailied

Muget ir schouwen, waz dem maien
wunders ist beschert?
secht an pfaffen, secht an laien,
wie daz allez vert!
grôz ist sîn gewalt.
ine weiz, ob er zouber künne:
swar er vert in sîner wünne,
dâr ist niemen alt.

Uns wil schiere wol gelingen:
wir suln sîn gemeit,
tanzen, lachen unde singen,
âne doerperheit.
wie? wer waere unfrô,
sît die vogele alsô schône
singent in ir besten dône?
tuon wir ouch alsô!

Wol dir, maie, wie dû scheidest
alles âne haz!
wie wol dû die boume kleidest,
und die heide baz!
diu hât farwe mê.
„dû bist kurzer, ich bin langer!“
alsô strîtent ûf dem anger
bluomen unde klê.

58. Wahre Liebe

Herzeliebez frowelîn,
got gebe dir hiute und iemer guot.
kund ich baz gedenken dîn,
des hete ich willeclîchen muot.
waz sol ich dir sagen mê,
wan daz dir nieman holder ist dann ich? dâ von ist mir vil wê.

Sie verwîzent mir daz ich
sô nidere wende minen sanc.
daz si niht versînnent sich
waz liebe si, des haben undanc!
sie getraf diu liebe nie.
die nâch dem guote und nâch der schoene minnent, wê wie minnent die?

Bî der schoene ist dicke haz:
zer schoene niemen sî ze gâch.
liebe tuot dem herzen baz:
der liebe gêt diu schoene nâch.
liebe machet schoene wîp:
desn mac diu schoene niht getuon, sîn machet niemer lieben lîp.

Ich vertrage als ich vertruoc
und als ichz iemer wil vertragen.
dû bist schoene und hâst genuoc:
waz mugen si mir dâ von gesagen?
swaz si sagen, ich bin dir holt,
und nim dîn glesîn vingerlîn für einer küneginne golt.

Hâst dû triuwe und staetekeit,
sô bin ich des ân angest gar
daz mir iemer herzeleit
mit dînem willen widervar.
hâst ab dû der zweier niht,
son müezest dû mir niemer werden. owê danne, ob daz geschiht!

59. Sommertraum

'Nemt, frowe, disen kranz:'
alsô sprach ich zeiner wol getânen maget:
'sô zieret ir den tanz,
mit den schoenen bluomen, als irs ûffe traget.
het ich vil edele gesteine,
daz müest ûf iuwer houbet,
obe ir mirs geloubet.
sêt mîne triuwe, daz ichz meine.'

Si nam daz ich ir bôt,
einem kinde vil gelîch daz êre hât.
ir wangen wurden rôt,
same diu rôse, dâ si bî der liljen stât.
do erschampten sich ir liehten ougen:
dô neic si mir vil schône.
daz wart mir ze lône:
wirt mirs iht mêr, daz trage ich tougen.

Mir ist von ir geschehen,
daz ich disen sumer allen meiden muoz
vast under diu ougen sehen:
lihte wirt mir miniu: so ist mir sorgen buoz.
waz obe si gêt an disem tanze?
‚frowe, dur iuwer güete
rucket ûf die hüete.'
owê gesaehe ichs under kranze!

'Frowe, ir sît sô wol getân,
daz ich iu mîn schapel gerne geben wil,
so ichz aller beste hân.
wizer unde rôter bluomen weiz ich vil:
die stênt sô verre in jener heide.
dâ si schône entspringent
und die vogele singent,
dâ suln wir si brechen beide.'

Mich dûhte daz mir nie
lieber wurde, danne mir ze muote was.
die bluomen vielen ie
von dem boume bî uns nider an daz gras.
seht, dô muost ich von fröiden lachen.
do ich sô wünneclîche
was in troume rîche,
dô taget ez und muos ich wachen.

60. Der Traum

Dô der sumer komen was,
und die bluomen durch daz gras
wünneclîchen sprungen,
aldâ die vogele sungen,
dar kom ich gegangen
an einen anger langen,
da ein lûter brunnen spranc:
vor dem walde was sîn ganc,
dâ diu nachtegale sanc.
Bî dem brunnen stuont ein boum,
dâ gesach ich einen troum.
ich was von der sunnen
gegangen zuo dem brunnen,
daz diu linde mêre
den küelen schaten baere.
bî dem brunnen ich gesaz,
miner swaere ich gar vergaz,
schier entslief ich umbe daz.

Dô bedûchte mich zehant,
wie mir dienten elliu lant;
wie min sêle waere
ze himel âne swaere,
und wie der lîp solte
gebâren, swie er wolte.
dâne was mir nicht ze wê.
Got, der walt es, wie es ergê!
schoener troum enwart nie mê.
Gerne slief ich iemer dâ,
wan ein unsaeligiu krâ
diu begonde schrîen.
daz alle krâ gedien,
als ich in des günne!
si nam mir michel wünne.
von ir schrîen ich erschrac.
wan daz dâ nicht steines lac,
sô waer ez ir suonestac!

Wan ein wunderaltez wîp
diu getrôste mir den lîp.
die begond ich eiden.
nû hât si mir bescheiden,
waz der troum bediute.
daz hoeret, lieben liute! —
zwên und einer — das sint drî;
dan noch sagt si mir dabî,
daz mîn dûme ein finger si.

61. Spruchweisheit

Nieman kan mit gerten
kindes zucht beherten.
den man ze êren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.
dem ist ein wort als ein slac,
den man ze êren bringen mac.
kindes zucht beherten
nieman kan mit gerten.

Hüetet iuwer zungen!
daz zimt wol den jungen.
stôz den rigel für die tür,
lâ kein boese wort dar für.
lâ kein boese wort dar für.
stôz den rigel für die tür.
daz zimt wol den jungen.
hüetet iuwer zungen!

Hüetet iuwer ougen
offenbâr und tougen!
lât si guote site spehen
und die boesen übersehen.
und die boesen übersehen,
lât si guote site spehen,
offenbâr und tougen:
hüetet iuwer ougen!

Hüetet iuwer ôren,
oder ir sît tôren.
lât ir boesiu wort dar in
daz gunêret iu den sin.
daz gunêret iu den sin,
lât ir boesiu wort dar in,
oder ir sint tôren.
hüetet iuwer ôren!

Hüetet wol der drîer
leider alze frîer!
zungen, ougen, ôren sint
dicke schalchaft, ze êren blint.
dicke schalchaft, ze êren blint,
zungen, ougen, ôren sint.
leider alze frîer,
hüetet wol der drîer!

62. Selbstzucht

Wer sleht den leuen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen und disen?
daz tuot jener, der sich selber twinget
und alle sine lit in huote bringet
ûz der wilde in staeter züchte habe.
geligeniu zucht und scham vor gesten
mugen wol eine wile erglesten:
der schîn nimt drâte ûf und abe.

63. Lob der Deutschen

Ir sult sprechen: willekomen! —
der iu maere bringet, daz bin ich.
allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich!
ich wil aber miete;
wirt mîn lôn icht guot,
ich sage iu vil lîchte, daz iu sanfte tuot.
secht, waz man mir êren biete!

Ich wil Tiutschen frouwen sagen
solchiu maere, daz si deste baz
al der welte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
waz wolt ich ze lône?
si sint mir ze hêr;
sô bin ich gefüege, und bite sie nichtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne wâr.
übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrechte strite?
Tiutschiu zucht gât vor in allen!

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der welte hân erkant.
kan ich rechte schouwen
guot gelâz und lîp,
sam mir Got! sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
besser sint dann ander frouwen.

Tiutsche man sint wol gezogen,
rechte als engel sint diu wîp getân.
swer si schilt, der ist betrogen:
ich enkan sîn anders nicht verstân.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant, da ist wünne vil.
lang müeze ich leben dar inne!

64. Walther

Ernst Bertram

Mit Rügelied, mit scharfem Warnerspruch
fahr ich seit Jahr und Jugend durch mein Land,
die Schauensrune, roter Jornesfluch
sie haben Wange mir und Stirn verbrannt.
Und doch hält dies mein Volk die höchste Wacht,
steht Baum des Heils in diesem Wald von Weh,
blüht tröstlich Feuer in die längste Nacht,
und unsre Blume scheint noch durch den Schnee.

65. Ritter

Rainer Maria Rilke

Reitet der Ritter im schwarzen Stahl
hinaus in die rauschende Welt.
Und draußen ist alles: der Tag und das Tal
und der Freund und der Feind und das Mahl im Saal
und der Mai und die Maid und der Wald und der Gral,
und Gott ist selber vieltausendmal
an alle Straßen gestellt.

Doch in dem Panzer des Ritters drinnen,
hinter dem finstersten Ringen,
hockt der Tod und muß sinnen und sinnen:
Wann wird die Klinge springen
über die Eisenhecke,
die fremde befreiende Klinge,
die mich aus meinem Verstecke
holt, drin ich so viele
gebückte Tage verbringe, —
daß ich mich endlich strecke
und spiele
und singe?

66. Der befreite Held

Josef Weinheber

Zur Erd gesenkt den Schild und zerhaun, das Schwert
zerbrochen, nackt, des heiligen Helms beraubt,
beraubt erlauchten Schirms die Stirn, des
Schattenden über dem schönen Auge:

So fiel er hin, die klaffend zerrißne Brust
dem Himmel weisend, da schon die Erd das Blut
der Wunde schrecklich trank; in Stolz und
Trauer gewärtig des Todes und wehrlos.

Ertragbar ist das Unglück, besiegt zu sein.
Untragbar aber schändet der Feindeszwang,
der, vor dem Morgen zitternd, feig das
Kriegsglück zum Schergen der Angst erniedrigt.

Nicht ließen sie ihn liegen für tot. Die Händ
und Füße noch des Sterbenden banden sie
und griffen in sein Haar und schnittens
hohnvoll, das adlige, ab vom Haupte.

Und gingen hin und ließen ihn vor der Nacht
allein. Sie kam, die bittre Nacht, jedoch
die Nacht in ihrer Dauer schenkt den
Willen zur Sonne dem Hoffnungslosen.

Ja, Heilkraft hat die Nacht, und die Gottheit wirkt
im Dunkel. Sieh, es hob der Geschlagne sich
am Morgen auf und hielt dem neuen
Frühlicht ein tapferes Haupt entgegen

und brach die Fesseln jäh in verjüngter Kraft
und stand auf seinen Füßen und nahm die Wehr
vom Boden, während schon dem Freien
reicher das Haar auf die Schulter wogte,

und schritt, vor seiner ehrlichen Brust den Schild,
hinaus und war inmitten der Welt: Gefeit,
unangetastet, groß. Im Sturme
riß er die Gottheit mit sich, zu siegen.

22. F. 41